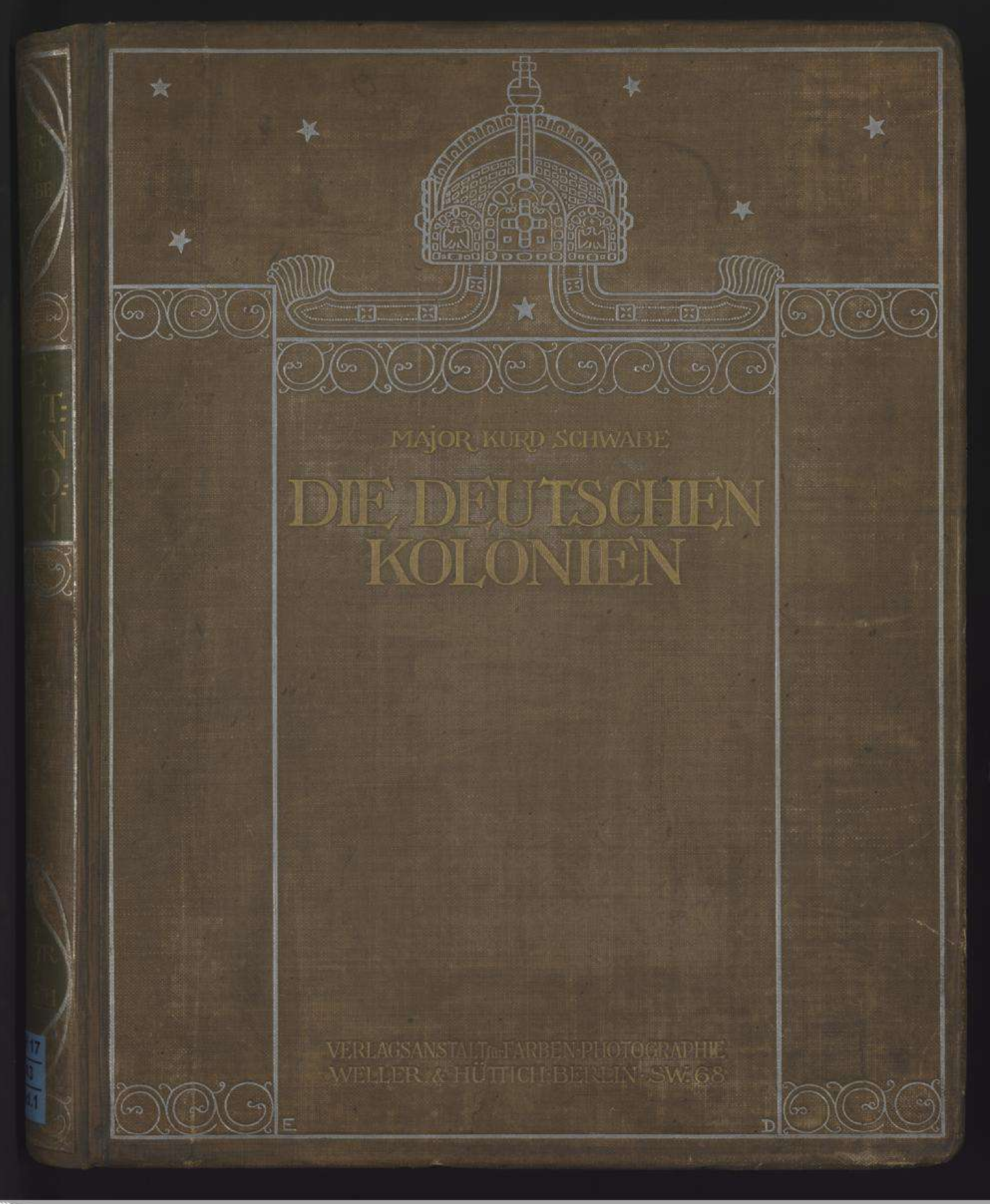

MAJOR KURD SCHWABE
DIE DEUTSCHEN KOLONIEN
VERLAGSANSTALT für FARBEN-PHOTOGRAPHIE
WELLER & HÜTTICH · BERLIN · SW. 68

Die Deutschen Kolonien





DIE
DEUTSCHEN KOLONIEN

HERAUSGEGEBEN VON

MAJOR A. D. KURD SCHWABE

UNTER MITWIRKUNG VON

AMTSRICHTER *DR. FR. BEHME* :: MAJOR IN DER SCHUTZTRUPPE FÜR SÜDWESTAFRIKA *BETHE* :: HAUPTMANN À LA SUITE DER SCHUTZTRUPPE FÜR KAMERUN *DOMINIK* :: GEHEIMER MEDIZINALRAT PROF. *DR. GUSTAV FRITSCH* :: DIREKTOR DER DEUTSCHEN TOGOGESELLSCHAFT BERGASSESSOR A. D. *FR. HUPFELD* :: MARINE-OBERSTABSARZT PROFESSOR *DR. KRÄMER* :: STABSARZT IM KOMMANDO DER SCHUTZTRUPPEN *DR. KUHN* :: GEHEIMER REGIERUNGSRAT PROFESSOR *DR. PAASCHE* :: HAUPTMANN A. D. *H. RAMSAY* :: HAUPTMANN A. D. *VOLKMANN*

HERSTELLUNG DES WERKES UNTER KÜNSTLERISCHER LEITUNG VON

BERNHARD ESCH

FARBENPHOTOGRAPHISCHE AUFNAHMEN VON

DR. ROBERT LOHMEYER, BRUNO MARQUARDT UND *EDUARD KIEWNING*

BAND I

TOGO – KAMERUN – DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA

MIT 126 FARBENPHOTOGRAPHIEN NACH DER NATUR UND ZWAR 20 TAFELBILDERN UND 106 BILDERN IM TEXT



VERLAGSANSTALT FÜR FARBENPHOTOGRAPHIE
WELLER & HÜTTICH
BERLIN

Inhalt



Die Dreifarbendruckklischees wurden in der *K. u. K. Hof-Kunstanstalt von Husnik & Häusler in Prag* hergestellt. Den Dreifarbendruck und den Textdruck führte die Graphische Kunst-Anstalt von *Förster & Borries, Zwickau Sa.* aus. Papier aus der *Ersten Deutschen Kunstdruckpapierfabrik Carl Scheufelen, Oberlenningen (Württemberg).*
Einband und Buchbinderarbeit von der Großbuchbinderei
Paul Hüttich, Hoflieferant, *Gera*. Entwarf des
Einbandes und des Vorsatzes von
Prof. *Emil Döpler d. J.*
Berlin

Zur Einführung.

Von *Gustav Fritsch.*

Als ältestem Afrikareisenden unserer Tage ist mir vom Herausgeber der ehrenvolle Auftrag erteilt worden, dem vorliegenden Werk einige Worte mit auf den Weg zu geben, was mich mit besonderer Genugtuung erfüllt. Führt die Erledigung des Auftrages mich doch in Gedanken zurück in sonnige Breiten, zumal in mein unvergeßliches, liebes Südafrika!

Es war im Dezember des Jahres 1863, als ich beim Leuchtturm der Mosselbay am Kap der guten Hoffnung von flutumgürteter, steiler Uferklippe träumend hinabsah in die schäumende Tiefe unter mir, auf das zürnende Meer, das seine brandenden Wogen an den trotzigen Quarzitfelsen in silbrigen Gischt zerpeitschte, über den ruhelos die weißen Kaptauben dahinglitten.

Angesichts dieses großartigen Schauspiels zog mir Heines schwermütiges Gedicht durch den Sinn:

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möven schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Und diese Verse ließen mich der zahlreichen kühnen Forscher gedenken, die seit Jahrhunderten aus der Ferne heranzogen, um die damals noch unbezwingbar erscheinende Felsenburg Afrika zu gewinnen. Aber viele der ersten von ihnen schwanden dahin und zerschellten an den sich auftürmenden Schwierigkeiten, ohne viel mehr Spuren ihrer hingebenden Tätigkeit zu hinterlassen, als die stürmende Flut an den Felsen des Kaps!

Dennoch hat es all' diesen Pionieren nie an ebenso opferwilligen Nachfolgern gefehlt; stets traten neue feurige Liebhaber des Naturkindes Afrika in die Lücken, die das Verhängnis in ihre Reihen gerissen hatte. War dies Land doch, bevor es sich mit goldenen Flittern und Diamanten behangen hatte, in seiner Jungfräulichkeit gewiß anziehender und reizvoller als später, nachdem rauhe Hände den jugendlichen Zauber zerstört hatten. Wie ein Traumbild ziehen heute jene Jahre an mir vorüber. Das wilde Land wurde mir fast zur zweiten Heimat; ich lernte es kennen in seinen wechselvollen Erscheinungen und lernte es lieben, als es seine Furchtbarkeit für mich verloren hatte. Manch trauter Gefährte teilte mit mir in Afrikas einsamer Steppe des Reiselebens Wechselfälle, schlief mit mir unter Gottes freiem Himmel, bestrahlt von den Sternen des südlichen Kreuzes — und wenn die Wege sich trennten, bezeugte ein inniger Händedruck das Bewußtsein, es könne dem scheidenden Freund aus der Urne des Schicksals vielleicht ein dunkles Los unmittelbar bevorstehen.

Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind, es schäumen und wandern die Wellen.

Aber wahrlich! Sie haben nicht vergeblich gekämpft, und ihre Namen sind unvergänglich in das Buch der Geschichte des Landes geschrieben! Die Lebensaufgabe der Zeitgenossen, die mir meist persönlich bekannt und befreundet waren, wie Moffat, Livingstone, Andersson, Baines, Chapman und Mauch ist erfolgreich zu Ende geführt worden, wie ich als einziger Überlebender aus jener Zeit mit besonderer Freude bestätigen darf. Doch auch die spätere Generation, zu der Pogge, Wißmann und Mohr gehören, hat bereits ihr Schicksal erfüllt und einem dritten Aufgebot ebenso hingebender Kampfgenossen Platz gemacht.

Nicht minder hell erstrahlt der Ruhmesglanz der Forscher, die den nördlichen Teil des Kontinents zu erschliessen bestrebt waren, wie Barth, Vogel, Nachtigal, Flegel, Stanley und Schweinfurth. Konnte doch der Letztere, dem ein gütiges Geschick trotz aller bestandenen Fährlichkeiten Leben und Gesundheit bis zum heutigen Tage bewahrt hat, seinem Werke den stolzen Titel verleihen: Im Herzen von Afrika!

Mit langsamen, zögernden Schritten folgte die Kultur den rüstig vordringenden Pionieren, ganz allmählich schien sich das Bild afrikanischer Kolonisation in ausgedehnteren Gebieten entwickeln zu wollen, in der Heimat erst mit lebhafterem Interesse verfolgt, seit über vier weiten Gebieten des Landes die deutsche Flagge fröhlich im Winde flatterte.

Und nun taucht jene neuere Epoche der Geschichte Afrikas vor uns auf, in der eine Reihe schwerwiegender Ereignisse, in erster Linie die Entdeckung fabelhafter Reichtümer in den menschenleeren Steppen, den Wettlauf der Nationen um den Besitz des Landes hervorrief. Schwer zu hütende Zündstoffe störten die so charakteristische, majestätische Ruhe Afrikas, in dem die vereinzelten Erschütterungen sich bisher nach der Art der leichten örtlichen Wirbelwinde abgespielt hatten, die plötzlich kommen und wieder gehen, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen.

Gewaltige Kämpfe wurden in Nord und Süd, in West und Ost durchfochten, und die eben noch hoffnungsvoll emporblühende Kolonisation schien in Strömen von Blut ersticken zu sollen.

So traten zu den vereinzelten Vorkämpfern vergangener Jahrzehnte nun auch in den deutschen Kolonien lange Reihen neuer Märtyrer der Zivilisation, denen ein einsames Grab fern von der Heimat beschieden war. Sie zählt das Vaterland zu seinen edelsten Söhnen, und ein würdiges Denkmal für diese Toten, deren Asche im Süden, in Ost und West afrikanischer Boden deckt, sind die nun friedvoll emporblühenden Schutzgebiete des Reiches. Hat aber Afrika den zweifelhaften Vorzug, unter allen Ländern die höchste Blutsteuer von seinen Besuchern zu erheben, so haben leider doch auch die jüngeren Kolonien Deutschlands, wie Samoa und der Bismarckarchipel, bereits ihre Märtyrer aufzuweisen, die gleichfalls ein ehrenvolles Gedenken in der Heimat erwarten dürfen.

Ersichtlich wächst die Zahl derjenigen unter uns, welche die steigende Bedeutung der Kolonien anerkennen und durchdrungen sind von der Überzeugung, daß im Hinblick auf die historische Entwicklung derselben das Vaterland eine Ehrenschuld abzutragen hat, die Taten verlangt. Alles, was diese fernen Gebiete fördert und sie uns näher bringt, darf man zu diesen Taten rechnen, und unter ihnen wird das vorliegende Werk gewiß einen hervorragenden Platz beanspruchen können. Man wird die Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, nicht unterschätzen dürfen.

Wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so bietet das in dem Werke zur Anwendung gebrachte Dreifarbenverfahren eine eigentümliche Parallele zu den kolonisatorischen Fortschritten in Afrika: Die auf die Farbenphotographie gerichteten Bestrebungen sind beinahe so alt wie die Photographie

überhaupt; auch hier handelt es sich um ein hohes Ziel, dessen Erreichung die Verhältnisse einen zähen Widerstand entgegensetzen. Und auch die Dreifarbenphotographie hat ihre Märtyrer. Freilich verlangte diese Wissenschaft keine blutigen Opfer, aber wie zahlreiche Forscher haben ihr im stillen Kämmerlein gewaltige Opfer an Zeit und Geld gebracht, Jahre ihres Lebens unentwegt in treuer Anhänglichkeit der spröden Geliebten gewidmet!

Wie die Kultur auf afrikanischem Boden zunächst nur zögernd und sprungweise Fortschritte machte, um dann, in neuester Zeit erst, machtvoll zu erstarken, so hat auch die Dreifarbenphotographie, mit unsicheren Schritten vorwärts dringend, sich doch endlich auf einen Standpunkt erhoben, der die ernsteste Beachtung erheischt. Aber wie wir es heute noch erleben, daß der Wert unseres überseeischen Besitzes in gewissen Kreisen des deutschen Volkes nicht anerkannt wird, so fehlt es gleicherweise nicht an Leuten, welche die ganze Dreifarbenphotographie achselzuckend ablehnen und über die Einbildung spotten, von „natürlichen Farben" der Bilder sprechen zu wollen.

Es ist hier nicht der Ort, über die heute in der wissenschaftlichen Welt fast allgemein anerkannte Berechtigung der zu Grunde liegenden Dreifarbentheorie zu verhandeln, oder den Versuch zu wagen, die dem Verfahren feindseligen Elemente zu bekehren. Dagegen ist es wohl angezeigt, einige Worte über die wesentlichen Schwierigkeiten bei der Beurteilung derartiger Aufnahmen beizufügen.

Der Hauptwert des Verfahrens liegt offenbar darin, daß es ein mechanisch-wirkendes ist und gerade dadurch bei richtiger Anwendung eine gewisse Garantie für die Richtigkeit der Grundfarben bietet. Der Illuminator hat es dagegen natürlich ganz in der Hand, in einem farblosen Bilde beispielsweise einem Rock eine rote oder blaue Farbe zu geben. Gleichwohl wird gerade die Naturwahrheit der Farben vielfach bezweifelt, wobei nachweislich von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgegangen wird.

Die heftigsten Gegner des Verfahrens sind wohl unter den Malern zu finden, was dem inneren Wesen der Sache nach begreiflich genug ist. Doch sollten diese Gegner nicht den Vorwurf der „unnatürlichen Farben" erheben, denn tatsächlich sind gerade ihnen die Farben zu natürlich. Der Maler verlangt von einem „Bilde" außer den Lokaltönen auch „Stimmung", d. h. die Unterordnung der Lokaltöne unter eine auf einen bestimmten Effekt berechnete, allgemeine Färbung. Es ist bekannt genug, wie leider die Sezessionisten sich nicht selten durch den Mißbrauch dieser berechtigten Forderung an der Natur versündigt haben.

Eine ordnungsgemäße Ausführung der Dreifarbentheorie, welche die Grundfarben richtig gegen einander abwägt, gibt allerdings keine „sezessionistischen" Bilder, sie unterdrückt vielmehr, wie man zugeben muß, sehr häufig die „Stimmung" überhaupt. Aber es fehlt nicht an Beispielen, die beweisen, daß darin kein Grundfehler der Dreifarbentheorie liegt, sondern daß eine sichere und sachgemäße Handhabung des Verfahrens auch vortreffliche Stimmungsbilder erzeugt, wie solche in unserer Zeit besonders durch Herrn Miethe vielfach vorgeführt wurden. Hierbei muß eben der photographische Künstler dem mechanischen Verfahren verständnisvoll entgegenkommen.

Ein anderer, nicht ganz unberechtigter Einwand gegen die Anwendung desselben zur Wiedergabe von Landschaften liegt in der Schwierigkeit, die sogenannte „Luftperspektive" zu einem angemessenen Ausdruck zu bringen. Die Erscheinung beruht bekanntlich auf der nicht ganz vollkommenen und dabei wechselnden Durchsichtigkeit der Luft, die in der Ferne den Gegenständen in der Regel einen bläulichen Ton verleiht. Die Zartheit dieser Töne, auf der eine wirksame Luftperspektive beruht, wird von geschickten Malern durch

verschiedene künstlerische Verfahren (Vertreiben, Lasieren der Töne usw.) oft in bewunderungswürdiger Weise erreicht. Heute verfügt allerdings das Dreifarbenverfahren noch nicht über die Mittel, mit der malerischen Technik hierin in einen Wettstreit treten zu können. Da außerordentlich geringe Schwankungen im Ton für eine wirksame Luftperspektive entscheidend sind, so wird bei Dreifarben-Aufnahmen leider der Zufall immer noch eine bedeutende Rolle spielen. Man wird neben sehr befriedigenden Wirkungen andere als mehr oder weniger verfehlt bezeichnen müssen.

Der Beschauer des vorliegenden Werkes wird aber sicherlich die Überzeugung gewinnen, daß die vortrefflichen Leistungen durchaus überwiegen. Eine allseitige warme Empfehlung desselben ist daher gewiß angezeigt, und zwar sowohl in ethischer Hinsicht, in Rücksicht auf den kolonialen Gedanken, den zu fördern und in weite Kreise der Gebildeten zu tragen das Werk in hervorragendem Maße berufen ist, als auch im Hinblick auf die steigende Bedeutung der Dreifarbenphotographie und den berechtigten Anspruch, den diese wertvolle Technik auf weitere Unterstützung und Ausbildung hat.

Möge das Werk als ein besonders wirksames Mittel dazu beitragen, unser Volk noch mehr als bisher für den kolonialen Gedanken zu erwärmen, damit aus ihm die Kolonisatoren der Zukunft erstehen, die mit Enthusiasmus und glücklicher Hand die Fahne Deutschlands tragen! Mögen sie alsdann mit freudiger Genugtuung die ihrer Leitung unterstellten Länder aufblühen sehen, in denen eine glückliche und zufriedene Bevölkerung mit liebevoller Hingabe an die neue Heimat lebt und wirkt. Auch für diese in der Zukunft liegenden Zeiten unserer Kolonien bietet sich ein herrliches Dichterwort dar. Goethe legt es dem alternden Faust als Volksbeglücker in den Mund, als er in Gedanken die von seinen dienenden Geistern erschlossenen Länderstrecken mit einer zahlreichen, fröhlich gedeihenden Bevölkerung besetzt sieht und in die begeisterten Worte ausbricht:

> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!
> Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
> Verweile doch, du bist so schön!
> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Aeonen untergehn.

Indem ich unseren kommenden Kolonisatoren Fausts Ausspruch als verheißungsvolles Motto für die Zukunft widme, stelle ich es Heines schmerzlichem Klagelied über Vergangenes als günstigeres Leitmotiv entgegen. Das vorliegende Werk kann als ein würdiges äußeres Symbol hierfür dienen!

TOGO



Anecho von der Lagune aus

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



Häuptlingshaus in Anecho.

Togo.

Von *Fr. Hupfeld.*

Nach Togo! Durch die Nordsee und den Kanal, durch die berüchtigte Biskaya, dann durch den offenen Ozean hat uns der Woermanndampfer in einer Woche nach den Kanarischen Inseln geführt. Nun geht es dem afrikanischen Festlande zu. Hoch über den Wolken winkt uns der Pik von Teneriffa noch aus lichten, stillen Höhen einen Abschiedsgruß aus der gemäßigten Zone zu. Dann kreuzen wir die Region der Passatwinde, und einen Tag südlich der Inseln überschreiten wir den Wendekreis des Krebses und treten damit in die heiße Zone ein.

Bald erscheint fern im Osten Land: öder Wüstensand, Kap Blanco. Die Küste verschwindet wieder für einundeinhalb Tage, dann taucht das felsige Kap Verde auf, hinter dem die französische Insel Gorée und das stark befestigte Dakar liegen. Von diesem westlichsten Punkte des afrikanischen Festlandes geht es nun in südöstlicher Richtung weiter; in Monrovia, der Hauptstadt der wie das Zerrbild eines Kulturstaates anmutenden Negerrepublik Liberia, wird einige Stunden Halt gemacht. Hier nimmt der Dampfer zur Hilfe und zum Ersatz für die weiße Schiffsbesatzung Kruneger an Bord, und damit macht sich auf einmal neues, eigenartiges Leben bemerkbar: fremdartige Laute vermischt mit dem Kauderwelsch des Küsten-Englisch, europäische Kleidung in lächerlichster Verzerrung und Zusammenstellung, kindliche Fröhlichkeit! Nicht eine Spur von der Erziehung zur ruhig gemessenen Vornehmheit, die der Islam selbst dem Schwarzen gibt, denn diese Kruneger sind Heiden. Aber doch tüchtige Leute! Man muß es nur sehen, wie sie in den schweren Schiffsbooten oder in ihren leichten Kanus durch die wildeste Brandung hindurchrudern, wie sie auf dem Schiff das Laden, Entladen und die Bedienung der Winden und Krahne verrichten, wie sie bei glühender Hitze die Kessel heizen!

Von Monrovia aus geht die Fahrt weiter südostwärts, bis wir uns am Kap Palmas dem Äquator auf nur vier Breitengrade nähern.

Schon seit Dakar ist es afrikanisch heiß geworden, der Aufenthalt unter Deck wird immer mehr gemieden. Sanft gleitet das Schiff durch den hier fast stets ruhigen, nur langsam auf- und abwogenden Ozean. Das Land bleibt in Sicht, waldige flache Hügel bilden die Küste, aber der Kurs muß weit draußen genommen werden, um den zahlreichen unterseeischen Klippen und Riffen der noch nicht genügend aufgenommenen Küste zu entgehen.

Schwärme von Delphinen begleiten das Schiff; von Zeit zu Zeit sieht man auch wohl die aufspritzenden Fontänen von Walfischen; schreiende Möwen tummeln sich in den Lüften. In der Nacht öfters ein geisterhaftes Schimmern der vom Schiffe durchfurchten Wellen: das Meeresleuchten.

Und sinnend wandern die Gedanken zurück in vergangene Zeiten.

Wir sehen im Geist die Seefahrer des Altertums, die Phönizier, auf ihren Segel- und Ruderschiffen über die Säulen des Herkules hinaus kühn in den Ozean vordringen und schon vor drei Jahrtausenden in Marokko Kolonien anlegen; wir gedenken der Nachricht Herodots, daß vor nunmehr zweiundeinhalb Jahrtausenden wiederum die Phönizier Afrika vom roten Meer ausgehend umschifft haben, und wir erinnern uns daran, daß um 470 vor Christi Geburt die Karthager unter Hanno dem Älteren mit einer großen Flotte bis nach Sierra Leone vordrangen.

Aber diese Großtaten des Altertums hatten keinen dauernden Bestand. Der Gesichtskreis jener Zeit reichte nur wenig über das Mittelländische Meer hinaus, kaum bis zu den europäischen Küsten des atlantischen Ozeans. Die öden, sandigen Strandgebiete des nordwestlichen Afrika verlockten nicht zu weiterem Forschen, auch erschweren Klippen und plötzlich auftretende starke Nebel noch heut die Schiffahrt an der Westküste Afrikas.

So ging denn in der Folgezeit auch alle Kunde von diesen Gebieten für Europa verloren. Der Islam eroberte in ununterbrochenem Siegeslaufe ganz Nordafrika, die Balkanhalbinsel, den südlichen Teil Italiens und fast die ganze pyrenäische Halbinsel, und nun begann jener den größeren Teil des Mittelalters erfüllende Kampf des Christentums gegen den Islam, der die christlichen Völker fast ganz in Anspruch nahm und es zudem unmöglich machte, in der damals üblichen Küstenschiffahrt ein Vordringen über das mohammedanische Südspanien und Marokko hinaus nach Süden auch nur zu wagen. Einzelne Versuche scheiterten.

Erst als die Hochflut des Islam verebbte, und als Portugal und Spanien in harten und langen Kämpfen das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt hatten, begannen zunächst diese Staaten sich der Westküste Afrikas zuzuwenden: Heinrich der Seefahrer erhob Portugal zur Kolonialmacht und legte damit den Grund zu einer glänzenden Entwicklung dieses kleinen und ursprünglich armen Landes: der rechte Mann zur rechten Zeit!

Gold und Sklaven suchte man in Afrika selbst, außerdem aber, längs der Küsten des gewaltigen Erdteils vordringend, den Seeweg nach Indien. Daneben aber trat schon früh der Gedanke der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden mit in den Vordergrund, und die damals fast allmächtige katholische Kirche begünstigte diese Bestrebungen mit ihrer ganzen Macht.

1444 wurde die erste portugiesische Handelsgesellschaft für Westafrika gegründet, 1481 entstand das erste portugiesische Fort an der Goldküste, Elmina; und nun folgte jene große Zeit, wie die Welt keine zweite erlebt hat: in rascher Folge wird die ganze westafrikanische Küste entdeckt, 1486 umschifft Bartolomeo Diaz das Kap der guten Hoffnung, 1497 findet Vasco de Gama den Seeweg nach Indien!

Aber auch Spanien war unterdessen auf den Plan getreten, und in demselben Jahre, in dem das letzte maurische Königreich, Granada, fiel, entdeckte Christoph Columbus Amerika. Wie weit wurde da die vorher so kleine Welt!

Ein zwischen Spanien und Portugal drohender Zwist wurde durch den Papst dahin entschieden, daß alles Land westlich der Kanarischen Inseln, also Amerika, den Spaniern, alles Land östlich, also Afrika und dann auch Indien, den Portugiesen gehören solle.

Diese besetzten nun bald eine große Zahl von Plätzen an der afrikanischen Küste und drangen vielfach auch in das Innere ein. So würde, dank der Entscheidung des Papstes, wahrscheinlich Portugal die Vormacht in Afrika geblieben sein, wenn nicht der Sieg der Reformation bei den nordeuropäischen seefahrenden Völkern diese Entscheidung hinfällig gemacht hätte und gleichzeitig Frankreich zu einer auch dem Papste gegenüber unabhängigen Großmacht herangewachsen wäre.

Und nun begann eine an Zufälligkeiten und Wechselfällen reiche, vielfach zersplitterte Aufteilung der Küsten des tropischen Westafrika, die erst in unseren Tagen einen vorläufigen Abschluß gefunden hat. Franzosen, Holländer, Dänen und Engländer besetzten hier und da einzelne Punkte oder Küstenstriche, erbauten zahlreiche Forts und schlugen und vertrugen sich, oft ohne Rücksicht darauf, ob die Mutterstaaten miteinander in Krieg oder Frieden lebten.

Als Schlußergebnis dieser wechselnden und kaum besonders interessanten Kämpfe sehen wir heute ein starkes Zurückdrängen der Portugiesen, völliges Verschwinden der Dänen und Holländer, Aufrechterhaltung und Ausdehnung des französischen und englischen Besitzes und endlich das Auftreten zweier neuen Kolonialmächte: Belgiens und Deutschlands.

Wohl hatte Brandenburg-Preußen schon einmal in Westafrika festen Fuß gefaßt, an der Goldküste und in Arguin. Am Neujahrstage des Jahres 1683 wurde auf Befehl des Großen Kurfürsten am Kap Drei Spitzen die Brandenburgische Flagge gehißt und das Fort Groß-Friedrichsburg angelegt, zwei Jahre später besetzte Brandenburg auch die Insel Arguin bei Kap Blanco. So wies dieser weitschauende große Mann, der Schöpfer der brandenburgisch-preußischen Flotte, seinem Volke die Wege, die zwei Jahrhunderte später Deutschland von neuem betreten sollte. Welch anderen Lauf hätte wohl die Weltgeschichte genommen, wenn dieser Mann das ganze deutsche Volk hinter sich gehabt hätte! So aber war Brandenburg-Preußen, an sich arm und durch zahlreiche europäische Kriege in Anspruch genommen, nicht imstande, seinen Kolonialbesitz zu halten. Im Jahre 1720 wurden die Besitzungen an der Goldküste an Holland verkauft und ein Jahr darauf fiel Arguin nach tapferem Widerstande in die Hände der Franzosen. Damit schied Brandenburg-Preußen, dessen Kriegsflotte verfiel, aus der Reihe der seefahrenden Staaten. Eine kurze Episode — aber sie zeigt bereits deutlich, daß die Erwerbung und Behauptung von Kolonien nicht eine Frage des Rechtes, sondern eine solche der Macht ist, und daß eine praktische und erfolgreiche Kolonialpolitik einer starken Kriegsflotte nicht entraten kann. —

Gold und Sklaven bildeten, wie gesagt, das Ziel aller kolonisierenden Völker in Westafrika. Wenn sich aber der Handel mit Gold auf bestimmte Gebiete, in erster Linie auf den Senegal und die Goldküste beschränkte, so waren Sklaven überall zu erhalten. Das „schwarze Elfenbein" wurde daher der wichtigste Handelsartikel, und die furchtbaren Sklavenjagden bildeten die unausbleibliche Folgeerscheinung dieser Entwickelung. Namenloses Elend ist so durch den Weißen bis tief in den afrikanischen Kontinent hineingetragen worden, aber andererseits hat es sich nur auf diese Weise fügen können, daß an der Erschließung Amerikas

auch die schwarze Rasse teilgenommen hat und teilnimmt. Niemals hätte sich der weiße Mann die tropischen Teile des amerikanischen Festlandes und die westindischen Inseln nutzbar machen können, wenn er sich nicht der schwarzen Arbeitskraft zu bedienen vermochte. So nahmen die Neger bereits an der Erschließung der neuen Welt zu einer Zeit teil, in der sich der schwarze Erdteil noch jeder Kultur spröde verschloß. —

Die evangelische Kirche in Lome von der Landungsbrücke aus.

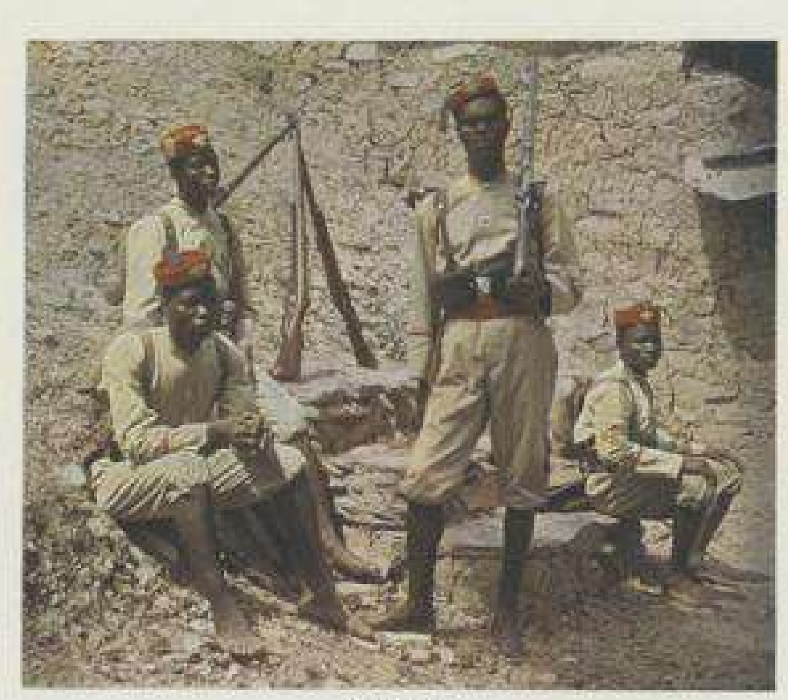
Vorbei an der heute französischen Elfenbeinküste geht unsere Fahrt nun der Goldküste zu, an deren Hauptplätzen Axim, Secondi, Cape Coast Castle und Accra wir anlegen; hier liegt zwischen Axim und Secondi am Kap Drei Spitzen die Stelle des einstigen Groß-Friedrichsburg.

Von der Reede von Accra aus sieht man hinauf nach dem langgestreckten waldigen Akwapimgebirge, von dessen Höhen die weißen Häuser des gesunden Aburi heruntergrüßen, bekannt als Missionsstation und durch seinen berühmten botanischen Garten. Östlich davon liegt einsam in der Ebene der Asutschareberg. Weiter geht die Fahrt an Adda und der Mündung des Voltaflusses vorüber, und damit ist die „Sklavenküste" erreicht. So wird von alters her der Teil von Ober-Guinea bezeichnet, der zwischen dem Voltaflusse und dem Nigerdelta liegt. Hier liegen die Orte Kleinpopo (Anecho), Whyda und Lagos, ehemals die Hauptsitze des Sklavenhandels, an dem die verschiedensten europäischen Nationen teilnahmen: in erster Linie die Portugiesen, dann aber auch Engländer, Franzosen und andere. Galt doch dieser Handel durch das ganze Altertum, das ganze Mittelalter hindurch und noch Jahrhunderte darüber hinaus als ein durchaus einwandsfreies Geschäft; er wurde staatlich genehmigt, geregelt und geschützt.

Erst vor rund einhundertdreißig Jahren begann jene immer stärker werdende Bewegung gegen die Sklaverei, hervorgerufen durch religiös-sittliche, wirtschaftliche und vor allem auch durch politische Beweggründe. Sie ging von England aus, das nach dem Verlust des größten Teiles seines amerikanischen Festlandbesitzes das Interesse an der Ausfuhr von Sklaven verloren hatte und nunmehr die wirtschaftliche Erschließung seiner afrikanischen Besitzungen schärfer ins Auge faßte. Auch die Führer der französischen Revolution sprachen sich, wenigstens theoretisch, gegen die Sklaverei aus. Den ersten energischen Schritt aber tat Dänemark, indem es seinen Untertanen im Jahre 1792 den Sklavenhandel gesetzlich



Haus des Gouverneurs in Lome.



Polizeitruppe.

untersagte. Fünfzehn Jahre später erließ England ein gleiches Verbot. Frankreich folgte, und zu Anfang der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts wurde durch internationale Verträge ein gemeinsames Vorgehen fast aller zivilisierten Staaten gegen die Ausfuhr von Sklaven aus Afrika eingeleitet. Hauptsächlich englische Kriegsschiffe bewachten die Küsten von Westafrika. Die Aufhebung der Sklaverei in Brasilien und der große Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten verschlossen in der Folgezeit auch die Hauptabsatzgebiete, sodaß die Ausfuhr von Sklaven aus Westafrika schon in den sechziger Jahren im wesentlichen aufhörte. Damit fiel aber auch die Haupteinnahmequelle für den Handel fort, und so trat jene langdauernde Handelskrisis ein, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den europäischen Kolonialmächten ihren westafrikanischen Besitz immer mehr verleidete. Wohl suchte man andere Ausfuhrartikel, wie Palmöl, Palmkerne und Elfenbein, aber die von den Eingeborenen angebrachten Mengen waren nicht ausreichend, um das Geschäft lohnend zu gestalten.

Die europäische Herrschaft beschränkte sich zu dieser Zeit noch immer auf die Küstenplätze; dem Vordringen in das Innere, das hier und da versucht wurde, standen infolge des mörderischen Klimas, gegen das man damals noch machtlos war, ungewöhnlich große Schwierigkeiten entgegen — besonders da, wo mächtige und kriegerische Eingeborenenreiche zu bekämpfen waren.

So erklärt es sich, daß nach dem Niedergang des Menschenhandels die an sich wenig verlockende Sklavenküste lange Zeit hindurch unbeachtet blieb. Im Westen hatten die Engländer 1850 Keta, das durch seine Lage an einer Einbuchtung verhältnismäßig günstige Landungsverhältnisse bot, von den Dänen übernommen und wurden zu Anfang der siebziger Jahre durch Vertrag mit Holland auch die alleinigen Herren der Goldküste. Im Osten besetzten sie 1851 Lagos, den einzigen Platz, an dem die Einfahrt über die Barre in einen Fluß und damit in einen Hafen für kleinere Schiffe möglich ist. Seit den sechziger Jahren wendete sich auch Frankreich dem östlichen Teile der Sklavenküste zu; es besetzte 1878 Kotonu und 1883 Porto Novo. In Whyda und Grandpopo bestanden schon seit geraumer Zeit französische Faktoreien, in Whyda auch ein portugiesisches Fort, das heute den kümmerlichen Rest portugiesischer Macht in diesen Gebieten darstellt.



Eweneger.



Da trat im Jahre 1884 unvermutet Deutschland auf den Plan, und nunmehr entstand ein fieberhafter Wettbewerb der europäischen Kolonialmächte um Landbesitz in Afrika, der veranlaßte, daß in anderthalb Jahrzehnten fast der ganze schwarze Erdteil erforscht, verteilt und erobert wurde. Zugleich setzte auch die wirtschaftliche Erschließung in einem Umfange ein, der im grellsten Gegensatz zu der früheren Untätigkeit stand. Unbegreiflich erscheint es, daß Engländer und Franzosen sich nicht schon längst in den Besitz der jetzt deutschen Gebiete gesetzt hatten. Es war dies eine Unterlassungssünde, die nur verständlich wird, wenn man sich die allgemeine Ratlosigkeit vergegenwärtigt, mit der die Kolonialmächte nach Aufhebung des Sklavenhandels der Erschließung des größten Teils von Afrika, wenigstens des tropischen, gegenüberstanden. Freilich wäre Deutschland der kühne Wurf wohl kaum gelungen, wenn nicht ein Bismarck am Ruder des Staatsschiffes gestanden hätte, der, wenn auch selbst nicht von den überschwänglichen Hoffnungen der ersten Kolonialbegeisterung getragen, doch kraftvoll und geschickt durch die zahllosen Klippen diplomatischer Verhandlungen hindurchsteuerte, obwohl unsere Kriegsmacht zur See sich noch in den ersten Anfängen ihrer Ausgestaltung befand.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich an verschiedenen Plätzen des jetzigen Togogebietes Bremer und Hamburger Firmen niedergelassen. Anfang der achtziger Jahre suchte England von Keta aus seine Macht nach Osten zu erweitern, allerdings mehr auf dem Wege kleinlicher Quertreibereien gegen die deutschen Firmen als mit bewußter Entschiedenheit. Die Deutschen wandten sich 1883 um Schutz an das Mutterland. Ende Januar 1884 erschien ein deutsches Kriegsschiff auf der Reede von Anecho, und nach einem weiteren halben Jahre der Ungewißheit traf im Anfang Juli die „Möwe" ein, und der Reichskommissar Dr. Nachtigal hißte am 5. Juli 1884 in Bagida und tags darauf in Lome die deutsche Flagge. Der Grund zu unserem Schutzgebiete Togo war gelegt. Nun rührten sich aber auch die Franzosen und besetzten im Frühling 1885 Grandpopo und Anecho, verzichteten aber noch in demselben Jahre auf letzteren Platz. Eine zur selben Zeit vorgenommene Vereinbarung mit England setzte die Grenze hart westlich von Lome fest. So war Deutschland Ende 1885 im anerkannten Besitze von fünfzig Kilometern Küstenlänge, darin hat sich auch später nichts mehr geändert. Bagida wurde zunächst der Sitz der deutschen Verwaltung, später Sebe bei Anecho und von 1896 an Lome.

Zur Zeit der Besitzergreifung kannte man vom Hinterlande nicht viel. Nur einmal war in den sechziger Jahren ein Europäer, der evangelische Missionar Hornberger, von Keta aus bis nach Atakpame vorgedrungen, auch hatte die Norddeutsche Mission sich in Ho niedergelassen, das aber zunächst unter englischem Einflusse stand. Die Mittel, die Deutschland für die Kolonie aufwendete, waren sehr gering. Wenn es trotzdem gelang, bald weit ins Innere, ja bis über den Niger hinaus vorzustoßen, so erklärt sich dies aus Folgendem: im Osten Togos lag das mächtige Dahomereich, das den Franzosen jedes Vordringen in das Hinterland versperrte; erst nach schwerem Kriege wurde Dahome zu Anfang der neunziger Jahre unterworfen, und nun erst konnten französische Expeditionen, weitblickend durch große Mittel unterstützt, den Vormarsch ins Innere beginnen. Im Westen hatte England im Jahre 1873 das kriegerische Aschantireich besiegt und begann nun den Volta hinauf das natürliche Hinterland der englischen Küste durch Verträge zu sichern.

Zwischen jenen beiden Negerstaaten lag Mittel- und Südtogo, durch Jahrhunderte ein Tummelplatz für die sklavenräuberischen Überfälle der mächtigen Nachbarn. Noch 1840 zerstörten die Dahomeer Atakpame; 1869 drangen die Aschanti raubend und plündernd über Ho bis an den Agu vor.

So fanden unsere Pioniere weder in Süd- noch in Mitteltogo größeren Widerstand, vielfach sogar freundliches Entgegenkommen und willige Annahme des deutschen Schutzes. Auch in den nördlicheren Gebieten

gelang es meist, durch diplomatische Verhandlungen zum Ziele zu kommen und nur selten mußte einmal zum Schwerte gegriffen werden. Henrici, François, Wolf und Kling drangen in das Hinterland vor, die letzteren drei bis in die mohammedanischen Gebiete des Sudan; die Deutsche Togoexpedition unter Dr. Gruner erreichte 1894/95 sogar den Niger und schloß mit Gandu einen Schutzvertrag ab. Freilich haben diese hochfliegenden Pläne zur Ausgestaltung des deutschen Besitzes sich bei den späteren diplomatischen Verhandlungen nicht durchsetzen lassen, besonders seit nach Bismarcks Abgang in Berlin eine in Kolonialfragen kleinliche und kurzsichtige Auffassung fast ein volles Jahrzehnt alle Tatkraft lähmte. Das Jahr 1897 brachte die Abgrenzung im Osten und Norden gegen Frankreich und damit den endgültigen Verzicht auf eine Ausdehnung bis zum Nigerstrome, während Frankreich seinem großen afrikanischen Kolonialreiche die Dahomekolonie angliedern konnte. Der Samoavertrag des Jahres 1899 regelte die Westgrenze und überließ das altberühmte Salaga den Engländern. Heute sind nur noch untergeordnete Grenzfragen zu ordnen; auf eine Ausdehnung der deutschen Küstenstrecke, sei es nach Osten bis zur Mündung des Mono, sei es nach Westen bis zum Volta, haben wir endgültig verzichten müssen. Und doch, wer hätte vor fünfundzwanzig Jahren geglaubt, daß wir von dem öden, nur fünfzig Kilometer langen Küstenstreifen aus unser Gebiet auf fast sechshundert Kilometer Tiefe bei einer durchschnittlichen Breite von einhundertfünfundsiebzig Kilometern ausdehnen würden! Ein Land von 87200 Quadratkilometern, also so groß wie Portugal oder wie Württemberg und Baiern ohne die Rheinpfalz wurde damit erworben, ein Gebiet, das seiner geographischen Lage nach zum großen Teil zwar das Hinterland des englischen Teiles der Sklavenküste bildet, das aber wirtschaftlich sehr wohl nach dem deutschen Lome hin entwickelt werden kann, wenn wir nur wollen. —

Die Küste Togos verläuft fast schnurgerade in west-östlicher Richtung. In mächtigen Brechern brandet die Dünung, die in früheren Zeiten das in offenen Booten erfolgende Landen von Personen und Gütern sehr gefährlich, oft geradezu unmöglich machte. Erst seit einigen Jahren ist diese Schwierigkeit durch den Bau der Landungsbrücke in Lome überwunden, in ähnlicher Weise, wie die Franzosen es schon vorher in Kotonu durchgeführt hatten. Dreihundert Meter lang reicht die Brücke über die Wogenbrecher hinaus in das Meer, vom Kopf vermitteln Leichter den Verkehr zu den ankernden Schiffen.

Die Küste ist flach, an einzelnen Stellen wird der gelbe Sand von hellgefärbtem jungen Sandstein unterlagert. Landeinwärts in einer Entfernung von einigen hundert Metern bis zu drei Kilometern zieht sich längs der Küste die „Lagune" hin, eine Erscheinung, die sich in ganz Oberguinea findet. Auf englischem Gebiet hinter Keta besteht sie aus einer großen Fläche brackigen Wassers, trocknet in der regenlosen Zeit aus und läßt Salz zurück, das einen wichtigen Handelsartikel bildet. Hinter Lome dagegen ist sie schmal und sumpfig und weiter östlich fast ganz wasserlos. Zwischen Bagida und Porto Seguro aber öffnet sich dann plötzlich der schiffbare, bis vier Meter tiefe, niemals austrocknende Togosee, von den Flüssen Sio und Haho gespeist. Von hier aus zieht sich die Lagune, nunmehr stets schiffbar und daher ein wichtiger, viel benutzter Verkehrsweg, weiter und mündet nach mehreren Abzweigungen, die nordwärts tief ins Land hineinführen, im äußersten Osten der Kolonie in den ebenfalls schiffbaren Monofluß.

Jenseits der Lagune setzt scharf abgestuft ein ganz anderer Boden, roter lateritiger Lehm mit humosem Sand abwechselnd, ein. Das Land steigt in welliger Ebene ganz allmählich an, und erst nach einem starken Tagemarsch ins Innere zeigt sich festes Gestein und zwar Gneiß. Bei einhundert Kilometern Entfernung von Lome erreichen wir das Gebirge, zunächst den aus Hornblendegneiß bestehenden steilen Gebirgsstock des

Agu. Von hier sieht man im Südwesten die kühnen Formen des ebenfalls einzelstehenden Adaklu, im Westen aber den langgestreckten Rücken des Hauptgebirges. Als Fortsetzung des Akwapimgebirges der englischen Goldküste und von diesem durch das Durchbruchstal des Voltaflusses getrennt, tritt es im Südwesten in das deutsche Gebiet ein und zieht sich in teils nordöstlicher, teils nördlicher Richtung durch ganz Togo hin, das es, nur im Norden durch das kleine west-östlich gerichtete Dako-Suduplateau und die Niederung des Karaflusses unterbrochen, im äußersten Nordosten verläßt. Den größten Teil des Gebirges nehmen Glimmerschiefer und Quarzitglimmerschiefer ein, während im Westen eine Reihe paralleler Höhenzüge, die aus jüngeren Quarziten zusammengesetzt sind, auftritt.


Die Kameschlucht bei Misahöhe.

Dieses Hauptgebirge, das in manchen Teilen an den Thüringerwald erinnert und auch wie dieser in den höchsten Gipfeln bis zu eintausend Metern sich erhebt, teilt Togo in zwei etwa gleich große, langgestreckte Dreiecke. Das östliche, mit der Grenze gegen den Ketabezirk und mit der Küste als Grundlinie, spitzt sich nach Norden zu, sein Hauptflußgebiet ist das des Mono. Das westliche verschmälert sich nach Süden und wird von dem Otiflusse bis zu seiner Mündung in den Volta durchströmt. Der letztere ist zwar von Kete-Kratschi bis zur See schiffbar, lenkt aber den Verkehr in das englische Gebiet ab. Eine Erschließung des südlichen Teils dieses westlichen Dreiecks von Osten her ist von Palime aus über Misahöhe durch eine Straße über den Françoispaß eingeleitet, für den nördlichen Teil durch eine in der Unterbrechung des Hauptgebirges bei Bassari hindurchzulegende Eisenbahn geplant.

Die weite Niederung östlich des Hauptgebirges liegt selbst in einer Entfernung von dreihundertfünfzig Kilometern von der Küste erst dreihundert Meter über dem Meere, und die Otiniederung erhebt sich im Norden bei Sansane-Mangu sogar nur bis zu einhundertfünfzig Metern. Man kann daher nicht gut von einem „innersudanischen Hochplateau" sprechen, wie es so oft geschieht. — Das Gebirge ist recht steil, aber ziemlich schmal und verbreitert sich nur in Mitteltogo westlich von Atakpame zu dem durch tiefe Täler durchfurchten Berglande der Landschaften Akposso und Adele.

Der Boden Togos ist im allgemeinen nicht eben reich an Nährstoffen. Wohl bietet er eine ausreichende Grundlage für zahlreiche Kulturen, aber die unerschöpfliche Fruchtbarkeit tiefgründiger Böden, wie sie zum Beispiel in manchen Teilen Kameruns auftritt, ist in Togo unbekannt.

Besonders ungünstig wirken in einzelnen Teilen des Gebirges die unverwittert bleibenden massenhaften Quarzbrocken, in den Niederungen das oft sehr mächtige Lateritbohnerz ein, das auf dem Steppenboden



Lagunendorf Soholo

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

fast durchweg in geringer Tiefe auftritt und doppelt schädlich wirkt, wenn die Bohnerzknöllchen bereits zu geschlossenen undurchlässigen Schichten zusammengefrittet sind.

An Mineralschätzen ist Togo nach unserer heutigen Kenntnis nicht reich. Für das Vorkommen von Kohle liegen keinerlei Anzeichen vor; Gold ist zwar an mehreren Punkten festgestellt, doch bisher noch nirgends in Abbau genommen worden. Dagegen finden sich Eisenerze im ganzen Lande, darunter vor allem der reiche Erzberg von Banjeli bei Bassari. Sie bilden die Grundlage der ohne Zweifel uralten Eisengewinnung der Eingeborenen.

Klimatisch ist das südlich des sogenannten Wärmeäquators gelegene Schutzgebiet ein reines Tropenland; Juli und August sind die kühlsten, Januar und Februar die heißesten Monate. Die Durchschnittstemperatur beträgt siebenundzwanzig Grad Celsius an der Küste, im Inneren und auf den Gebirgen je nach der Höhenlage entsprechend weniger. Selten fällt das Thermometer auf unter zehn Grad Wärme; Frost und Schnee sind auch auf den höchsten Bergen unbekannt, Hagel kommt hin und wieder vor. Unbekannt ist daher auch das feuchtkalte, trübe, neblige Winterwetter Norddeutschlands; selbst in der Regenzeit treten Landregen nur dann und wann auf, und Tage ohne jeden Sonnenschein sind eine Ausnahme. Unerträglich heiß ist es eigentlich nur vor den in den Regen- und Übergangszeiten häufigen Gewitterregen, den Tornados. Immerhin kommen Fälle von Hitzschlag und Sonnenstich bei Weißen und Schwarzen vor.


Ausgang des Kameweges bei Liati.

Die Verteilung der Niederschläge richtet sich streng nach dem Stande der Sonne. Sobald sie im Frühjahr nach Norden und im Spätsommer wieder nach Süden gewandert ist, setzen die Regenzeiten ein, in Südtogo durch einen trockenen August noch scharf getrennt, während weiter nach Norden die große und kleine Regenzeit sich immer mehr zu einer fortdauernden verschmelzen. Die Gesamthöhe der Niederschläge wechselt, beträgt aber im Durchschnitt an der Küste zweidrittel Meter, im übrigen Lande etwa anderthalb Meter. Togo ist also für ein Tropengebiet ziemlich regenarm. Je weiter nach Norden, desto mehr drängen sich die Niederschläge auf wenige Monate zusammen, desto länger und schärfer wird die Trockenzeit. So sind im Sokodébezirk schon am Ende des Oktober die weiten Grasflächen der Steppen so ausgedörrt, daß die Eingeborenen mit dem Grasbrande beginnen können, was in Südtogo erst im Dezember geschieht.

Prasselnd eilt dann die gierige Flamme über die Steppe, schwelt die knorrigen Steppenbäume an und vernichtet den jungen Nachwuchs; gleichzeitig aber tötet sie auch so manches Ungeziefer, befruchtet den Boden mit der Asche des verbrannten Grases, hilft dem Neger das Feld für die nächste Regenzeit herrichten und

dient anstelle der Treiber bei der Jagd. So ist der Grasbrand im ganzen äquatorialen Afrika, soweit es nicht von Urwald bedeckt ist, und bis hinunter nach Südafrika wohl die wichtigste Erscheinung menschlichen Eingreifens in die Natur. Die Brände werden noch gefördert durch den in der Trockenzeit auftretenden Harmattan. Alles ausdörrend führt dieser trockene Nord- oder Nordostwind feinverteilte Ascheteilchen mit sich, die die Luft so dunstig machen, daß man selbst hohe Berge erst sieht, wenn man dicht vor ihnen steht, und daß die Sonne wie eine blutrote Scheibe am stahlgrauen Himmel erscheint. Bäche und selbst große Flüsse trocknen dann rasch aus oder schrumpfen zu einzelstehenden Wassertümpeln zusammen; doch tritt auch in der höchsten Trockenheit nie derartiger Wassermangel ein, daß Mensch oder Tier Gefahr liefe, zu verdursten. Dabei wirkt der Harmattan in Togo umsomehr, weil er durch das Gebirge nicht zurückgehalten, sondern wie durch einen großen Windfang nach Süden geführt wird.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß die wenigen Urwälder, über die das Schutzgebiet noch verfügt, im Gebirge und an dessen Westfuße sich erhalten haben. In einzelnen gut bewässerten Gebirgstälern, wie zum Beispiel in der Kameschlucht, finden sich entzückende Szenerien afrikanischen Urwaldes, aber im allgemeinen hat Süd- und Mitteltogo nur wenig, Nordtogo fast gar keinen Wald. Einst muß es aber anders gewesen sein, denn die zahlreichen lebenden Reste früheren Regenwaldes, die an geschützten oder besonders fruchtbaren und feuchten Stellen noch jetzt ihr Dasein fristen, lehren uns, daß große Teile, wenigstens von Mittel- und Südtogo, einst mit demselben Urwald bestanden waren, den wir in Oberguinea so vielfach finden. Das ist vorüber. Der Mensch hat, um sein Feld bestellen zu können, den Wald gerodet, und zwar das Mehrfache seines Jahresbedarfes, denn da der Neger im allgemeinen Düngung nicht kennt, muß er mit Brache rechnen. Das Gras der Steppe hat dann von den verlassenen Feldern Besitz ergriffen und die Grasbrände ließen den Nachwuchs nicht aufkommen, zumal dieser bei der Minderwertigkeit des Bodens an sich nicht besonders kräftig war. Wenn wir jetzt daran denken wollen, das wieder gut zu machen, was durch Jahrhunderte gefehlt worden ist, so müssen wir allerdings auch mit dem Umstande rechnen, daß im Laufe der Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse Togos eingetreten ist. Wir können die vorhandenen Waldbestände schonen, und wir können neuen Wald, aber leider nur Trockenwald, schaffen. Wir müssen uns jedoch bei all diesen Bestrebungen, die zudem nicht in eine Verhinderung oder Erschwerung landwirtschaftlicher Kultur ausarten dürfen, vor zu großen Hoffnungen hüten: im allgemeinen wird Togo ein Land der Steppe bleiben, einer Steppe, die in Süd- und Mitteltogo von zahlreichen Bäumen durchsetzt und an den Bach- und Flußläufen von Uferwäldern durchzogen ist, während sie in Nordtogo immer mehr in die offene Grasflur übergeht.

Unter den mehr als einhundertfünfzig verschiedenen Arten von Steppenbäumen fällt vor allen der Baobab auf, dessen untersetzte Gestalt ihn weithin erkennen läßt; seine Früchte sind für den Neger verwendbar, das Holz dagegen ist wertlos. Zahlreiche andere Bäume zeigen durch ihren verkrüppelten, knorrigen Wuchs, den sogenannten „Zwetschenbaumtypus", eine Anpassung an die Folgen der Grasbrände, so der Schibutterbaum, aus dessen Früchten die Eingeborenen die Schibutter gewinnen. Unter den Leguminosenarten zeichnet sich eine Erythrina durch prachtvollen scharlachroten Blütenschmuck aus; die Parkia africana trägt bohnenähnliche Früchte von erheblichem Nährwert, und der Kapokbaum liefert das bekannte Polstermaterial, das aber aus Togo bisher nicht ausgeführt wird. An Palmen tritt sowohl auf der Küstendüne als auch in einzelnen Teilen des Inneren die Borassuspalme oft massenhaft auf, so besonders in der nach ihr benannten Landschaft Agotime,

d. h.: „in den Fächerpalmen"; ihr termitensicheres, hartes Holz wird zu Brückenbauten, Telegraphenstangen und dergleichen viel verwendet. Die für das ganze Schutzgebiet außerordentlich wichtige Ölpalme findet sich sowohl in der Steppe wie im Urwalde überall wild, ist aber auch von den Eingeborenen in Südtogo in eine Art Kultur genommen worden. Wild finden sich ferner die Weinpalme und zierliche Phönixpalmen, dagegen wurde die Kokospalme nachweislich von den Portugiesen eingeführt. Sie ist die wichtigste Kulturpflanze der Küstendüne, wird aber in Südtogo auch in allen Dörfern angepflanzt, ebenso wie vereinzelt in Nordtogo die Dattelpalme. Das Gras der Steppe ist je nach der Bodenart von verschiedener Höhe, stellenweise bis zu vier Metern; vielfach sind es Andropogonarten, doch tritt an feuchteren Stellen auch das dicht wachsende hohe Elefantengras auf.

Unter den Urwaldpflanzen sei nur der Odumbaum, dessen rotes termitensicheres Holz im Innern allgemein als Bauholz Verwendung findet, erwähnt. Die früher sehr zahlreichen, aber durch Raubbau immer mehr verschwindenden Kautschuklianen liefern den sogenannten Adeligummi, der in kleinen runden Bällen auf den Markt kommt und dem Werte nach etwa ein Viertel der Ausfuhr des Schutzgebietes darstellt.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto mehr zeigen Flora und Fauna den Übergang zum Sudan. Unter den Steppenpflanzen sind die Tamarinden südwärts schon bis in die Gegend von Nuatschä vorgedrungen.

Wie der Wald, so weicht auch das Wild in Togo dem Menschen. Der Togoneger lebt zwar nicht von der Jagd, ist aber doch ein eifriger Jäger. Mit vergifteten Pfeilen und Speeren stellte er früher dem Wilde nach, heute sind Pfeil und Bogen in Süd- und Mitteltogo bereits ganz durch den Vorderlader mit Feuersteinschloß verdrängt, und auch in Nordtogo breitet sich die Feuerwaffe immer mehr aus. Daneben benutzt man Fallen und Schlingen. Bei der Dichtigkeit der Bevölkerung und dem völligen Mangel an Verständnis für Wildschonung ist unter dem jagdbaren Wild schon recht stark aufgeräumt worden, — und der Togoneger betrachtet fast alles, was da kreucht und fleucht, als eßbar, also auch als jagdbar. Wohl gibt es noch Elefanten in den menschenleeren Steppen, die sich strichweise in Togo finden, und ebenso auch in den Urwäldern Mitteltogos, aber ihre Zahl ist beschränkt und die Ausfuhr von Elfenbein von ganz untergeordneter Bedeutung. Büffel und verschiedene Antilopenarten bevölkern die Steppen; in den größeren Flüssen finden wir Flußpferde und Krokodile, letztere auch ziemlich zahlreich in der Lagune. An Raubzeug treten Leoparden und Hyänen, sowie zahlreiche Arten kleinerer Raubtiere im ganzen Lande auf, der Löwe dagegen ist nur in Nordtogo und auch dort nur vereinzelt heimisch.

Affen sind häufig und machen sich in den Feldern der Eingeborenen oft unliebsam bemerkbar, darunter große Paviane und die mittelgroßen Meerkatzen. Reizende Seidenaffen beleben die Bäume der Wälder; dagegen fehlt der Gorilla anscheinend ganz. In großen Scharen wohnen auf hohen Bäumen verschiedene Arten von fliegenden Hunden beisammen. Unter den Nagetieren seien Eichhörnchen, Ratten und Mäuse erwähnt, auch Freund Lampe, der Hase, fehlt nicht. An Schlangen gibt es zahlreiche Arten, darunter auch sehr giftige, wie die Puffotter, Spuckschlange, Brillenschlange, die grüne Baumschlange und die Nashornviper. Da sie jedoch sämtlich meist nur nachts auf Raub ausgehen, sind Unglücksfälle durch Schlangenbiß selten. Weit häufiger, aber auch weit weniger gefährlich sind Stiche von Skorpionen, die sich vielfach im Gras, oft aber auch in den Hütten der Eingeborenen finden.

Die Vogelwelt ist recht zahlreich vertreten, zumal sie auch weniger unter den Nachstellungen der Menschen zu leiden hat; die Jagd auf kleineres Flugwild, wie auf Webervögel und Tauben, wird mittels Armbrust ausgeübt.

Der Togoneger ist ein eifriger Fischer. Der Fang in der offenen See wird allerdings an der deutschen Küste nicht so stark betrieben wie in dem englischen Ketagebiet, wo er so ertragreich ist, daß auch Togo von dort auf mehrere Tagereisen landeinwärts



Straßenbau am Françoispaß.

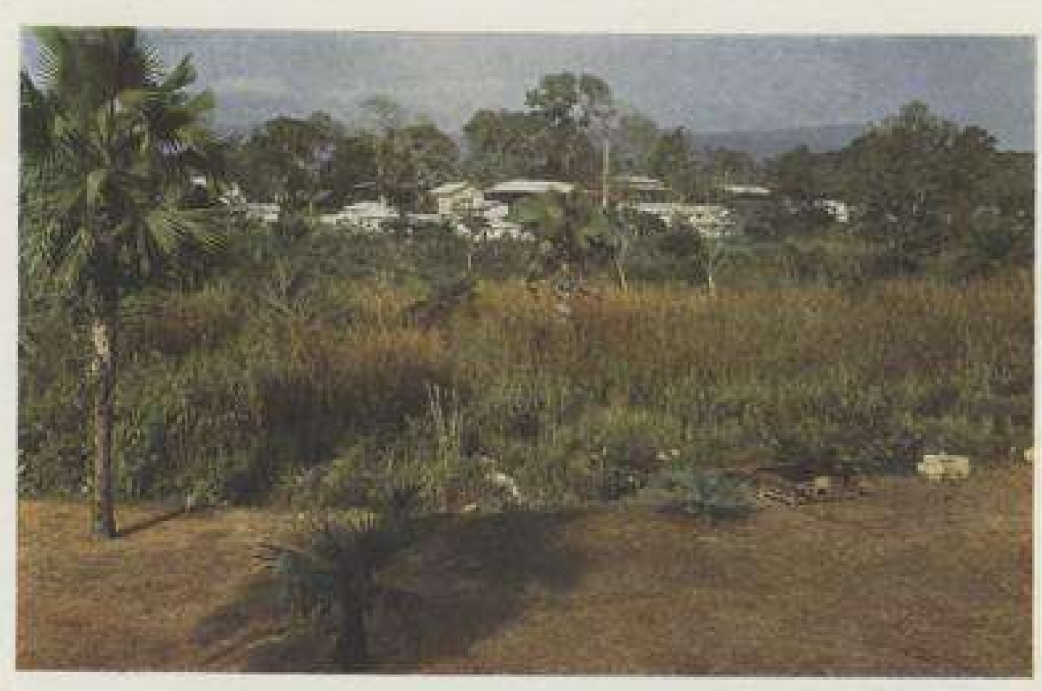
mit den getrockneten, übelriechenden kleinen Fischchen versehen wird. Sehr eifrig aber liegt man dem Fang mit Netzen und Reusen in der Lagune ob, und auch im Innern benutzt man das Versiegen der Wasserläufe in der Trockenzeit, um zu fischen; dort werden auch vielfach pflanzliche Betäubungsmittel verwendet.

So bietet die gütige Natur dem Eingeborenen Togos mancherlei zum Lebensunterhalt, aber sie ist doch nicht so verschwenderisch, daß der Mensch nur vom Einsammeln wildwachsender Früchte, von der Jagd und der Fischerei leben könnte. Auch Tierzucht ist nur in beschränktem Maße möglich. Wohl finden wir überall Hühner, aber Raubvögel und Krankheiten dezimieren den Nachwuchs so stark, daß er sich in engen Grenzen hält, obwohl der Neger den Genuß von Eiern verabscheut und sie sämtlich ausbrüten läßt. Enten, Perlhühner und Haustauben sind weniger verbreitet. Schafe und Ziegen werden im ganzen Gebiete in oft ansehnlicher Zahl gehalten, doch ist infolge dauernder Inzucht die Rasse entartet und kümmerlich; immerhin dienen sie als willkommene Nahrung für die Verpflegung von Karawanen und bei festlichen Anlässen, auch als Opfertiere finden sie Verwendung. Große Bedeutung für Süd- und Mitteltogo hat das von den Portugiesen eingeführte schwarze kleine Schwein gewonnen; seine Verbreitung findet in Nordtogo ihre Grenze einerseits durch die Gebote des Islam, andererseits da, wo sich einzelne heidnische Volksstämme von jeher gegen das Eindringen alles Fremden gewehrt haben.

An Kleinvieh fehlt es also in Togo nicht, und der Neger ist nicht wählerisch. Mästet und verzehrt er doch vielfach auch den Hund, eine kleine, häßliche gelbe Art, die zwar wachsam, für Jagdzwecke jedoch ebenso unverwendbar ist wie die eingeführten europäischen Jagdhunde, die in kurzer Zeit ihren Geruchssinn einbüßen. Dem Halten von Großvieh aber hat die Natur in weiten Teilen der Kolonie durch die Tsetsefliege ein gebieterisches Halt entgegengerufen. Soviel wir wissen, ist der Dünenstreifen, der fast das ganze Jahr hindurch von starken Seewinden bestrichen wird, tsetsefrei. Im übrigen ist ganz Südtogo und ein großer Teil von Mitteltogo verseucht, aber auch in Nordtogo kommt die Tsetsefliege noch vielfach vor. Dabei sind die einheimischen Rinder weniger empfindlich als die Pferde. Von den letzteren wird eine große Rasse, die aus den Nigergebieten stammt, in Togo nur ausnahmsweise gezüchtet, während ein kleiner, recht ausdauernder Schlag in Nordtogo in mäßigem Umfange gezogen wird. Ohne Zweifel aber ist das Pferd erst durch die Mohammedaner eingeführt worden; seine wirtschaftliche Bedeutung ist für Togo nicht eben groß.

Ganz unbedeutend ist der Bestand an Eseln und Maultieren, von erheblicher Wichtigkeit dagegen in den nördlichen Teilen des Schutzgebietes, besonders im Mangu- und auch im Sokodébezirk die Rindviehzucht.

Vielfach sind es in Nordtogo nomadisierende Angehörige des mohammedanischen Volkes der Fulbe, die mit den Herden der Eingeborenen auch das eigene Vieh warten. Sie sind die einzigen Ne-



Agome-Palime.

ger im Schutzgebiet, die ein gewisses Verständnis für Viehzucht haben, die einzigen auch, die ihr Vieh melken, die Milch genießen und die Käsebereitung betreiben. Der einheimische Togoneger kennt das Melken nicht, und damit hat die Rindviehzucht für ihn einen doch nur beschränkten Wert. Die Unkenntnis der Verwendung tierischer Milch als Nahrungsmittel und demnach auch die Unmöglichkeit, kleine Kinder anders als mit Muttermilch zu ernähren, ist übrigens neben zahlreichen Krankheiten, insbesondere Malaria, ein Grund für die große Sterblichkeit der Kinder. Sie zwingt die Mütter dazu, drei bis vier Jahre hindurch selbst zu nähren und sich daher innerhalb dieser Zeit vom Manne fern zu halten. Daß darin mittelbar eine der vornehmsten Ursachen für die allgemein verbreitete Vielweiberei zu suchen ist, sei hier angedeutet.

Wenn also der Togoneger weder durch das Sammeln wilder Früchte, noch durch Jagd und Fischerei, noch auch durch Viehzucht ausreichende Nahrung erlangen konnte, so war er durch die bittere Not gezwungen, sich dem Ackerbau zuzuwenden. Und das hat er denn auch in solchem Umfange getan, daß er heute in erster Linie von der Frucht seiner Feldarbeit lebt. Diese aber erfordert ein gewisses Maß von Seßhaftigkeit,



Marktstand in Agome-Palime.

wenn man nicht auf einen Teil der Ernte von den zum Teil mehrjährigen Kulturen verzichten will. Der Togoneger ist daher von alters her ein seßhafter und im allgemeinen auch ein fähiger Ackerbauer. Eine Ausnahme machen nur die bereits erwähnten viehzüchtenden Fulbe und die zahlreichen nomadisierenden Händler aus den

Haussastaaten, die sich aber vielfach ebenfalls seßhaft gemacht haben. Auch manch andere Eigenschaft und Einrichtung ist allen Togonegern gemeinsam, aber die Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksstämmen sind doch wiederum so groß, daß man von einem einheitlichen Volke nicht sprechen kann. Ist doch die Entstehung und der Verlauf der deutschen Grenze so zufällig und willkürlich, daß sie sowohl auf geographische wie auf geschichtliche Momente nur recht wenig Rücksicht nimmt. Aber in Zukunft wird ohne Zweifel die Tatsache der einheitlichen, gleichmäßig durchgeführten deutschen Herrschaft um diese zahlreichen Völker und Völkersplitter des heutigen Togogebietes ein gemeinsames, immer enger werdendes Band schließen.

Über die Vorgeschichte unseres Gebietes wissen wir nur recht wenig. Keines der Völker in Togo hat je eine Schriftsprache gehabt, bis sie der Weiße ihnen im letzten Jahrhundert schuf; die mündliche Überlieferung aber ist sehr unsicher und reicht nicht weit zurück.

Wohl findet man alte Steinwerkzeuge im ganzen Lande an zahlreichen Stellen, aber von wem und aus welcher Zeit sie stammen, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Auch geben Ruinen von Steinbauten an mehreren weit von einander entfernten Orten des Schutzgebietes dunkle Kunde von Bewohnern, die Steine als Baumaterial verwendeten, was keines der jetzt in Togo lebenden Völker tut; aber auch hier wissen wir nichts Näheres. Endlich weisen zahlreiche Schlackenhalden von zum Teil bedeutendem Umfange darauf hin, daß das Gebiet schon lange, sehr lange besiedelt gewesen sein muß, und zwar von Leuten, die mit der Eisenerzeugung vertraut waren.

Schriftliche Kunde haben wir nur durch die an den Küsten sitzenden Europäer für die letzten vier Jahrhunderte erhalten, und daneben können wir aus der Geschichte der mohammedanischen Völker des westlichen Sudan einige Rückschlüsse auf die Geschicke unseres Togogebietes, besonders seiner nördlichen Teile ziehen.

Schon um das Jahr 1000 hatte der Islam auf seinem Siegeszuge durch Afrika von Ost nach West den Niger erreicht, und schon um 1080 wurde Timbuktu gegründet. In den folgenden Jahrhunderten breitete sich die Religion des Propheten noch weiter aus. Im sechzehnten Jahrhundert begann das Aufblühen der mohammedanischen Haussastaaten; im Jahre 1590 drang ein marokkanisches, teilweise mit Gewehren bewaffnetes Heer bis an den Niger vor.

Die Wucht des religiösen Fanatismus, das einigende Moment gemeinsamen Glaubens, die militärische Disziplin, die weit bessere Rüstung und Bewaffnung der zum großen Teil berittenen Krieger, nicht zum wenigsten aber auch die moralische Wirkung der höher stehenden Kultur verliehen dem vordringenden Islam überwältigende Kraft. In den weiten Grassteppen des Sudan gab es kaum einen wirksamen dauernden Widerstand. So wurden die Völker südlich der Wüste Sahara vor die Wahl gestellt, mohammedanisch zu werden oder zu flüchten.

Nur wo weiter im Süden steile Gebirge, unzugängliche Sümpfe und Ströme oder dichte Wälder Schutz gegen die raschen Reiter boten, war ein Widerstand möglich und auf die Dauer durchführbar, besonders auch da, wo die Tsetsefliege den Angreifer seiner wertvollsten Waffe und seines kostbarsten Besitzes, seines Reitpferdes, beraubte.

So hat denn, außer in Lagos, der Islam an der Guineaküste das Meer nirgends erreicht, und fast durchweg wohnen von der Küste an auf einige hundert Kilometer ins Innere hinein reine Heiden. Dann kommt eine Zone, in welcher der Islam erst zum Teil festen Fuß gefaßt hat, aber noch durchsetzt ist mit rein heidnischen

Enklaven, und erst weiter im Innern folgen die ganz mohammedanischen Völker. Die Stoßkraft des Islam hatte seit geraumer Zeit auch in diesen Gebieten stark nachgelassen, Kriege der mohammedanischen Staaten unter einander und Umwälzungen in den einzelnen Staaten selbst hatten die einst jugendfrische Bewegung gehemmt, aber neuerdings beginnt wieder ein deutliches Fortschreiten.

In Togo gehört der südliche und mittlere Teil zur heidnischen, der nördliche Teil zur gemischten Zone.

Das Vordringen des Islam und vielleicht auch andere noch unbekannte Einflüsse dürften die Völker am Mittellauf des Niger vor etwa einem halben Jahrtausend nach Süden gedrängt haben, unter ihnen auch das Ewevolk. Ob dieses Volk in seiner ursprünglichen, der Überlieferung nach im Nigerbogen zu suchenden Heimat einen einheitlichen Staat gebildet hat, ist fraglich. Ebenso sind die Einzelheiten seines Vordringens nach Süden unbekannt, unbekannt auch Name und Sprache der Völker, die vorher hier saßen und offenbar ganz oder fast ganz aufgesogen wurden. Jedenfalls aber scheint diese Wanderung in der Hauptsache schon beendet gewesen zu sein, als die europäische Kolonisation an der Küste begann. Die Ewesprache beherrscht heute den größeren Teil von Süd- und Mitteltogo und fast ganz Dahome. In Dahome haben die Eweer auch einen ansehnlichen, gut organisierten Staat gebildet, der freilich durch blutige Tyrannei und furchtbare Menschenopfer zu einer traurigen Berühmtheit gekommen ist.

Die im heutigen Togo lebenden Eweneger wurden aber niemals dauernd unterworfen, weder von Dahome noch von dem mächtigen Aschantireiche im Westen; seit Jahrhunderten lebten sie, in kleine Landschaften zersplittert, oft in Feindschaft, aber doch durch viele Sitten und Gebräuche mit einander verbunden und weder so kriegerisch noch so grausam, daß man in den zahllosen Stammesfehden darauf ausgegangen wäre, den Gegner mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Teils zwischen ihnen, teils nördlich angrenzend leben eine größere Zahl einander ähnlicher, aber doch verschiedener Völker mit eigenen Sprachen, so die Agotimeer, die Akposso, die Kebuleute und andere. Alle diese Sprachen aber gehen deutlich zurück zugunsten des Ewe, das als Sprache der Küste, des Handels, der Regierung und der Mission unzweifelhaft in Süd- und Mitteltogo die Alleinherrschaft erringen wird und muß.

Die Ewesprache gehört mit einer großen Zahl anderer in Oberguinea bekannter Sprachen zu der Familie der Sudansprachen. Sie zählt zu den sogenannten isolierenden Sprachen, deren Wortbildung von einsilbigen, aus einem oder mehreren Konsonanten als Anlaut und einem Vokal als Auslaut bestehenden Wörtern ausgeht. Diese Stammsilben haben aber eine ganz verschiedene Bedeutung nach der Tonhöhe, in der sie gesprochen werden; man unterscheidet fünf verschiedene Silbentöne. Hierin liegt für den Europäer die Hauptschwierigkeit in der Erlernung der Landessprache, und so erklärt sich die auffallende und bedauerliche Erscheinung, daß außer den Missionaren nur recht wenige Europäer des Ewe mächtig sind.

Demgegenüber hat der Eingeborene ein ausgeprägtes Sprachtalent. Leute, die eine ganze Reihe von Negersprachen fließend beherrschen, gibt es recht viele, und eine oberflächliche Verständigung wird unter Zuhilfenahme der sehr ausdrucksvollen Zeichensprache rasch erzielt. Auch für europäische Sprachen hat der Togoneger eine auffallend rasche Auffassung, nicht nur für das sogenannte Küstenenglisch, sondern auch für das Portugiesische, das als Rest einstiger portugiesischer Herrschaft noch heute in Anecho und den Küstenplätzen von Dahome eine Art Landessprache der höher stehenden Schwarzen ist. Und selbst in dem schweren Deutschen leisten die Zöglinge der Missions- und Regierungsschulen überraschend Gutes.

Von den Sprachen in Nordtogo sei für den Sokodébezirk die Timsprache hervorgehoben. Sie ist die Landessprache des vom Islam stark beeinflußten Tschautschoreiches, das den größeren Teil des Sokodébezirkes umfaßt, und wird doch wohl noch zur Schriftsprache erhoben werden müssen. Im westlichen Teile von Nordtogo spielte das mohammedanische Dagombareich früher eine gewisse Rolle.

Besonders interessant sind in Nordtogo die rein heidnischen, bis vor kurzem unbändigen Völker des Basarilandes, die Konkomba und die Bewohner der Bergländer nördlich des Karaflusses, von denen die Kabure einen Timdialekt sprechen, während die Tamberma eine eigene Sprache besitzen.

In diesen Bergländern, die nach Osten, Süden und Westen durch Flüsse und Sümpfe geschützt sind, haben sich eine Anzahl unter einander verschiedener Volksstämme seit Jahrhunderten frei von allem äußeren Einfluß gehalten und so eine bemerkenswerte autochthone Kultur bewahrt und weiter entwickelt, über die bisher nur wenig bekannt geworden ist. Wirtschaftlich maßgebend war für ihre Entwicklung die immer größer werdende Bevölkerungsdichtigkeit. Sie führte zu einer geradezu genialen Ausbildung des Ackerbaues, wie wir sie sonst nirgends in Togo finden.


Dorf am Agu.

Wer vom Süden, aus Tschautscho kommend, zunächst das steilabfallende wasserreiche Dako-Sudu-Plateau erklommen hat, sieht von seinen romantischen, an das Elbsandsteingebirge erinnernden Höhen im Norden eine weite Ebene sich erstrecken, aus der sich in blauer Ferne einzelne scharf ausgeprägte Bergkuppen abheben. Am Nordfuße des Gebirges findet er sodann eine ausgedehnte Besiedelung, so das bevölkerte Bafilo. Flach senkt sich das Land bis zum Karaflusse. Eintönig windet sich der Pfad durch die Steppe, dichtes Gras zu beiden Seiten, durchsetzt von zahlreichen Bäumen in lichtem Bestande, die meisten von knorrigem Wuchs und mit deutlichen Zeichen des jährlichen Grasbrandes. Viele weit ausgedehnte Farmen der Eingeborenen unterbrechen die Steppe, bis sie nach einigen Stunden aufhören. Endlich, fast einen Tagemarsch von Bafilo — der Karafluß! Ein breites Bett mit großen Felsen, über die in der Regenzeit der Strom schäumend und strudelnd dahinrauscht, einst unpassierbar, bis Dr. Kersting ihn durch eine Drahtseilhängebrücke überwand; in der Trockenzeit dagegen ziehen sich nur stehende Lachen im Flußbett hin.

Jenseits des Stromes aber zeigt sich bald ein ganz anderes Bild: Feld an Feld, soweit das Auge reicht. Dazwischen stehen zahlreiche Bäume, doch nur solche von bestimmtem Nutzwerte wie Ölpalmen und Baobab. Wie in deutschen Weinbergen ist durch Stützmauern selbst die steilsten Berghänge hinauf alles Land nutzbar gemacht. Dazwischen stehen hier und da die braunroten niedrigen Hütten der Eingeborenen, im Tambermagebiete aber Gehöfte in Form kleiner Burgen mit Oberstockwerk. Entwässerungsgräben, Beetkultur, wohlerwogene Fruchtfolge, vor allem aber die sonst fast nirgends in Togo übliche Düngung zeigen, wie weit der Neger aus eigener Kraft kommen kann, wenn die Not, der Hunger ihn dazu zwingt.



Dorf Bladome am Agu

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Walter & Hüttich, Berlin

Noch auf einem andern Gebiete hat der Neger aus sich heraus Großes geleistet: er versteht es, Eisen und Stahl zu gewinnen. An zahlreichen Stellen der Gebirgsländer Togos finden sich Eisensteine, meist Roteisensteine, von allerdings sehr wechselnder Güte. Eisengewinnung hat man früher offenbar an sehr vielen Plätzen getrieben, allmählich aber sind die Orte mit schlechteren Erzen von denen mit besserem Rohstoff überflügelt worden, und in Südtogo macht sich auch der Wettbewerb europäischen Eisens bereits fühlbar. So findet denn heute, nachdem die letzten Öfen in der Landschaft Boëm aus diesem Grunde stillgelegt worden sind, nur noch im Bassari-Banjelibezirk Eisengewinnung statt.

Der Roteisenstein wird dort im Tagebau an verschiedenen Stellen, vor allem an dem reichen Erzberg



Blick auf den Bogli bei Kame.

von Banjeli, von Männern gewonnen, während Weiber und Kinder ihn zerkleinern und so sorgfältig auslesen, daß man für die Verhüttung ein Rohmaterial von geradezu unübertreffbarer Reinheit erhält und infolgedessen die Verwendung von Zuschlägen, die dem Togoneger unbekannt ist, ohne allzugroße Verluste entbehren kann. Als Brennstoff dient Holzkohle, die in Meilern gewonnen und aus der weiteren Umgegend herangebracht wird.

Die Verhüttung geht in etwa drei Meter hohen zylindrischen Hochöfen vor sich, die zu Hunderten am Fuße des Erzberges stehen. Sie werden von oben beschickt und von unten angezündet; der Prozeß wird ohne künstliches Gebläse lediglich durch Verschließen und Öffnen besonderer Luftlöcher genau geregelt. Man erhält als Ergebnis einer einmaligen Beschickung einen mit viel Schlacke durchsetzten Eisenklumpen (Luppe) in schweißbarem Zustande im Gewicht einer Trägerlast. Dieser wird nach dem Erkalten etwas gereinigt und dann auf dem Markte, vor allem dem großen Eisenmarkte in Bassari, an die Schmiede verkauft.

Der Schmied zerkleinert mit Stein auf Stein die Luppe und liest das Eisen sorgfältig aus, er ballt die Eisenstückchen dann in eine faustgroße Kugel zusammen, umhüllt sie zunächst mit trockenem Gras, sodann mit die Luft abschließendem Lehm und bringt sie in das mit dem Blasebalg bediente Schmiedefeuer. In der

erhöhten Temperatur nimmt das ursprünglich sehr kohlenstoffarme Luppeneisen Kohlenstoff aus dem Grase auf und wird so zu Stahl. Dieser Stahl aber wird zu Hacken, Messern, Pfeilspitzen, Speeren, Glocken, Armringen usw. verarbeitet.

Die Schmiedearbeit ist naturgemäß nicht derart an bestimmte Plätze gebunden, wie die Eisengewinnung; als besonders geschickte Schmiede sind nicht nur die Bassari, sondern auch die Kabureleute bekannt, auch in Atakpame trifft man eine größere Zahl von Schmieden, die sich im Gegensatze zu ihren nördlicheren Berufsgenossen nicht eines Steines, sondern eines besonders geformten größeren Eisenstückes als Hammers bedienen.

Daneben dringt aber auch die mohammedanische Schmiedekunst ein, die mit verfeinerten Geräten auch schönere Erzeugnisse liefert und nicht nur in der Verarbeitung von Eisen und Stahl Bescheid weiß, sondern auch mit Kupfer, Messing, Bronze und Silber umzugehen versteht. Selbst der den bekannten Beninbronzen entsprechende Guß in verlorener Form ist in einzelnen Orten des Sokodébezirks nicht ganz unbekannt.

Auffallend ist es, daß die Beschläge der hölzernen Keulen des heidnischen Konkombavolkes aus metallischem Zinn bestehen, dessen Herkunft anscheinend am Mittellaufe des Niger oder Benuë zu suchen ist.

In den Küstenbezirken bieten, was bei der Nachbarschaft der englischen Goldküste nicht verwunderlich ist, hin und wieder Goldschmiede ihre eigenartigen Erzeugnisse an, bei denen oft die Zeichen des Tierkreises verwendet sind, ein Rest portugiesischen Einflusses.

Recht interessante und oft geschmackvolle Arbeiten liefert der Togoneger auch im Flechten von Matten und dergleichen und im Schnitzen von Kalabassen (Gefäßen aus Kürbisschalen), Häuptlingsstühlen usw. Auch die Töpferei, obwohl ohne Drehscheibe betrieben, liefert Anerkennenswertes. Zu erwähnen sind in Nordtogo tönerne Tabakpfeifen.

Weiterhin ist die große Begabung des Togonegers für den Handel hervorzuheben; die Einführung europäischen Geldes ist überraschend schnell gelungen, die früher allgemein übliche Kaurimuschel wird durch deutsches und englisches Silbergeld und deutsche Nickel- und Kupfermünzen immer mehr verdrängt.

Auf der anderen Seite aber zeigt der Togoneger auf manchen Gebieten eine geradezu bodenlose Unkenntnis: er baut vielfach kreisrunde Hütten, weiß aber nicht, wie man einen Kreis schlägt. Das Rad ist ihm unbekannt, unbekannt also auch die Winde, die Töpferscheibe, der Wagen, unbekannt die Verwendung von Zugtieren, unbekannt der Pflug, unbekannt das Prinzip des Hebels; einem schweren Baumstamm oder Felsstück steht er ratlos gegenüber. Um Jahrtausende ist er in diesen Dingen hinter der weißen wie hinter der gelben Rasse zurück.

Daß er gleichwohl fähig ist, auch auf diesen Gebieten etwas anzunehmen, wenn auch nicht weiter zu bilden, zeigt die Weberei. In fast ganz Togo — mit Ausnahme der Bergländer nördlich des Kara, wo die Bevölkerung ganz nackt geht, — ist Spinnen und Weben von Baumwolle bekannt. Seit Jahrhunderten wird Baumwolle als Nebenkultur angebaut. Die Webstühle sind kleine Handwebstühle, auf denen handbreite Tuchstreifen hergestellt werden. Man kennt das Blaufärben mit Indigo, der angebaut wird, und das Rotfärben mit dem Absud einer Baumrinde; es werden auch recht geschmackvolle Muster zusammengestellt. Aber ohne Zweifel ist die ganze Weberei auf mohammedanischen Einfluß zurückzuführen, und von irgend einem technischen Fortschritt in dem Verfahren ist nicht die Rede. Neuerdings wird in Südtogo auch sehr viel europäisches Garn verwebt.

Die Togoneger, besonders die Eweer, sind im allgemeinen wohlgebaute mittelgroße Gestalten. Die auffallend gerade Haltung ist wohl darauf zurückzuführen, daß alles auf dem Kopf getragen wird: Lasten von dreißig bis fünfunddreißig Kilogramm werden ohne Schwierigkeiten täglich ihre dreißig, in Ausnahmefällen auch fünfzig Kilometer weit getragen. Neigung zur Korpulenz ist weit seltener als in Europa. Die Farbe ist meist ein tiefbraunes Schwarz, doch zeigen sich vielfach auch hellere Töne; hin und wieder findet man auch Albinos.

Die kräftigsten und arbeitsfreudigsten Leute entstammen den Küstenlandschaften, die seit Jahrhunderten mit dem Europäer in Berührung stehen; ein klarer Beweis, daß diese Berührung ein an sich gesundes Volk nicht entkräftet, sondern hebt, ein Beweis auch, daß die vielfachen Klagen über die Vernichtung des Negers durch den europäischen Schnapshandel, soweit Togo in Frage steht, zum mindesten sehr übertrieben sind.

In den Gebirgsgegenden und bei einzelnen kleineren Stämmen des Innern trifft man allerdings Zeichen der Entartung, die dann aber wohl meist auf Inzucht oder Überhandnehmen von Krankheiten zurückzuführen ist.

An Krankheiten fehlt es ja freilich nicht. Malaria gibt es im ganzen Lande, und wenn die erwachsenen Neger auch nicht so sehr darunter leiden, so weist doch die riesige Kindersterblichkeit darauf hin, daß all diejenigen Naturen, die nicht besonders widerstandsfähig sind, schon im zartesten Jugendalter dem Klima erliegen. Schwarzwasserfieber ist bei Europäern mit Recht gefürchtet und auch bei den Eingeborenen nicht unbekannt, doch hat die Gefährlichkeit dieser Krankheit gegen früher sehr nachgelassen. Dysenterie ist ebenfalls häufig, zumal der Neger im Wassertrinken sehr unvorsichtig ist; auch ist die Bevölkerung großer Gebiete der Ebene in der Trockenzeit genötigt, sich mit sehr schlechtem Wasser zu begnügen. Unter den epidemischen Krankheiten stehen an erster Stelle die Pocken, die mitunter ganze Dörfer entvölkern; die Genickstarre scheint auf Nordtogo beschränkt zu sein. Die Beulenpest ist in den letzten Jahren auf der englischen Goldküste aufgetreten, griff aber nicht nach Togo über. Wohl aber richteten an der ganzen Westküste und damit auch in Togo Gelbfieberepidemien unter den Europäern schon mehrfach entsetzliche Verheerungen an. Die Krankheit scheint dem Eingeborenen ungleich weniger gefährlich zu sein als dem Weißen, befällt die Neger aber nachweislich auch. Ob sie in Togo endemisch ist oder nur eingeschleppt wird, steht noch dahin.

In den letzten Jahren hat man nun auch die Schlafkrankheit in einzelnen Teilen des Misahöhebezirks festgestellt, die furchtbare Geißel Zentralafrikas. Ob sie sich ausbreitet, und ob und wie sie zu bekämpfen ist, ist vorläufig noch fraglich.

Unter den Eingeborenen sind ferner Lepra, Lungenkrankheiten und verschiedene Geschlechtskrankheiten recht verbreitet, unter letzteren vor allem die Syphilis, die ursprünglich sicherlich nicht etwa von den Europäern eingeschleppt ist, sondern entweder hier schon stets heimisch war oder allenfalls auf dem Landwege, zum Beispiel durch die Mohammedaner, hergebracht wurde.

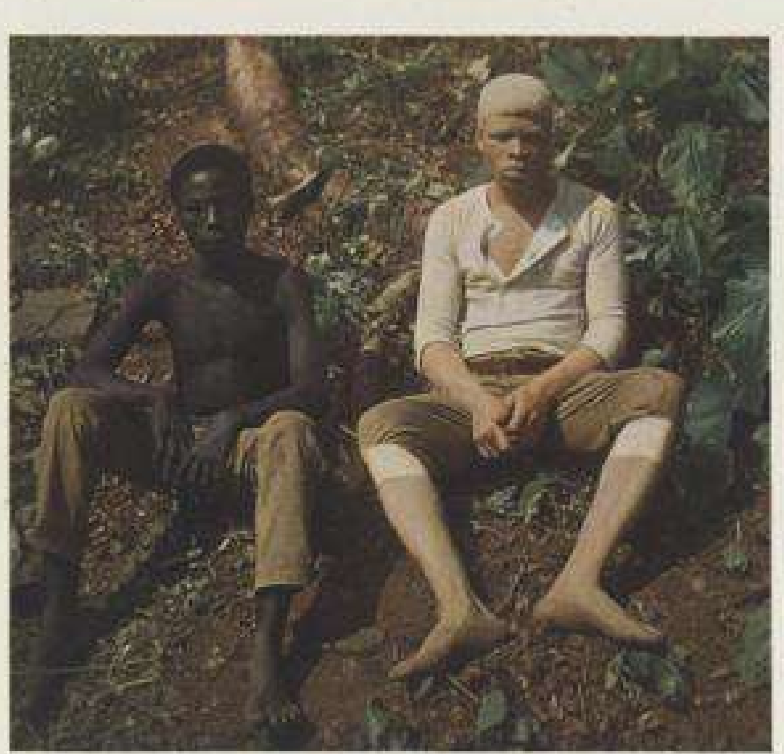
Nicht gerade gefährlich, aber doch recht lästig ist der Guineawurm und der auf dem Seewege eingeschleppte Sandfloh.

Diesen zahlreichen Krankheiten steht der Eingeborene noch ziemlich machtlos gegenüber, wenn er auch mancherlei Arzneimittel kennt. Hier ist der Weg, auf dem man ihm den Wert europäischer Kultur am leichtesten, am handgreiflichsten beweisen kann; ein Weg, der um so rascher zum Ziele führt, als der Togoneger schon heute großes Vertrauen zum weißen Arzte hat.

Sehr angenehm berührt es, daß der Togoneger verhältnismäßig ehrlich ist. Wenn auch die in näherer Beziehung zum Weißen stehenden Eingeborenen, besonders die Dienerschaft, aber auch manche Faktoreiangestellte, sich kleinere und größere Spitzbübereien öfter zuschulden kommen lassen und sich davon auch durch die etwaigen Strafen, die für ihre Begriffe recht milde sind, nicht abhalten lassen, so ist das doch auf diese kleinen Kreise beschränkt. Wer würde es aber in Deutschland wagen dürfen, wildfremden Menschen ohne irgendwelche Prüfung Waren oder Produkte im Werte von oft Hunderten von Mark auf die Last mit einem baren Vorschuß von etwa ein Drittel des Gesamtlohnes auszuhändigen mit dem Auftrage, sie nach einem andern, oft viele Tagereisen entfernten Platze zu tragen oder auf Wagen zu fahren, um dort den Restlohn von wenigen Mark in Empfang zu nehmen? Das ist aber da, wo keine Eisenbahnen verkehren, die übliche Beförderungsart, und Diebstähle dabei sind verhältnismäßig selten.


Junge Mädchen aus Lome.

Dagegen teilt der Togoneger mit vielen anderen Naturvölkern den Hang zur Lüge. Die Geistesgegenwart und Unverfrorenheit, mit der selbst der jüngste Bursche die ausgesponnensten Lügengebilde jederzeit zur Hand hat, wäre geradezu bewundernswert, wenn sie nicht so tieftraurig wäre. Menschenalter werden dazu gehören, um diese in Fleisch und Blut übergegangene Gewohnheit mit nur einigem Erfolge zu bekämpfen. Die Lügenhaftigkeit des Negers ist eine der schwierigsten Fragen unserer Rechtsverhältnisse in den Schutzgebieten. Einem Neger in gleicher Weise wie einem Europäer einen Eid abnehmen zu wollen, ist einfach unmöglich; ihn wegen Meineides oder Lügens vor Gericht so scharf bestrafen zu wollen, wie es im Deutschen Strafgesetzbuch vorgesehen ist, würde unbillig sein: er ist in dieser Beziehung wie ein Kind der mittleren Schulklassen zu betrachten, dem das Belügen des Lehrers meist nicht als Schlechtigkeit, sondern nur als etwas gefährlicher Wettkampf mit der höheren Intelligenz des Lehrers erscheint und dann, wenn Mitschüler in Gefahr stehen, gefaßt zu werden, durch mißverstandenes Ehrgefühl geradezu vorgeschrieben wird.


Albino aus dem Ewevolke.

Es gehört große Erfahrung dazu, aus Negervernehmungen die Wahrheit herauszufinden. Unfähige oder unerfahrene Beamte werden rettungslos irregeführt, und gar

ein voreingenommener Fragesteller kann aus den Negern herausfragen und zu Protokoll nehmen, was er nur will.

Anerkennenswert ist die Reinlichkeit des Togonegers. Mit selbst-bereiteter Seife wäscht er sich täglich von Kopf bis zu Fuß, gebadet wird, so oft es nur geht, und dem vom Felde bestaubt heimkehrenden Manne hält die Frau einen großen Topf warmen Wassers zum Waschen bereit. Durch Kauen an fingerdicken Zweigen eines bestimmten Baumes werden an jedem Morgen die Zähne gereinigt. Die Häuser, Gehöfte und Dorfstraßen werden täglich gefegt, in Südtogo hat man sogar bestimmte, nach Geschlechtern getrennte Dorfaborte.

Die Hütten werden aus Lehm meist mit Grasdach erbaut, in Südtogo oft mit einem inneren Gerüst aus Holz. Sie sind bei den Eweern rechteckig mit mehreren Räumen, bei manchen Stämmen Mitteltogos quadratisch mit nur einem Raum und bei sehr vielen Völkern, besonders im Norden, kreisrund mit ebenfalls nur einem Raum. In Boëm hat man mehrzimmerige länglich-rechteckige Hütten mit flachem mit Lehm bedeckten Dach. Zweistöckige Gebäude sind abgesehen von den Tamberma nur an der Küste und bei den Atakpameleuten als Ausnahme zu finden.

Fast stets bilden mehrere Hütten nebst ähnlich gebauten Ställen für Kleinvieh und Hühner ein durch Mauern nach außen abgeschlossenes Gehöft, in dem eine Familie wohnt. Jede Frau hat ihre eigene Hütte. Die Stellung der Frau ihrem Manne gegenüber ist eine recht selbständige; sie hat eigenes Vermögen, eigene Felder und so weiter. Verwandtschaft wird stets über die weibliche Linie gerechnet; so gilt als der nächste Erbe der älteste Sohn der ältesten Schwester.



Gehöft in Atakpame.

Die Familie im weiteren Sinne des Wortes ist in ganz Togo die Grundlage des Volkslebens. Zu ihr rechnen auch die Sklaven, wie denn bei allen einheimischen Negerstämmen in Togo der kriegsgefangene oder gekaufte Sklave ein Glied der Familie wurde, Kinder von Sklaven gingen ganz in der Familie auf. Aus mehreren Familien setzt sich das Dorf, beziehungsweise eine Landschaft zusammen. Neben dem Häuptling ist der Rat der Familienältesten die maßgebende Verwaltungs- und Gerichtsbehörde; eine völlig unumschränkte Macht der Häuptlinge gab es wohl hier und da tatsächlich, sie liegt aber nicht im Gewohnheitsrecht begründet. Auf der anderen Seite gab und gibt es recht viele Landschaften, in denen von einer Häuptlingsmacht kaum die Rede ist, sondern ein jeder tut, was ihm beliebt.

Neben Häuptling und Ältesten haben die heidnischen Fetischpriester und im Norden von Togo die mohammedanischen Priester und Ratgeber des Häuptlings eine oft ausschlaggebende Macht.

Die Religion des heidnischen Togonegers ist keineswegs ein wirklicher Fetischdienst. Die Eweneger, die uns durch das vorzügliche Werk von Spieth näher bekannt geworden sind, kennen einen höchsten Gott, unter

dem der Blitzgott und die Donnergöttin, zahlreiche Erdgötter und die Schutzgeister stehen. Sie formen sich wohl rohe „Fetische" aus Lehm, aber sie beten nicht etwa diese Lehmfiguren an, sondern opfern nur vor diesen Figuren dem Gotte, den sie darstellen sollen. Bei den nördlicheren Völkern sind diese Götzenbilder überhaupt nicht üblich. Manche Götter sind weit über ihre Landschaft hinaus bekannt, so daß man auf viele Tagereisen hin zu ihnen wallfahrtet. Aberglauben und Zauberei spielen eine sehr große Rolle im täglichen Leben. Vor Gericht wurde sehr oft zum Gottesurteil geschritten: sein Grundgedanke ist wohl der, daß man zum Beispiel ein Mittel zu trinken gibt, das sowohl ein tödliches Gift wie auch Brechmittel ist; da man nicht wissen kann, welche Wirkung bei einem Menschen eintritt, nimmt man an, daß Gott den Schuldigen umkommen, den Unschuldigen dagegen den Trank wieder ausbrechen läßt. Ohne Zweifel wird aber durch die Priester bei diesem Anlasse viel Schwindel getrieben, ihre Macht wird dadurch sehr gesteigert.

Besonders groß ist in Südtogo der Einfluß des geheimnisvollen, erst in den letzten Jahrzehnten entstandenen Yewedienstes, der sogar eine besondere Sprache besitzt und zahlreiche Priester und Priesterinnen hat.

Im allgemeinen aber ist der Togoneger religiös sehr duldsam; es ist für ihn selbstverständlich, daß jedes Volk, jedes Land eine andere Religion besitzt. So setzt er denn auch dem Eindringen fremder Religionen keinen sehr erheblichen Widerstand entgegen. In Nordtogo ist das Verhältnis zwischen Heidentum und Islam im allgemeinen nicht feindlich, und in Südtogo hat die christliche Mission wohl hier und da Gegnerschaft, aber eigentlich nie einen geschlossenen dauernden Widerstand gefunden, auch nicht zu Zeiten, als noch keine europäische Macht ihre schützende Hand über sie hielt.

Zwei Missionsgesellschaften sind in Togo tätig, wenn man von der kleinen nur an der Küste arbeitenden wesleyanischen Mission absieht: die evangelische Norddeutsche Mission in Bremen und die katholische Mission „vom göttlichen Wort" in Steyl.

Die Norddeutsche Mission, 1836 in Bremen gegründet, wandte sich 1847 der Guineaküste zu. Die ersten Versuche in Peki, dem jetzt englischen Gebiete südlich von Kpandu, scheiterten; 1853 wurde Keta besetzt und blieb Ausgangspunkt der zunächst langsam, später rascher fortschreitenden Missionsarbeit. Schon 1859 wurde die Station Wegbe in der Landschaft Ho gegründet, zehn Jahre später fiel sie aber dem Einfall der Aschanti zum Opfer und konnte erst 1876 wieder aufgebaut werden, in der Folgezeit wurde sie ein blühender Mittelpunkt christlicher Kultur. Westlich von Ho wurde 1889 die Gesundheitsstation Amedjowe hoch auf dem Gebirge errichtet.

Unterdessen war die deutsche Besitzergreifung erfolgt, das Jahr 1890 brachte die Abgrenzung gegen die englische Goldküste und schnitt damit das Arbeitsfeld in zwei Teile. Die Norddeutsche Mission sah sich daher vor die schwere Aufgabe gestellt, bei der Arbeit an dem an sich einheitlichen Volke der Eweer den entgegengesetzten Wünschen der beiden Regierungen gerecht zu werden. Mit Recht mußte ja die deutsche Regierung wünschen, daß der Ausgangspunkt und die Leitung der Mission im deutschen Gebiet und nicht im englischen Keta lag, mit Recht mußte sie verlangen, daß als europäische Sprache in den Missionsschulen das Deutsche und nicht das Englische gelehrt wurde: beides Forderungen, die eine völlige Umgestaltung der Organisation und des Betriebes, der Lehrmittel usw. bedingten. Man muß dankbar anerkennen, daß die Norddeutsche Mission diesen nationalen Wünschen gerecht geworden ist. Durch Errichtung einer Hauptstation in Lome im Jahre 1897 wurde der neue Mittelpunkt für das evangelische Missionswesen in Togo geschaffen. Im Innern wurde um die Jahrhundertwende eine neue Station am Agu angelegt; einige Jahre später

erfolgte die Übernahme der Arbeit der Baseler Mission, die diese von dem englischen Anum aus Volta-aufwärts über Kpandu nach Boëm ausgedehnt hatte: durch diese Änderung wurde dort die Ewesprache an die Stelle des Tschi der Goldküste gesetzt. In Boëm wurde Akpafu zur Hauptstation gemacht. Neuerdings ist die Arbeit nun auch auf den Atakpamebezirk ausgedehnt worden. Die Zahl der Gemeindemitglieder ist rund sechstausend, an sich ja noch nicht hoch, aber aller Voraussicht nach wird sie rasch zunehmen.

Die größte Bedeutung für das Schutzgebiet hat das Schulwesen der beiden Missionen, zumal die Regierung sich darin sehr zurückhält. Die Norddeutsche Mission unterhält allein im deutschen Gebiet an achtzig Schulen mit zweitausendsechshundert Schülern: die Eingeborenen drängen sich dazu, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Der Unterricht erfolgt in dem von der Norddeutschen Mission zur Schriftsprache erhobenen Anglodialekt der Ewesprache und in Deutsch.

Noch etwas größer ist die Zahl der Gemeindemitglieder, der Schulen und der Schüler bei der katholischen Steyler Mission. Sie kam erst im Jahre 1892 nach Togo, hat aber durch geschickte Auswahl der Hauptorte Anecho, Lome, Palime, Kpandu und Atakpame für ihre Hauptstationen sehr schnell Fuß gefaßt und ist, besonders seit jahrelange Schwierigkeiten mit der Regierung und einzelnen, zum Teil hochverdienten Beamten beseitigt sind, in rascher Ausdehnung begriffen. Ihre Unterrichtssprache ist Deutsch und der von ihr bearbeitete Anechodialekt der Ewesprache.

Kein gerecht Denkender wird leugnen können, daß bei der Arbeit beider Missionen ein großes Maß energischen Strebens, ehrlicher Arbeit und treuer Hingabe an den gewählten Beruf zu finden ist. Die Totenlisten der Männer und Frauen, die auf dem Arbeitsfelde vorzeitig dahingerafft wurden, reden eine eindringliche Sprache. Niemand wird sich der Erkenntnis verschließen können, daß die christliche Mission in Togo eine Kulturmacht ersten Ranges ist: ihre Erfolge in der Belehrung der Eingeborenen sind — ganz abgesehen von dem religiösen Gebiete — unbestreitbar, die Wichtigkeit der Heranbildung einer größeren Zahl von Eingeborenen mit Volksschulbildung ist handgreiflich.

Freilich wird man sich aber auch eines warmen Mitgefühls nicht erwehren können, wenn man bedenkt, daß das Volk der Eweer nun nicht nur zwischen England, Deutschland und Frankreich aufgeteilt ist, sondern daß unseren Togonegern gleichzeitig in derselben Togokolonie die evangelische und die katholische Konfession gebracht wird und so das Verhängnis, das über dem deutschen Volke ruht, nun nach dort verpflanzt wird. Und geradezu unfaßlich ist es, daß es nun auch eine evangelische und eine katholische Eweschriftsprache gibt!

Es muß auch fraglich erscheinen, ob die von der Mission und zum Teil auch von der Regierung eingeführten Begriffe von Recht und Unrecht, von Sittlichkeit und Schicklichkeit, von Lebens- und Weltauffassung in jeder Beziehung für den Neger passen. Unsere jetzigen deutschen Begriffe in diesen Fragen sind ja nur zum Teil christlich, zum großen Teil doch auch auf jüdische, griechische, römische und germanische Einflüsse zurückzuführen und zudem bedingt durch die klimatischen Verhältnisse Mitteleuropas. Man könnte sich theoretisch wohl ein Christentum, christliche Moral und Ethik ohne diese Einflüsse denken, aber welcher Deutsche wäre imstande, sich so in das Gefühls- und Gemütsleben des Negers, so in seine Geschichte, sein Klima, sein Begriffsvermögen hineinzuversetzen, um eine solche christliche Negermoral und -ethik zu schaffen? Und welcher Neger wäre geistig produktiv und selbständig genug, um das zu können? Es ist von jeher das Schicksal, das nicht unverdiente Los kulturell rückständiger und geistig unproduktiver Völker gewesen, bei dem Eindringen einer fremden höherstehenden Kultur auch rechtliche und sittliche Begriffe mit aufnehmen zu



Fetischmädchen in Wokutime.

müssen, die für ihre Verhältnisse nicht ganz am Platze sind. So ging und geht es bei allen Negervölkern Afrikas, so geht es auch in Togo. Mit Macht dringt das Neue von Süden und auch von Norden herein, und es handelt sich nicht mehr darum, ob die heidnischen Togoneger Christen werden oder Heiden bleiben sollen, sondern nur darum, ob sie Christen oder Mohammedaner werden.

Man hat wohl die Behauptung aufgestellt, der Islam passe besser für den Neger, weil er ihm die Vielweiberei läßt und manche andere Gewohnheit, wohl auch deshalb, weil seine religiöse Auffassung dem Neger näher liegt als die christliche. Wer steht aber wohl auf so hoher Warte, wer ist so objektiv, ist so weise, um diese Frage wirklich beantworten zu können?

So viel aber ist sicher: für die christlichen europäischen Kolonialvölker ist es viel besser, die Heiden werden Christen als Mohammedaner. Nicht nur ist dann eine Möglichkeit gegenseitigen Verstehens viel eher gegeben, sondern es fällt auch die Gefahr fort, daß der Islam mit seiner umfassenden Organisation, seiner Disziplin und seinem Fanatismus einmal die verschiedenen, einander feindlichen Völker Afrikas zusammenschließen könnte zu gemeinsamem Widerstande gegen die europäische Herrschaft.

Vorläufig ist eine solche Gefahr allerdings in Togo noch nicht unmittelbar drohend. Die deutsche Herrschaft ist im ganzen Lande durchgeführt, das ganze Schutzgebiet ist bereits in Verwaltung genommen, Ruhe und Frieden sind bis auf kleine Gebiete an den äußersten Grenzen gesichert. Eine erstaunliche Leistung, um so größer, als sie mit nur geringen Mitteln und mit einer sehr geringen Zahl weißer Beamten, Offiziere und Unteroffiziere, die einige hundert schwarze Soldaten unter sich hatten, erreicht ist. Das verdanken wir einerseits der Friedlichkeit und dem Mangel an Einigkeit bei den Eingeborenen, andererseits der hervorragenden Tüchtigkeit einiger weißen Beamten, unter denen die Namen Graf Zech, Dr. Kersting, Dr. Gruner, Hauptmann von Doering stets an erster Stelle stehen werden. Besonders vorteilhaft war es, daß bei der Kleinheit der Verhältnisse organisatorisch von der Errichtung einer besonderen Schutztruppe abgesehen und die Polizeitruppe in die Zivilverwaltung eingegliedert wurde.

Die wissenschaftliche Gründlichkeit deutschen Wesens zeigt sich gerade in Togo in glänzendem Lichte: keine fremde Kolonie in Westafrika ist geographisch so genau bearbeitet, keine naturwissenschaftlich schon so gut erforscht, in keiner ist so viele freiwillige wissenschaftliche Arbeit von Beamten und auch von Missionaren und einigen Privatleuten unentgeltlich geleistet worden.

Aber auch in praktischen Dingen ist in Togo, soweit es die Mittel zuließen, viel geschaffen worden. Ein wohldurchdachtes Netz von über sechshundert Kilometern Fahrwegen ist im Bau und zum großen Teil schon



Die Hamburger Strasse in Lome

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

in Benutzung: von Lome über Atakpame hinaus in der Richtung nach Sokodé mit einer Abzweigung von Nuatschä nach Sagada, dann von Palime nach Ho, von Palime über den Françoispaß nach Kpandu und weiter nach Kete Kratschi-Bimbila-Jendi-Sansane Mangu. Nur die schwierigeren Kunstbauten fehlen noch vielfach. Schon jetzt werden auf Hunderten von Kilometern Waren und Produkte nicht mehr ausschließlich auf den Köpfen der Neger getragen, sondern auf Wagen befördert, die allerdings wegen der Gefahren der Tsetsefliege meist von Menschen gezogen und geschoben werden müssen. Neuerdings haben auch Versuche mit Lastautomobilen begonnen, ein Personenautomobil ist bereits im Betriebe.

Das Wichtigste war aber nach Eröffnung der Landungsbrücke der Bau von Eisenbahnen. Zunächst wurde Lome mit Anecho durch die Küstenbahn verbunden, so daß seit dem Jahre 1905 der gesamte Seeverkehr des Schutzgebietes über die Landungsbrücke geht. Die Küstenbahn war also ursprünglich nur als eine Art Zufahrtsgeleis zur Landungsbrücke gedacht, um den Vorteil, den Lome durch sie vor den anderen Küstenplätzen voraus hatte, wieder auszugleichen und zugleich auch den Betrieb der Brücke finanziell günstiger zu gestalten. Infolgedessen werden Einfuhrwaren wie Ausfuhrgüter bei Durchfracht auf der Küstenbahn kostenlos befördert, das heißt: die Tonne vom Schiff nach Lome, Porto Seguro, Anecho oder umgekehrt kostet gleichmäßig elf Mark Fracht. Allerdings ist das nicht unerheblich mehr, als die Verschiffung nach der alten Weise in offenen Booten durch die Brandung kostete, allein die Sicherheit und Bequemlichkeit der Verfrachtung lassen den in den elf Mark versteckt liegenden besonderen Ein- und Ausfuhrzoll als erträglich erscheinen, zumal er ja alle Interessenten gleichmäßig trifft. Infolgedessen ist es auch nicht unbillig, daß man für den gesamten Seeverkehr die Benutzung der Brücke nunmehr vorgeschrieben hat.

Die Entwicklung des Betriebes der Landungsbrücke und Küstenbahn ist so erfreulich gewesen, daß nicht nur eine angemessene Verzinsung und Tilgung, sondern darüber hinaus noch Einnahmen erzielt werden, die zum größten Teil dem Fiskus des Schutzgebietes zugute kommen. Zeitweise war der Andrang sogar so groß, daß weder die Küstenbahn noch die Landungsbrücke ihm gerecht werden konnte; man hat daher schon jetzt die Landungsbrücke um fünfzig Meter verlängert und durch Aufstellung eines vierten Dampfkrans leistungsfähiger gestaltet.


Fetisch in Etoi.

Neben dem Anschluß der Küstenplätze an die Landungsbrücke hat die Küstenbahn aber auch eine eigene, ganz unerwartet große Bedeutung für den reinen Lokalverkehr gewonnen. Genau wie bei der Einrichtung des Telephonbetriebes haben die Eingeborenen auch bei der Bahn in kürzester Zeit die praktischen Vorteile begriffen; der lokale Personenverkehr auf der Strecke Lome-Anecho ist ein recht ansehnlicher, die Einnahmen aus ihm bilden eine willkommene Zugabe.

Landungsbrücke und Küstenbahn erhielten die Meterspur, wie sie von den

Franzosen für ihr entstehendes großes westafrikanisches Eisenbahnnetz zugrunde gelegt ist; ein späterer Anschluß der Eisenbahnen des Togogebietes wird also ohne Schwierigkeiten durchführbar sein. Die Güterwagen sind für sieben Tonnen Nutzlast eingerichtet. Die Personenwagen haben drei Klassen, ein Vorrecht zur Benutzung besonderer Abteile nur für Weiße besteht nicht, doch pflegen auch wohlhabende Schwarze wenigstens die erste Klasse nur selten zu benutzen.

Die günstige Verkehrsentwicklung der Landungsbrücke und Küstenbahn führte schon bald zum Bau der ersten Bahn in das Innere: der einhundertzwanzig Kilometer langen Strecke von Lome nach Palime. Von all den verschiedenen Projekten war dieses sicherlich das nächstliegende und aussichtsreichste. Die Bahn erschließt einen ansehnlichen Teil der dichtbevölkerten Mais- und Ölpalmengebiete Südtogos, sodann die besonders fruchtbaren Agulandschaften und endet in dem wichtigen Handelsplatze Palime am Fuße des Hauptgebirges.

Die Eröffnung der Bahn am 27. Januar 1907 wurde durch eine landwirtschaftliche Ausstellung in Palime gefeiert, deren interessante Darbietungen allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Die Bahn übt einen tiefgreifenden, nachhaltigen Einfluß auf die ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse der von ihr erschlossenen Gebiete aus, wie es ja auch garnicht anders sein kann. Palime hat aufgehört, ein „Buschplatz" zu sein. Fast sämtliche Handelsfirmen haben dort massive ansehnliche Gebäude errichtet. Die katholische Mission besitzt eine stattliche Niederlassung mit einer Reihe von Missionaren und Schwestern, die Regierung hat ein hübsches Haus für den Arzt gebaut, der ganze Ort wird nach einheitlichem Plane mit geraden breiten Straßen durchzogen, auch die Eingeborenen fangen immer mehr an, Europäer-ähnliche Häuser zu bauen, ein Beweis für den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung.

Palmöl, dessen Ausfuhr früher nur eben möglich war, Palmkerne und Mais, die früher von Palime überhaupt nicht ausgeführt werden konnten, werden neben Baumwolle, Kautschuk, Elfenbein und Kakao in steigenden Mengen angebracht, und selbst aus dem südwestlich von Palime gelegenen englischen Grenzgebiete nehmen manche Produkte ihren Weg jetzt über Palime.

Die Arbeitslöhne haben sich mit dem Augenblicke der Eröffnung der Bahn auf den Stand der Küstengebiete erhöht, nämlich von fünfzig Pfennigen auf fünfundsiebzig Pfennige Tagelohn für den erwachsenen männlichen Arbeiter. Dadurch wird für denjenigen Europäer, der mit zahlreichen Arbeitern zu rechnen hat, wie der Plantagenbesitzer, der auch für ihn sonst bestehende Vorteil des Bahnbaus freilich mehr als ausgeglichen, aber die Arbeitslust hat sich ohne Zweifel gesteigert, und für den Kaufmann ist es von Bedeutung, daß das Volk im ganzen eine stark gesteigerte Kaufkraft besitzt.

Der Verkehr auf der Bahn hat sich denn auch derart entwickelt, daß man schon bald die Zahl der Züge verdoppeln konnte, sodaß jetzt werktäglich ein gemischter Zug in jeder Richtung gefahren wird.

Finanziell deckt die Bahn nicht nur schon jetzt ihre Betriebskosten, sondern wirft auch bereits eine wenn auch bescheidene Rente ab, mit der ein Teil der von der Kolonie bei dem Reiche aufgenommenen Eisenbahnanleihe gedeckt wird.

Ob die Palimebahn einmal verlängert werden wird, steht dahin. Die gegebene Fortsetzung wäre über Misahöhe und den Françoispaß in die Niederung westlich des Hauptgebirges und weiter nach Kete Kratschi-Bimbila-Jendi bis Sansane Mangu, also eine Westbahn, die das ganze Gebiet westlich des Hauptgebirges nach Lome hin entwickeln würde, während es sonst immer stark nach der englischen Goldküste hinneigen wird. Die einzige größere Schwierigkeit, die Überschreitung des Hauptgebirges, würde sich, wenn man

kostspielige Tunnelbauten scheut, vielleicht durch Einlegung einer Zahnstangenstrecke in ähnlicher Weise lösen lassen, wie das in Bosnien bei der Bahn von Sarajewo zum Adriatischen Meere mit so großem Erfolge geschehen ist.

Freilich sind das vorläufig Zukunftsträume, denn zunächst wichtiger und aussichtsreicher ist die Erschließung des Gebietes östlich des Hauptgebirges. Dem kraftvollen Eintreten Dernburgs verdankt es die Kolonie, daß schon jetzt die erste und zunächst wichtigste Strecke dieser künftigen Ostbahn im Bau ist und im Jahre 1910 in Betrieb kommen dürfte: die einhundertachtzig Kilometer lange Bahn Lome-Atakpame.

Wenige Kilometer hinter Lome von der Palimebahn abzweigend führt sie fast genau nördlich, erschließt jenseits des Sioflusses erhebliche Teile des Mais- und Ölpalmengebietes, durchzieht sodann bei einhundert Kilometern Entfernung die baumwollreiche Landschaft Nuatschä und endet vorläufig in der Stadt Atakpame, dem Mittelpunkte eines reich bevölkerten Gebietes, das für die Baumwollkultur eine immer größere Bedeutung erlangt und zudem dadurch ausgezeichnet ist, daß Rindviehzucht möglich ist und auch betrieben wird. Schon jetzt beginnt die unter von Doerings Leitung von Grund auf umgestaltete Stadt ein immer europäischeres Gepräge anzunehmen. Auf die in einem Tale sich hinziehenden Hütten der Eingeborenen und Häuser der Handelsfirmen schauen die schmucken Gebäude des Bezirksamtes, der katholischen Mission und ihres Schwesternhauses herab. Von dem auf einer Paßhöhe liegenden Marktplatze aus hat man einen prächtigen Blick über die Ebene des Amutschuflusses auf die Bergzüge der Akpossolandschaft.

Die wirtschaftlichen Grundlagen der Atakpamebahn sind ohne Zweifel sehr aussichtsreich, der Betrieb wird sicherlich sehr bald schon Überschüsse abwerfen, aber immerhin wird es noch eine Reihe von Jahren dauern, bis Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals aus diesen Überschüssen voll gedeckt werden können.

Die spätere Fortsetzung der Bahn über Pessi nach dem Sokodébezirk ist wohl nur eine Frage der Zeit, wenn auch die wirtschaftlichen Unterlagen für die Finanzierung und für die Entscheidung über die Linienführung zum Teil noch der Klärung bedürfen.

Auch die Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens schreitet rüstig voran. Zwar besitzt Togo kein eigenes Kabel, es ist aber über Land mit der Goldküste und mit Dahomey und so mit den englischen Kabeln wie auch mit dem großen westafrikanischen Überlandtelegraphen der Franzosen verbunden. Allerdings sind die Preise sehr hoch, das Wort kostet über fünf Mark; die Übermittlung nach Deutschland dauert meist nur einige Stunden, Wortverstümmelungen sind freilich recht häufig. Im Schutzgebiete selbst sind in Süd- und Mitteltogo eine größere Zahl wichtigerer Plätze durch mehrere Telegraphenlinien angeschlossen, in Nordtogo hat der Draht bereits Sokodé erreicht.

Neben diesen Verkehrsanlagen wurde eine ansehnliche Anzahl sonstiger Bauten geschaffen. Vor allem wurde Lome im Laufe der letzten Jahre zu einer der Kolonie würdigen Hauptstadt ausgebaut.

Anfangs war vorübergehend Bagida, dann Anecho und das nahe gelegene Sebe Regierungssitz, bis im Jahre 1896 die Verlegung nach Lome durchgeführt wurde. Waren für diesen Entschluß auch vorwiegend Gesundheitsfragen maßgebend, da in Anecho mit Rücksicht auf die weit verzweigte Lagune eine ganz durchgreifende Sanierung unerschwingliche Mittel verschlungen hätte, so sprachen doch auch gewichtige wirtschaftliche Gesichtspunkte mit. Lome ist der Küstenplatz, von dem aus man ohne Überschreitung einer offenen Lagune und ohne durch größere Flüsse gehindert zu sein bis weit ins Innere vordringen kann. Von

jedem anderen Küstenplatz, besonders von Anecho aus, hätten Fahrstraßen und Eisenbahnen die Lagune und dann noch die Flüsse Haho und Sio überbrücken müssen, um den zunächst wichtigsten Handelsplatz des Innern, Palime, und damit auch den Zugang zu den Gebieten westlich des Hauptgebirges zu erschließen. Dazu kommt noch, daß Lome hart an der Westgrenze liegt, und man von hier aus den Einfluß des dem größeren Teile des Schutzgebietes vorgelagerten englischen Keta-Dreiecks am wirksamsten bekämpfen kann.

Die großartige Entwicklung der Stadt Lome hat den durch Gouverneur Köhler herbeigeführten Entschluß glänzend gerechtfertigt.

Wer heute auf der Reede von Lome ankommt, sieht eine schmucke, ansehnliche Stadt vor sich ausgebreitet, links beginnend am wuchtigen Bau des Gouverneurhauses. Es folgt ein Hain von Kasuarinen, dem



Dorf Jo bei Misahöhe.

an die nordischen Lärchen erinnernden Nadelholz der Tropen, das in Togo übrigens nicht heimisch ist Dann sieht man die zahlreichen in Gärten stehenden Häuser der einzelnen Behörden und die entsprechenden Beamtenwohnungen, bis an der Landungsbrücke und dem von da zum Bahnhofe führenden Eisenbahngleise die Regierungsstadt, im Volksmunde „Moabit" genannt, aufhört. Östlich davon fesselt der an italienische Vorbilder erinnernde quadratische Turm der evangelischen Kirche den Blick, hinter der man die hölzernen Gebäude der Norddeutschen Mission erkennt, während am Strande der hübsche Zementsandsteinbau der Woermannagentur die sich ostwärts ziehende Reihe der Gebäude der kaufmännischen Firmen eröffnet. Zwischen ihnen liegt der Ziegelbau, den die Reichspost gemietet hat. Weiter im Osten ragen die beiden schlanken gotischen Türme der katholischen Kirche zum Himmel empor; das stattliche Schwesternhaus derselben Mission schließt das Bild im Osten ab. Die Zurückdrängung der Eingeborenenstadt landeinwärts hat es ermöglicht, ein ziemlich einheitliches Europäerviertel am Strande entlang zu schaffen, was nicht nur vom Standpunkte des äußeren Eindruckes, sondern auch aus sanitären Gründen als großer Vorzug zu betrachten ist.

Die peinlich durchgeführte Sauberkeit in den Straßen und die Beseitigung aller größeren und kleineren Ansammlungen stehenden Wassers haben gemeinsam mit dem fast zehn Monate hindurch herrschenden

Seewind die in Togo sonst so zahlreichen Mücken in Lome derart verschwinden lassen, daß man allgemein ohne Moskitonetz schläft. Ja, man glaubt sogar die von den Europäern in Togo fast durchweg angenommene regelmäßige Chininprophylaxe gegen Malaria in Lome entbehren zu können. Dies erscheint allerdings nicht ganz unbedenklich, da wohl niemand ausschließlich im Orte bleibt und immerhin durch Landwinde hin und wieder einmal Mücken auch nach Lome verschlagen werden.



Lome, Blick auf die katholische Kirche.

Ein Gang durch die Stadt mit ihren geraden durch Lehmaufschüttung befestigten Straßen muß jedem den günstigsten Eindruck machen. Freilich ist von tropischer Fruchtbarkeit weder in Lome selbst, noch in seiner näheren Umgebung etwas zu merken, nur Kokospalmen gedeihen einigermaßen, und hier und da läßt sorgfältig aufgezogener Blumenschmuck auf eine weibliche Hand schließen.

Es wohnen ziemlich viele weiße Frauen in Lome. Besonders in den letzten Jahren ist ihre Zahl sehr gestiegen, und sicherlich ist es ihrem Einflusse mit zuzuschreiben, wenn die Geselligkeit fröhlichere, vielseitigere und edlere Formen angenommen hat als in früheren Zeiten. Wenn dabei dem Zuge der Zeit und dem Vorbilde der englischen Nachbarkolonien entsprechend der Sport in verschiedener Form eifrige Pflege findet, so ist das besonders für Beamte und Kaufleute bei ihrer überwiegend sitzenden Berufstätigkeit freudig zu begrüßen.

Neuerdings besitzt Lome auch ein Krankenhaus und ein Schlachthaus, nur eine Wasserleitung fehlt noch und wird auch nicht so leicht anzulegen sein, weil man zwar Brackwasser überall, Süßwasser aber in erreichbarer Nähe bisher nirgends gefunden hat.



Bismarckbrunnen in Atakpame.

Ähnlich wie in Lome, wenn auch natürlich in weit geringerem Maßstabe, wird auch in den anderen wichtigeren Städten der Kolonie vorgegangen; selbst in kleineren Orten sieht man die ordnende Hand einer zielbewußten Verwaltung. Außer in Palime und Atakpame ist in den letzten Jahren vor allem auch in Anecho viel geschehen, um den Ort schöner, reinlicher und gesunder zu machen, was hier wegen des Stillstandes in der Entwicklung seit Verlegung des Regierungssitzes, wegen der

geringen Zahl von Europäern und der ererbten Grundeigentumsrechte angesehener Eingeborener besonders schwierig ist. In Anecho liegt das bekannte Nachtigalkrankenhaus. Neuerdings ist ein Arzt auch in Palime dauernd angestellt, und Atakpame wird nach Eröffnung der Eisenbahn sicher auch einen solchen erhalten. Für aussätzige Eingeborene ist bei Bagida ein besonderes Heim geschaffen. Die Pocken werden durch regelmäßige Durchimpfung ganzer Bezirke bekämpft, und zum Studium der Schlafkrankheit ist eine besondere Kommission in Tätigkeit; die laufende Arbeit wird in den Hauptorten durch die fest angestellten Ärzte poliklinisch erledigt. Wegen der günstigen Rückwirkung auf die Eingeborenen sollte die ärztliche Fürsorge auch in Zukunft eine ausschließliche und bevorzugte Tätigkeit der Regierung bleiben, damit diese dem Neger nicht nur seinem Empfinden nach Unangenehmes, wie Steuern und Strafen, sondern auch Gutes bringt.

Die Mittel für die zahlreichen kulturellen Aufgaben der Regierung liefert das Schutzgebiet selbst; einen Reichszuschuß erhält Togo schon seit Jahren nicht mehr, nur für den Bau der Hinterlandbahnen sind bei dem Mutterlande Anleihen aufgenommen worden, die aber laufend verzinst und getilgt werden müssen. Ob man freilich nicht besser getan hätte, schon vor Jahren großzügig einige Millionen in das Land hineinzustecken, um seine Entwicklung zu beschleunigen, sei hier nicht näher untersucht.

Den größten Teil der Einnahmen liefern die Zölle. Abgesehen von den ausdrücklich als zollfrei bezeichneten oder den mit einem Sonderzoll belasteten Waren zahlen alle Einfuhrgüter zehn vom Hundert des Einfuhrwertes. Sonderzölle sind auf Spirituosen, Tabak, Salz, Zucker, Petroleum, Feuerwaffen und Pulver gelegt; davon bringt der den Einfuhrwert um das Mehrfache übersteigende Spirituosenzoll einen so erheblichen Teil der gesamten Zolleinnahmen auf, daß ein plötzliches Verbot der Spirituoseneinfuhr das ganze finanzielle Gleichgewicht der Kolonie gefährden würde. Daß man übrigens bei allen Zollmaßnahmen auf das Vorgehen der Nachbarkolonien Rücksicht nehmen muß, liegt in der Natur der Grenzverhältnisse. Ausfuhrzölle spielen in Togo keine Rolle.

In weitem Abstande hinter den etwa ein und eine halbe Million einbringenden Zolleinnahmen folgen die Betriebsüberschüsse der vom Fiskus an die Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft verpachteten Verkehrsanlagen, die sich mit Fertigstellung der Atakpamebahn erheblich steigern werden, denen aber die Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnanleihen gegenüberstehen. An hunderttausend Mark bringen Handelsabgaben verschiedener Art und noch etwas mehr eine Reihe kleinerer Einnahmeposten, unter denen eine nur für die Nordbezirke gültige „Wegegebühr" hervorgehoben sei.

Die Eingeborenen sind zunächst in umfangreichem Maße zu Steuerarbeiten herangezogen worden, deren allmählicher Ersatz durch eine Geldsteuer in Süd- und Mitteltogo anscheinend ohne Schwierigkeiten durchgeführt wird; doch läßt sich der Ertrag dieser Eingeborenensteuer zurzeit noch nicht überblicken. Die Einführung einer Einkommenbesteuerung der Weißen wird wohl bald zu erwarten sein.

Unter den Ausgaben ist hervorzuheben, daß die Kosten der Landespolizei mit wenig mehr als hunderttausend Mark einen verhältnismäßig nur sehr geringen Aufwand darstellen.

Im übrigen zeigt ein Blick in den Etat des Schutzgebietes, daß die Verwaltung im großen und ganzen das gesamte Land umfaßt und sparsam und sachgemäß eingerichtet ist.

Die nächste Aufgabe wird nun, neben einer Trennung der Rechtspflege für Europäer von der Verwaltung, ein Ausbau der letzteren im kleinen, also die Schaffung einer Gemeinde- und Bezirksverwaltung sein, die in den größeren Städten allmählich zu einer Selbstverwaltung der Gemeinden führen wird. Dagegen wird man

gut tun, sich auf dem Lande an die altüberlieferte Stammesverfassung zu halten und den Häuptlingen nach und nach bestimmte örtliche Machtbefugnisse wieder zu verleihen, die ihnen heute teilweise entzogen sind oder doch in der Luft schweben.

In einer richtigen Behandlung des Negers wird gerade in Togo die Zukunft der Kolonie liegen, denn Togo eignet sich wohl von allen deutschen Schutzgebieten am wenigsten zur Ansiedlung von Weißen. Zwar wird die jetzige Zahl von dreihundert Europäern sich im Laufe der Jahre vervielfachen, aber stets wird der Weiße nur in den höheren Stellungen als Beamter, Missionar, Kaufmann, Aufseher, vielleicht auch als kleiner Gutsbesitzer zu finden sein; die körperliche Arbeit des täglichen Lebens wird immer dem Schwarzen verbleiben. Es liegt also im eigensten Interesse der Weißen, die Schwarzen nicht zu verdrängen, sondern sie heranzuziehen und ihre Arbeitskraft sich zunutze zu machen. Die ganze Stellung des Weißen dem Schwarzen gegenüber beruht aber auch auf der Erkenntnis, daß dem Weißen nicht etwa lediglich auf Grund seiner tatsächlich weiter fortgeschrittenen Entwicklung, sondern vor allem auf Grund der dauernd höheren Eigenschaften seiner Rasse die Herrschaft und Führung gebührt. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wenn man durch Verbreitung und Anwendung humanitärer Schlagworte von Verbrüderung und Gleichberechtigung, durch Besetzung höherer Beamtenstellungen mit Schwarzen, durch Anerkennung der Rechtsgültigkeit von Mischehen im Sinne deutscher Gesetze oder durch Duldung minderwertiger europäischer Elemente dieses von dem Togoneger heute noch unbedingt anerkannte Verhältnis zu ungunsten der weißen Rasse in ähnlicher Weise verschieben wollte, wie es in den benachbarten englischen Kolonien geschieht.

Die Erschließung der ganzen Welt durch Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen rückt heute die fernsten Gebiete näher aneinander. Immer enger verknüpfen sich wirtschaftliche, politische, religiöse und Rassenfragen. Immer klarer tritt der große Kampf der Zukunft in unseren Gesichtskreis: der Kampf zwischen der weißen und gelben Rasse! Jene gerüstet durch einen technischen und kaufmännischen Vorsprung von Jahrhunderten, durch Vielseitigkeit des Wissens und der Geistesbildung, aber verweichlicht durch übertriebene Humanität, uneinig und anspruchsvoll, — diese gefährlich durch die brutale Wucht der Masse und die Genügsamkeit des einzelnen, die in der Niedrigkeit der Löhne beredten Ausdruck findet. Daß neben diesen auch die rückständige schwarze Rasse, der es vor allem an staatsmännischer Begabung fehlt, eine selbständige Stellung in der Welt behaupten könnte, ist ausgeschlossen, aber es wird von größter Bedeutung für die Zukunft sein, ob es dem Weißen gelingen wird, den Schwarzen dauernd an sich zu fesseln und sich dienstbar zu machen! —

Wie gesagt: Togo ist keine Siedlungskolonie, auch der europäische Plantagenbau hat dort nicht die überragende Bedeutung wie in einzelnen Teilen von Kamerun und Deutsch-Ostafrika, aber immerhin wäre es falsch, seine Wichtigkeit zu unterschätzen.

Ganz zu unrecht hat man in den letzten Jahren öfter den Versuch gemacht, einen unbedingten Gegensatz zwischen Plantagen- und Eingeborenenkultur nachzuweisen, aber weite Kreise stehen aus naheliegenden Gründen dem Plantagenbau unfreundlich gegenüber. Zunächst der reine Kaufmann, der in der Anschauung aufwächst, daß man geschäftlich sein Kapital nicht festlegen, sondern möglichst oft umsetzen soll, während der Pflanzungsunternehmer das Gegenteil tut. Der Kaufmann ist zudem ein Freund der Eingeborenenkultur, weil der Eingeborene seine Erzeugnisse an ihn absetzen muß, während die Plantage sie meist direkt nach Europa verfrachtet und dort verkauft; für den Kaufmann ist es daher vorteilhafter, wenn der Eingeborene für nur hundert Mark eigene Produkte an ihn verkauft, als wenn er auf der Plantage solche im doppelten Werte erzeugen hilft.



Badji bei Anecho.

Sodann mancher Beamte, da er mit Eingeborenen natürlich viel bequemer arbeiten kann als mit weißen Unternehmern und bei Eingeborenen leichter das durchzusetzen vermag, was er zum Wohle des Schutzgebietes für erforderlich hält, und da seinem Betätigungsdrang und Ehrgeiz der Eingeborenenbetrieb ein weit aussichtsreicheres Feld bietet.

Weiterhin auch die Missionare, die naturgemäß alle Weißen mit Ausnahme einiger Verwaltungsbeamten als Störenfriede ihres Einflusses auf die Schwarzen ansehen, besonders aber die Pflanzer, die eine dauernde Einwirkung auf verhältnismäßig zahlreiche eingeborene Arbeiter ausüben.

Endlich spricht bei der Gegnerschaft gegen die Plantagen auch manch unklares Gefühl grundsätzlicher Bekämpfung des Großkapitals mit, obwohl dieses, wenn irgendwo, so sicherlich in den Kolonien nicht zu entbehren ist.

Allmählich bricht sich aber anstelle oberflächlicher Schlagworte doch die gerecht abwägende Erkenntnis immer mehr Bahn, daß der Plantagenbau einerseits für gewisse Kulturen geradezu unentbehrlich ist und bei anderen ein weit besseres Produkt liefert als es die Eingeborenen derzeit können, daß er aber andererseits bei manchen Kulturen von vornherein als aussichtslos erscheint. Stets aber bringt eine jede Plantage ansehnliches Kapital ins Land und ist zudem bei guter Leitung eine geradezu unentbehrliche Lehrstätte für die Eingeborenen und damit ein Mittelpunkt landwirtschaftlicher Entwicklung, wie ja auch in der Heimat die Fortschritte der Landwirtschaft fast ausschließlich dem Gutsbesitzer und nicht dem Kleinbauern zu danken sind. In Togo aber ist der Plantagenbetrieb in gewissem Umfange um so mehr gerechtfertigt, als heute noch Tausende von Eingeborenen nach den Kakaoplantagen der englischen Goldküste auswandern, um dort Geld zu verdienen.

Bisher sind jedoch nur zwei größere Plantagen im Betriebe. Die Plantage Kpeme bei Porto Seguro mit einem Vorwerke bei Bagida wurde 1892 in kleinem Maßstabe begonnen und seit 1896 zu einer mittelgroßen Anlage von sechshundert Hektaren bebauter Fläche ausgebaut. Die Hauptkultur, die der Kokospalme, stand lange Zeit hindurch recht ungünstig, weil der Dünenboden zwischen Meer und Lagune sehr nährstoffarm ist und die Regenverhältnisse an der Küste unsichere sind. Dazu traten in den Jahren 1901 und 1902 die Schädigungen durch das Auftreten der auch in der Südsee gefürchteten Schildlaus, die sämtliche Kokosbestände des Schutzgebietes befiel, dann aber glücklicherweise fast ganz wieder verschwand, ohne daß dieser Umstand bisher Aufklärung gefunden hätte. Erst seit die älter werdenden Palmen mit ihren Wurzeln das Grundwasser



Station Misahöhe
Im Hintergrunde der Agu

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

erreicht haben, und seit mit Kalisalzen und Thomasmehl regelmäßig gedüngt wird, und seitdem gleichzeitig eine Reihe von regenreichen Jahren eingesetzt hat, ist die Entwicklung der Palmen und des Ernteertrages erheblich günstiger geworden, so daß man in einigen Jahren auf Überschüsse des Unternehmens rechnen kann.

Als Zwischenkultur wurde Baumwolle versucht, doch ohne besonderen Erfolg, wohl aber entwickelt sich die im Jahre 1906 aufgenommene Nebenkultur der Sisalagave bisher recht aussichtsreich.

Die Plantage Kpeme kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, zuerst in Togo den Wagenverkehr eingeführt und die Pflugkultur durch Eingeborene betrieben zu haben, ebenso hat sie zuerst mit sachgemäßer Rindviehzucht, wenn auch nur in kleinerem Umfange, begonnen.



Die zweite größere Unternehmung ist die Agupflanzung am Süd- und Westfuße des Aguberges. Sie wurde Ende 1899 als kleine Versuchspflanzung begonnen, um zu erproben, welche Kulturen für den vormals Douglas'schen, jetzt der Deutschen Togogesellschaft gehörigen Landbesitz im Misahöhbezirk wohl geeignet seien. Durch jahrelange Versuche wurde festgestellt, daß eine Baumwollplantagenkultur in diesen Gebieten, in denen man weder bewässern, noch infolge des Auftretens der Tsetsefliege mit Vieh pflügen, noch wegen der Ungleichartigkeit des Bodens mit dem Dampfpflug arbeiten kann, unrentabel ist; Tabak versagte ebenfalls, teils wegen ungeeigneter klimatischer Verhältnisse, teils weil der Neger nicht sorgfältig genug arbeitet. Die Kolabäume geben ganz unsichere Ernten, Versuche mit Ölpalmen sind erst neuerdings begonnen worden. Guten Erfolg aber verspricht die Kakaokultur, falls man in der Auswahl des Bodens vorsichtig ist, und von den verschiedenen Kautschukarten Manihot Glaziovii, während die Versuche mit Hevea und Ficus noch nicht abgeschlossen sind und Kickxia sich offenbar nicht bewährt. So wird denn die Anlage nunmehr als selbständiges Unternehmen zu einer zunächst dreihundert Hektar großen Kakao- und Manihotpflanzung ausgebaut, deren bisherige Entwicklung zu guten Hoffnungen berechtigt.

Von kleineren Pflanzungen seien erwähnt die junge Versuchspflanzung der Deutschen Togogesellschaft an der Palimebahn südlich von Gadja, die sich mit Manihot, Sisalagaven, Kapok und verschiedenen Gerbstoff liefernden Pflanzen beschäftigt, und die über zwanzig Jahre alte Kokosnußplantage des Eingeborenen Olympio bei Lome, die ziemlich gute Erträge abwirft.

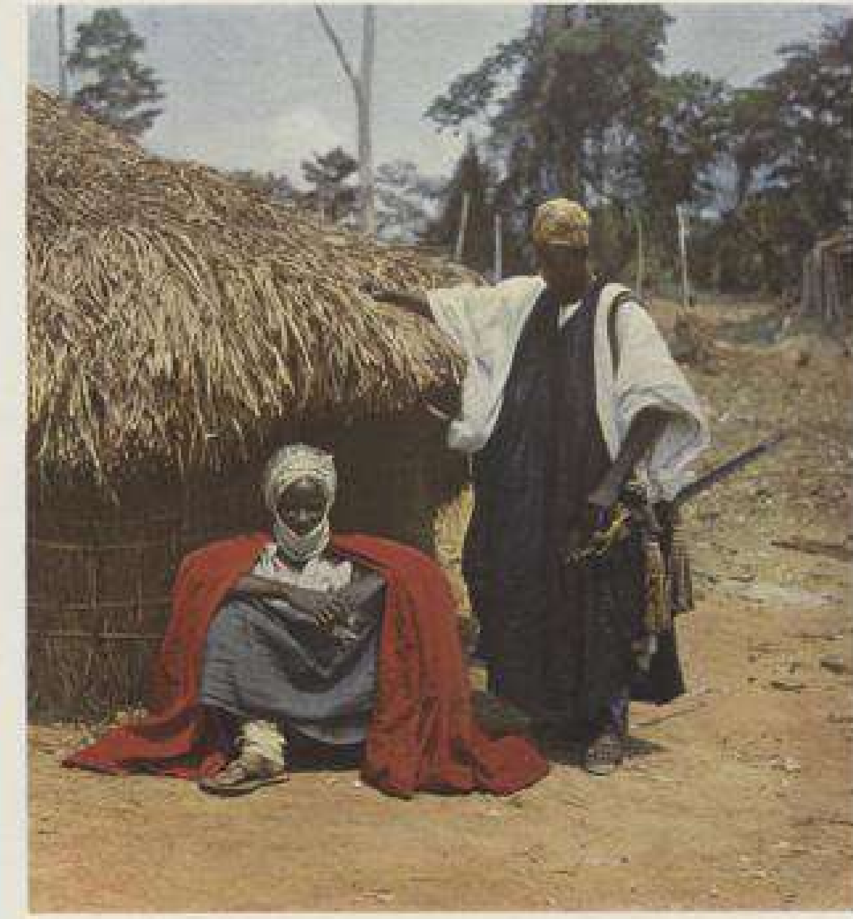
Obwohl diese Pflanzung einem Eingeborenen gehört, wird man sie doch als Plantagen- und nicht als Eingeborenenkultur zu bezeichnen haben. Denn bei jener schafft ein Unternehmer — gleichgültig welcher Rasse — mit fremden Lohnarbeitern, also auf kapitalistischer Grundlage, eine tropische Pflanzung, während man von „Eingeborenenkultur“ nur dann sprechen kann, wenn ein Eingeborener selbst mit seinen Angehörigen und allenfalls einigen Knechten tätig ist. Hier liegt also derselbe Unterschied vor wie zwischen Gutsbesitzer und Bauern

Schließt man sich dieser Definition der beiden vielumstrittenen Begriffe an, so findet man, daß in Togo, wo es nicht viele kapitalkräftige Eingeborene gibt, nur wenige kleine „Plantagen“ in Händen von Schwarzen sind, während auf der von alters her kapitalreichen Goldküste recht zahlreiche Neger Plantagenbesitzer sind. Der großartige Aufschwung der dortigen Kakaokultur ist also zu sehr erheblichem Teile dieser Art von „Plantagenkultur“ zu danken. Diese vielfach nicht genügend gewürdigte Tatsache ist wohl zu berücksichtigen, wenn man die Erfolge der „Eingeborenenkultur“ auf der Goldküste für Togo als Beispiel hinstellt.

Allerdings kann darüber kein Zweifel sein, daß in Togo die Grundlage der Volkswirtschaft voraussichtlich stets überwiegend die Eingeborenenkultur, das heißt der schwarze Kleinbauer sein wird.

Der Togoneger ist schon von jeher gezwungen gewesen, für seinen Unterhalt zu arbeiten; und so hat er — im Gegensatz zu manchen anderen Negervölkern — einen gewissen Trieb zur Arbeit als wertvollstes Erbstück überliefert bekommen. Wo er die Möglichkeit sieht, durch Verkauf von Produkten sich Mittel zu beschaffen, um etwas besser zu leben, ist er im allgemeinen durchaus geneigt, dafür auch eine gewisse Arbeit zu leisten.

Bis vor wenigen Jahren war die Möglichkeit des Verkaufs von Landesprodukten nur in Südtogo gegeben, nur von dort war eine gewinnbringende Ausfuhr möglich. Dort haben sich die Eingeborenen denn auch seit Jahrzehnten zunächst auf die Verwertung der Früchte der Ölpalme geworfen und bringen je nach der Ernte größere oder kleinere Mengen von Palmöl und Palmkernen an den Markt, deren Gesamtwert sich in besonders guten Jahren auf rund drei Millionen Mark beläuft, in schlechten allerdings außerordentlich zurückgeht. Die Kultur der Ölpalme ist zwar noch recht einfach, die Gewinnung des Palmöls und noch mehr der Palmkerne überaus mühsam, aber doch ist sie für Südtogo das Rückgrat des Ausfuhrhandels und damit des Handels überhaupt. Gefährdet ist die Kultur freilich dadurch, daß die Ölpalme den Eingeborenen seit alten Zeiten den berauschenden Palmwein liefert, mit dessen Gewinnung die Vernichtung der betreffenden Palme verknüpft ist. Es wird sich ziffernmäßig kaum feststellen lassen, inwieweit die Eingeborenen sich neuerdings infolge der steten Verteuerung der europäischen Spirituosen wieder dem Palmwein zugewendet haben, doch ist es immerhin auffallend, daß trotz günstiger Witterung und trotz Verbesserung der Verkehrswege die Ausfuhr von Palmöl und Palmkernen die frühere Höhe nicht wieder erreicht. Eine entscheidende Wendung in dieser Entwicklung könnte durch starke Vermehrung der Anpflanzung von Ölpalmen vielleicht dann erreicht werden, wenn durch Einführung maschineller Verarbeitung der Palmfrüchte die Kultur auch für den Eingeborenen noch rentabler gestaltet würde, als sie es heute ist. Boden, Klima und Zahl der Bevölkerung gestatten ohne Zweifel eine sehr erhebliche Ausdehnung des Ölpalmenanbaus.



Vornehmer Haussaneger.

In den letzten Jahren hat dieser allerdings in dem Maisanbau einen wichtigen Konkurrenten gefunden. Obwohl die Eingeborenen gerade in Südtogo Mais schon seit langem für ihre eigenen Bedürfnisse pflanzen, ist eine größere Ausfuhr erst seit wenigen Jahren, besonders seit Eröffnung der Landungsbrücke, in Gang gekommen, hat dann aber, begünstigt durch die Witterung und durch hohe Weltmarktpreise, einen ganz überraschenden Aufschwung genommen. Im Jahre 1908 wurden rund dreißigtausend Tonnen Mais verschifft,

im Werte von über zwei und eine halbe Million Mark in Lome oder von drei und einer halben Million Mark in Hamburg.

Während die Maisausfuhr naturgemäß auf die Küste und die unmittelbare Nachbarschaft der Hinterlandbahnen beschränkt ist und auch Palmöl und Palmkerne nur auf beschränkte Entfernung Landfracht tragen können, liefert das Hinterland, vor allem die waldreichen Gebirgsländer von Mitteltogo, ansehnliche Mengen von Kautschuk im Gesamtwerte von jährlich über eine Million Mark, darunter die aus Lianen gewonnenen „Adelibälle". Allerdings handelt es sich hierbei um ein Erzeugnis des Raubbaues, und die Bestände werden sich ohne Zweifel allmählich erschöpfen. Es bleibt aber zu beachten, daß von der Gesamtausfuhr der Kolonie nur etwa ein Viertel dem Raubbau entstammt, drei Viertel dagegen der regelmäßigen landwirtschaftlichen Tätigkeit der Eingeborenen zu verdanken sind. Die übrigen Ausfuhrgüter, wie Kopra, Kakao, Erdnüsse, Elfenbein und Häute fallen ziffernmäßig garnicht ins Gewicht.

Von besonderer Bedeutung aber ist die Baumwollkultur. Obwohl sie von alters her in fast ganz Togo bekannt ist, war eine Ausfuhr doch nicht möglich, weil die Trennung der Rohbaumwolle von den Samen und das Pressen der entkernten Baumwolle zu handlichen Ballen für Ausfuhrzwecke nur durch Maschinen erreicht werden kann, deren Anlage wieder wegen der zunächst sehr geringen Mengen sich nicht lohnte. Da entsandte im Jahre 1900 das Kolonialwirtschaftliche Komitee seine Baumwollexpedition nach Togo und begann zugleich in der Heimat durch die wirkungsvolle Aufklärungsarbeit über die Gefahren der bisherigen fast völligen Abhängigkeit der deutschen Baumwollindustrie von den Baumwolle bauenden Vereinigten Staaten von Amerika das Interesse für die Schaffung eines größeren Baumwollanbaus in den deutschen Kolonien in immer weitere Kreise zu tragen. Die Ergebnisse der Baumwollexpedition waren durchaus ermutigend und erwiesen, daß der Baumwollbau für Togo vor allem als Volkskultur gute Aussichten bietet. Die Arbeiten wurden daher mit Eifer fortgesetzt und fanden wirkungsvolle Unterstützung bei der Regierung, die späterhin auch die von dem Komitee errichtete, in erster Linie der Unterweisung der Eingeborenen im Baumwollbau dienende Ackerbauschule in Nuatschä übernahm. Im Jahre 1904 errichtete als erste Erwerbsfirma die Deutsche Togogesellschaft eine Motorginanlage (Entkernerei) in Palime, bald darauf die Pflanzungsgesellschaft Kpeme eine solche auf ihrer Plantage, und in den nächsten Jahren wurden von verschiedenen Seiten eine ganze Anzahl maschineller Anlagen geschaffen, darunter sogar in dem weit entlegenen Sokodé, so daß heute in Süd- und Mitteltogo und großen Teilen von Nordtogo die Möglichkeit rentablen Baumwollbaus gegeben ist. Das haben die Eingeborenen, vor allem in Mitteltogo, wo die klimatischen und Bodenverhältnisse der Baumwollstaude besonders zusagen, bald erkannt, und so ist die Baumwollausfuhr des Schutzgebiets stetig gestiegen. Sie wird im Jahre 1909 voraussichtlich den Betrag von zweitausend Ballen zu je zweihundertfünfzig Kilogramm im Werte von etwa einer halben Million Mark bereits übersteigen. Das sind Mengen, die für die heimische Industrie natürlich noch nicht ins Gewicht fallen, für die Kolonie aber nicht unwesentlich sind und jedenfalls einen vielversprechenden Anfang darstellen.

Gerade bei diesem Produkt läßt sich nachweisen, welchen Einfluß auf die Entwicklung eines Landes der Handel, insbesondere der europäische Kaufmann hat. In Togo sind etwa ein Dutzend Firmen tätig, die zum Teil auch in den Nachbarkolonien arbeiten. Jede Firma hat nicht etwa nur eine Niederlassung in jeder größeren Stadt, nein, zahllose von schwarzen „Clerks" verwaltete Läden finden sich in allen wichtigeren Orten von Südtogo und zum Teil auch von Mitteltogo. Neben Spirituosen aus Holland, die übrigens nur einen

kleinen Teil des Geschäfts darstellen, werden Baumwollwaren aus Deutschland, England und Italien, Salz aus Frankreich, Tabak aus Amerika, ferner Petroleum, Pulver, Feuerwaffen, Parfümerien, Eisenwaren, Streichhölzer, Zucker, Kleider, Uhren und hunderterlei andere Artikel verkauft. Daneben werden in diesen Läden oder auch durch fliegende Aufkäufer die Produkte des Landes eingehandelt. Wohl nur wenige Kolonien werden kaufmännisch so energisch, so fleißig bearbeitet. Der scharfe Wettbewerb der Firmen hat für diese selbst manch unerwünschte Folgen, aber das Land hat unleugbaren Vorteil davon. Je leichter der Eingeborene seine Erzeugnisse zu guten Preisen verkaufen kann, und je bequemer es ihm gemacht wird, europäische Waren zu billigen Preisen zu kaufen, desto mehr steigt für ihn der Anreiz, zu produzieren. Daher dürfen wir unter den Faktoren, die das Togogebiet fördern, den deutschen Handel nicht vergessen.

Dem Ausland gegenüber befolgt Togo nicht nur theoretisch, sondern praktisch den Grundsatz der offenen Tür: englische und französische Waren zahlen denselben Zoll wie deutsche, fremde Firmen werden ebenso behandelt wie deutsche. Aber der Handel ist bis auf eine Firma doch ganz in deutschen Händen, und von der Ausfuhr in Höhe von vier bis fünf Millionen geht, wenn man den Nachbarverkehr unberücksichtigt läßt, fast alles nach Deutschland; die Einfuhr in Höhe von rund sechs Millionen stammt zu zwei Dritteln von dort.

An dem Handel über See hat ohne Zweifel die deutsche Woermann-Linie — und neuerdings die mit ihr für die westafrikanische Fahrt vereinigte Hamburg-Amerika- und Hamburg-Bremer Afrika-Linie — den weitaus überwiegenden Anteil. Wer die Entwicklung der Schiffahrt in Westafrika im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, wird mit Anerkennung feststellen müssen, wie die deutsche Linie durch Pünktlichkeit, Entgegenkommen und durch rasche Vermehrung und Vergrößerung ihrer Schiffe alle fremden Linien geschlagen hat. —

Blicken wir zurück auf unsere Darstellung: Deutschland besitzt in seiner Togokolonie ein nicht gerade umfangreiches Gebiet mit ungünstiger Abgrenzung, ein Land, das nur wenige natürliche Verkehrswege besitzt, das aber andererseits dem Bau künstlicher Verkehrswege keine übermäßigen Schwierigkeiten bietet. Die Verhältnisse sind übersichtlich, das Land bekannt, der Boden im allgemeinen nicht von tropischer Fruchtbarkeit, aber für zahlreiche Kulturen geeignet, die Niederschlagsmengen hinreichend und im allgemeinen zuverlässig. Die Bewohner sind in zahlreiche Völker zersplittert, für afrikanische Verhältnisse zahlreich, an Arbeit gewöhnt, friedlich und in manchen Beziehungen recht hoch entwickelt. An Besiedlung mit Weißen ist nicht zu denken, wohl aber bietet der europäische Plantagenbau für einige Kulturen gute Aussichten. Vor allem aber öffnet sich dem auf der Produktion der Eingeborenen fußenden Handel ein weites Feld der Tätigkeit. Wir werden wachsende Mengen von Rohprodukten, die Deutschland bisher vom Auslande beziehen muß, in Togo bauen und dafür entsprechende Mengen deutscher Fabrikate dort absetzen können.

Wohin wir in Togo blicken, nirgends finden wir etwas Faszinierendes, nirgends die Möglichkeit, mühelos Reichtümer zu sammeln, aber überall gesunde, solide Verhältnisse, überall stetigen Fortschritt: ein Land geschaffen für die gründliche, ausdauernde deutsche Arbeit, ein Land, das diese Arbeit nicht tausendfältig, aber mit Sicherheit lohnt und lohnen wird, ein Land, dessen weitere Erschließung und Entwicklung eine aussichtsreiche und dankbare Aufgabe für das deutsche Mutterland ist.

KAMERUN





Der Dampfer Herzogin Elisabeth im Hafen von Duala.

Kamerun.

Von *Hans Dominik* und *Hans Ramsay*.

Dort, wo unter dem Schutz der Insel Fernando-Po in breiter Förde der Wuri und Mungo sich in den Busen von Guinea ergießen — wo sich unter der Glut der tropischen Sonne ein gewaltiges bewaldetes Gebirge bis zur Höhe des Montblanc erhebt, liegt an der Westküste Afrikas die deutsche Kolonie Kamerun.

Diesen Namen hatten nach einer zu gewissen Jahreszeiten massenhaft auftretenden Krabbenart die Portugiesen der Förde gegeben, die am Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts portugiesischen und südamerikanischen Sklavenschiffen Aufnahme gewährte, bis Englands wachsame Kreuzer diesen schändlichen Menschenfrachten ein Ende machten. Der Name blieb, als Dr. Nachtigal im Auftrage der deutschen Reichsregierung an Bord des Kanonenboots „Möve" an der westafrikanischen Küste erschien und am 14. Juli 1884 in den Dualadörfern und am 26. Juli in Bimbia die deutsche Flagge an jenen fernen Gestaden hißte, nachdem er wenige Tage vorher in Togo die deutsche Herrschaft proklamiert hatte. Fast genau zweihundert Jahre früher war auf Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg Befehl der Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben mit den Fregatten „Churprinz" und „Morian" von Hamburg ausgelaufen, um Handelsverbindungen in Westafrika anzuknüpfen. Er hatte am 16. Mai und 16. November 1682 Verträge mit den Eingeborenen an der Küste von Neu-Guinea geschlossen und ein großes Gebiet für seinen Herrn und weitschauenden Monarchen erworben. — Der stolze Besitz ging aber wieder verloren; erst das neu erstandene Deutsche Reich unter der ruhmreichen Regierung Kaiser Wilhelms I. und unter der Führung Bismarcks konnte wieder an überseeische Besitzergreifungen denken. — Fürst Bismarck übertrug die eigenartige und schwierige Aufgabe, große westafrikanische Küstengebiete unter deutschen Schutz zu stellen und

die dort bereits vorhandenen Interessen deutscher Kaufleute zu sichern, dem damaligen Generalkonsul in Tunis, Dr. Nachtigal. Er hatte mit dem ihm eigenen Scharfblick den Mann herausgefunden, der wie kaum ein anderer zu dieser Mission befähigt war. Dr. Nachtigal, den wir infolge seiner Forschungsreisen in ganz Nordafrika zwischen Tunis-Kairo und dem Tschadsee mit Stolz zu den bedeutendsten und erfolgreichsten Afrikaforschern aller Völker und Zeiten rechnen, kannte durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Afrika Land und Leute und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen in glänzender Weise. Seinem ruhigen und entschiedenen Auftreten und seiner Geschicklichkeit verdanken wir nicht zum kleinsten Teil unsere jetzigen westafrikanischen Kolonien.

Nachtigal war mit der „Möwe" noch gerade zur rechten Zeit in Togo und Kamerun eingetroffen — man kann sagen: gerade noch vor Toresschluß. Das Wettrennen der europäischen Großmächte um die Besitzergreifung afrikanischer Gebiete hatte begonnen. Nur fünf Tage nach der Flaggenhissung durch Dr. Nachtigal in Kamerun erschien das englische Kriegsschiff „Flirt" im Kamerunfluß mit dem englischen Bevollmächtigten, Konsul Hewett, an Bord, dem die westafrikanischen Verhältnisse genau bekannt waren und der als erster Europäer schon 1861 den Kamerunberg erstiegen hatte. — Er kam glücklicherweise zu spät; die von ihm erhobenen Proteste gegen die deutsche Besitzergreifung waren vergeblich — Kamerun blieb deutsch.

Im Hinterlande waren schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — abgesehen von Dr. Nachtigal — unsere berühmten Landsleute, die Forscher Barth und Rohlfs erschienen, und auf ihre Reisen und Feststellungen gründeten sich die deutschen Besitzansprüche. Diese kühnen Reisenden waren von der Küste des mittelländischen Meeres aufgebrochen und in das Herz Afrikas, bis in das heutige Kamerungebiet vorgedrungen. Von den übergroßen Schwierigkeiten und Entbehrungen, mit denen diese ersten deutschen Forscher zu kämpfen hatten, können wir uns heute, im Vergleich mit den Reisen neuerer afrikanischer Forscher, kaum noch eine Vorstellung machen; ihre köstlichen, lehrreichen Reisebeschreibungen und Forschungsberichte muten uns wie wundersame Märchen an. —

Die im allgemeinen flach und gradlinig verlaufende Westküste Afrikas weist nur wenige gute Häfen auf, aber die günstige Kamerun-Förde wurde als Zugangstor ausschlaggebend für die Entwicklung der jungen deutschen Kolonie, die sich zwischen dem 2. und 13.° nördlicher Breite und dem 9. und 16.° östlicher Länge von Greenwich ausdehnt.

Erst nach und nach sind die Grenzen des Schutzgebiets, dessen Küstenausdehnung dreihundertzwanzig Kilometer beträgt, durch Verträge mit den Nachbarstaaten England, Frankreich und Spanien festgelegt worden, und wenn auch die Abgrenzung in ihren Einzelheiten bis auf den heutigen Tag noch nicht beendet ist, so wird doch das Gesamtgebiet nicht mehr wesentlich vergrößert oder gar verkleinert werden. So ist Deutschland in den Besitz eines Landes von etwa 495000 Quadratkilometern gekommen, eines Gebietes, das, fast so groß wie Deutschland, angefüllt ist von Naturschätzen aller Art, deren Werte jetzt noch vielfach unterschätzt werden.

Ganz flach, mit weitvorgelagerten Watten weist die dunkel bewaldete, schmale Halbinsel Swellaba wie ein zeigender Finger in den graugrünen Atlantik hinein, der unter den schwachen, gleichmäßig wehenden Winden zu ruhen scheint und nur stärker bewegt wird und drohend aufbraust — wie im Norden an der marokkanischen oder im Süden an der kapländischen Küste — wenn mit Blitz und Donnerschlag ein Tornado über ihn hinbraust. „Swellaba" in Pidgen-Englisch, das an der ganzen Westküste gebräuchlich ist, nach dem



Katholische Mission in Kribi und Brücke über den Kribi-Fluss

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

englischen „swellobay“ genannt, ist der äußerste Punkt des Festlandes an der Mündung der Förde. Auf der schmalen Landzunge steht heute ein luftiges Sanatorium, in dem Rekonvaleszenten sich bei der herrlichen Seebrise rasch zu erholen pflegen. Die schwere, diesige Luft auf dem Festlande wird für den Europäer nur dann erträglich, wenn die See- oder Landbrise, den Gezeiten folgend, Kühlung und Luftbewegung bringt. Gleichmäßig wechseln Ebbe und Flut, entweder die schmutzigen Innenlandwasser weit hinaustragend in den Ozean oder aber das Salzwasser hinaufführend bis zur Kamerunstadt Duala, die drei Stunden weit stromaufwärts liegt.

In ihren drei großen Häuptlingsschaften Bell, Deido und Aqua wohnen die Duala, ein Fischer- und Handelsvolk, vierzig- bis fünfzigtausend Seelen zählend an der Kamerunförde; über ihr erhebt sich, sie



Regierungsschule und Regierungswerkstätten in Duala.

beherrschend, die Joßplatte, auf der die stattlichen Gouvernementsgebäude und die behaglich eingerichteten Europäerniederlassungen Dualas thronen.

Die Duala sind Bantuneger, wie alle Volksstämme Kameruns, die an der Küste und in dem ihr zunächst gelegenen Urwaldgürtel wohnen. Im Hinterland erst, das gebirgigen Steppencharakter trägt, sitzen die Sudanvölker mit fortgeschrittenerer Kultur.

Die hochgewachsenen, schwarzen, kräftig gebauten Duala besitzen das dem Neger angeborene eigentümliche Nachahmungstalent in hohem Maße, und ihre Entwicklungsfähigkeit unter europäischer Anleitung ist eine bedeutende.

Neigt aber des Bantunegers Art schon im allgemeinen zu törichter Selbstüberschätzung, großer Verlogenheit und Unzuverlässigkeit, so ist vor allen der Duala durch den jahrelangen Verkehr mit den Europäern gründlich verdorben. Die allen Bantu angeborenen schlechten Eigenschaften haben bei den Duala so zugenommen, daß sie das bei den Europäern unbeliebteste Negervolk der ganzen Kolonie geworden sind. Wenn der Duala arbeitet, und er arbeitet im allgemeinen nur notgedrungen, so tut er es, um seine Eitelkeit zu befriedigen. Einen schwarzen Anzug, Lackstiefel, ein Faltenhemd mit festen Manschetten und einen möglichst hohen

Kragen neuester Mode muß jeder bessere „Coloured-Gentleman", der in einer deutschen Schule auf Staatskosten lesen und schreiben gelernt hat, zeigen können, wenn er gegen Abend auf den Hauptstraßen flaniert oder Sonntags bei den Klängen der Schutztruppenmusik sich seiner aufgeputzten Freundin zeigt. Von einem wohltätigen Einfluß der Europäer auf die Eingeborenen sind hier nur sehr oberflächliche Fortschritte zu verzeichnen, und auch die Missionen haben auf das Gemüt und die moralischen Eigenschaften der Duala bisher weit weniger einwirken können als auf die Hinterlandsstämme, zu denen sie erst viel später gekommen sind. Die hohe Entwicklung Dualas, der unbestrittenen Hauptstadt der Kolonie, beruht lediglich auf dem zielbewußten Vorgehen der Regierung und der europäischen Kaufleute, die es verstanden haben, die glückliche Lage dieser Hafenstadt auszunutzen, die bestehenden Wasserwege zu verbessern, und die heute durch bedeutende Eisenbahnbauten die gesunde Grundlage für eine großzügige Entwicklung der Stadt und der Kolonie zu schaffen im Begriff sind.

Angesichts der hochragenden Joßplatte, die am linken Ufer der über tausend Meter breiten Förde sich erhebt, gehen — jetzt noch außerhalb der Barre, welche die Einfahrt in den eigentlichen Dualahafen für große Seeschiffe sperrt — die mächtigen Schiffe der Wörmann- und der englischen Elder-Dempster-Linie vor Anker, die den Verkehr zwischen Europa und der Westküste Afrikas vermitteln. Mit allen Errungenschaften moderner Technik ausgestattet, legen die Dampfer den Weg zwischen Heimat und Kolonie in einundzwanzig Tagen zurück. Nur drei Tage stehen den schnellsten Schiffen zum Löschen und Laden zur Verfügung, und mit fieberhafter Hast wird gearbeitet, sobald die Passagiere von Bord gesetzt sind. — Das niedrige Land von Swellaba bis hinauf zur Barrentonne, an der der Dampfer festgemacht hat, unterscheidet sich wenig von den Ufern eines anderen großen Stromgebiets, das fördenartig mit der See verbunden ist. Über die weite Wasserfläche hin vermag das Auge nicht zu erkennen, ob Städte und Dörfer, grünende Marschen und wogende Felder die Fluten umsäumen, wie in der deutschen Heimat, oder ob Riesenurwälder rauschen wie am Kongo und Missisippi, weil alles in grauem Dunste liegt, und Land, Wasser und Luft sich in einem Farbentone vereinen. Aber das Bild ändert sich plötzlich, wenn in der Kamerunförde die Ufer näher aneinander rücken, wenn die flachen Mangrovenwälder aufhören und dunkel die Joßplatte auftaucht. Mit den weißen Gebäuden und dem ragenden Flaggenmast auf stolzer Höhe grüßt die Beamtenstadt am deutlichsten zum Schiffe hinüber. Die Höhe der Platte krönt das auf Rundbogen ruhende Haus des deutschen Bezirksamtmanns, der hier die Regierung vertritt. Der Hauptsitz derselben ist nach Buëa, hoch oben über die Fieberzone in das Gebirge hinein verlegt worden, dessen scharf umrissene Silhouette in der Ferne über dem rechten Ufer an lichten Tagen deutlich sichtbar ist. Am vorderen Hange der Joßplatte weht über einem geschlossenen Komplex wellblechgedeckter Häuser gleichfalls die Dienstflagge. Es ist das Schutztruppenquartier mit dem einstöckigen Messehaus im Vordergrund. Weiterhin stromaufwärts liegt auf den Höhen die Kaufmannstadt mit den Wohnhäusern der Europäer. Die Landungs- und Stapelplätze unmittelbar an den Fördeufern werden zur Zeit mit einer Quaimauer versehen, wie sie am Fuße der eigentlichen Joßplatte schon vorhanden ist, wo die Bootshäuser, die Reparaturwerkstatt mit Slip, das Hauptmagazin und die große Landungsbrücke der Regierung mit dem Kohlendepot liegen. Im Hintergrunde erst ziehen sich auf den Hügeln am Ufer die Reihen der niedrigen Eingeborenenhäuser hin, zwischen denen sich hin und wieder das Steinhaus eines wohlhabenden Besitzers erhebt. Die gelben Wogen des Kamerunstroms, die zum Meere eilen, wenn Ebbe ist, und dessen Wassermassen von den Meeresfluten zurückgedrängt werden, wenn die Tide wechselt, sind belebt von

Dampfbarkassen und Pinassen, die mit Leichtern oder Booten im Schlepp den Verkehr zwischen dem Land und den Dampfern vermitteln. Dualafischer fahren in Kanus mit Mattensegeln stromauf und stromab, je nach der Gunst der Gezeiten, und jenseits der Barre liegen, wohlgeschützt verankert, die Stationäre der Westküste, die dort die deutsche Seemacht repräsentieren, zur Zeit der „Sperber“ und der „Panther“, und die Regierungsfahrzeuge: die yachtartige „Herzogin Elisabeth“, die brave „Nachtigall“, der „Soden“ und der „Mungo“, zwei Heckraddampfer für den Verkehr auf dem flachen Unterlauf der Flüsse bestimmt. Sie alle gehen flach genug, um die Barre passieren und zum Verkehr mit dem Land an der Brücke festmachen zu können. In der Regel ist der Hafen von mehreren Schiffen besucht; die deutschen und englischen Barredampfer aus Lagos und die Spanier aus Fernando-Po sind ständige Gäste, namentlich bei der Wörmann-Linie, in deren gewaltigem Schwimmdock sie abgekratzt werden und andere Ausbesserungen erfahren, die in den Tropen noch häufiger nötig werden als in der Heimat.

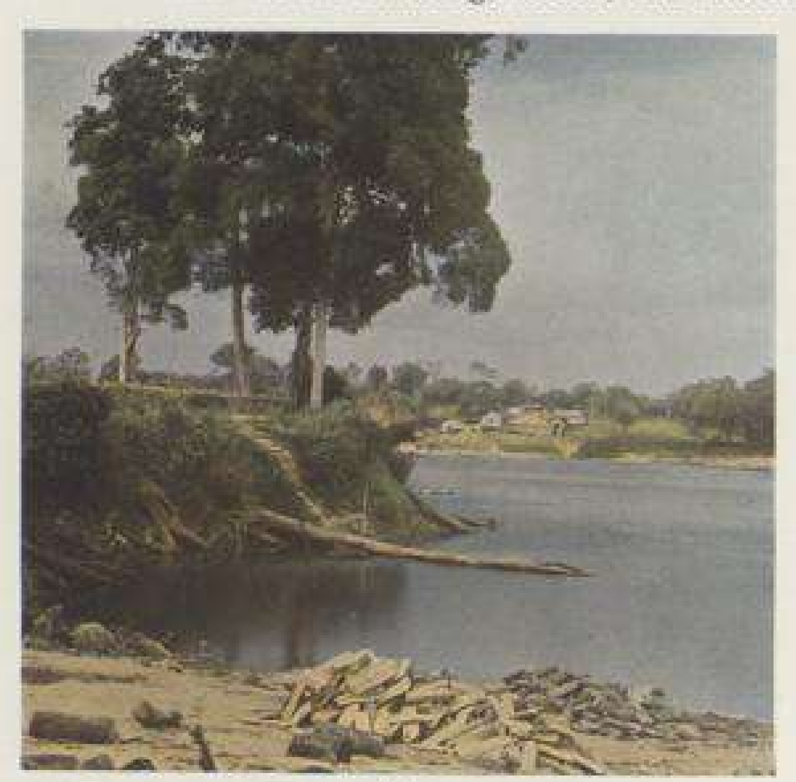
Seit die Manengubabahn im Bau ist, die am rechten Ufer in Hickorydorf beginnt, geht ein großer Teil des Schiffsverkehrs dorthin. Über hundert Europäer sind beim Bahnbau tätig; Maschinen, Eisenteile, Schienen und Proviant werden durch Schleppzüge von den Dampfern unaufhörlich dorthin gebracht. Aber auch auf dem linken Ufer, wo der Bahnbau über Edea zum schiffbaren Nyong erst begonnen hat, fauchen bereits die Rammen, rasseln die Krane und dröhnen die Bagger, die Eimer um Eimer Meeresgrund heraufholen, um tiefes Wasser auch für die größten Schiffe an den neu zu erbauenden Quais zu schaffen. Duala steht im Zeichen des Verkehrs, und wer hineinfährt, sieht staunend und mit Freude die Millionen arbeiten, die das mächtige Vaterland dem schwarzen Tochterkinde voll weitschauender Einsicht für seine Entwicklung zur Verfügung stellte.

Heiß brennt die Tropensonne auf die Joßplatte hernieder. Es ist noch nicht neun Uhr, die Stunde, um welche die Seebrise einzusetzen pflegt. Vor dem Bezirksamtsgebäude herrscht reges Leben. Es ist Gerichtstag, und der Bezirksamtmann in blütenweißem Anzug sitzt mit seinem Sekretär vor einer Menge von Klägern und Beklagten und noch mehr anderen Leuten, die an den Palavern — so nennt man in Kamerun alle Verhandlungen — unbeteiligt sind, aber aus Neugierde kommen und lernen wollen. Zeit hat der Duala ja immer, wenn er nicht ausnahmsweise einmal im Buschkanu eine Reise Mungo- oder Wuri-aufwärts unternommen hat, um einige Fässer Öl zu holen oder eine Palmkernladung nach der Küste zu führen.

Es herrscht tadellose Ruhe und Ordnung. Mit schwarzen Hüfttüchern und weißen Hemden bekleidet hockt die Menge in der den Negern eigentümlichen Art mit hochgezogenen Knieen am Boden. Einige Bevorzugte haben sich Feld- oder Lehnstühle mitgebracht, auf denen sie inmitten der von ihnen abhängigen Mitläufer thronen, denn es gilt in Duala für vornehm, mehrere Klienten hinter sich zu haben, die im Gänsemarsch in die Fußstapfen ihres Meisters treten und ihm den Regenschirm oder einen Stuhl nachtragen. Der Platz des rechtsprechenden Amtmanns ist erhöht, der Dolmetscher im Kakianzug trägt in tadellosem Deutsch Rede und Gegenrede der Parteien vor. Diese stehen sich aufrecht gegenüber und sprechen lebhaft gestikulierend mit der Gewandtheit berühmter Rechtsanwälte auf einander ein. Dabei werden Zeugen aufgerufen, die zu jeder Aussage bereit sind, Beweisstücke, uralte Papiere, vorgelegt, es wird geschworen und dem Gegner geflucht. Er wird verlacht, mit Bewegungen des Abscheus und dem Ausdruck größter seelischer Entrüstung werden seine Gegenäußerungen zurückgewiesen, bis der Amtmann in Pidgen-Englisch entscheidend eingreift oder mit erhobener Stimme zur Ruhe mahnt, wenn die Parteien in den Streit eingreifen

wollen. Leute, die gar zu erregt in die Höhe fahren oder mit feurigem Naturell begabt sich noch immer nicht beruhigen können, wenn ihr oder ihres Freundes Fall längst erledigt ist, werden von den Polizisten in die Schranken gewiesen oder auch wohl von der Gerichtsstätte entfernt. Es sind stramme Burschen aus dem Innern der Kolonie, diese Polizisten in Duala, oder geschmeidige Weyjungen aus Liberia, die im Kakirock mit kurzen Hosen, roten Fezen und Schärpen gefällig aussehen, wie denn überhaupt über der ganzen Stadt ein Hauch von deutscher Genauigkeit und Reinlichkeit schwebt. Schnurgerade sind die Straßen, die mit schönen Schattenbäumen bepflanzt sind; in Reihen haben auch die Duala sich anbauen müssen, deren alte Buschhütten größtenteils niedergerissen wurden; Dämme und Durchstiche sorgen für Abwässerung, freie Plätze für Luft und Raum. Inmitten des Eingeborenenviertels der Bellstadt erhebt sich des 1908 verstorbenen Königs Manga phantastischer Palast, der in der Tat exotisch genug aussieht, um seltenen Vögeln oder Reptilien in einem heimischen zoologischen Garten ein würdiges Heim zu bieten. Manga, der Sohn des vielgenannten alten Bell, war ein verständiger Mann, der in England eine gute Erziehung genossen hatte und besonders kaufmännisch recht tüchtig war. Er wohnte nur selten in seinem königlichen Repräsentationshaus, sondern war meist auf seinen Farmen im Innern oder auf Handelsfahrten begriffen. An dem törichten, Europa imitierenden Scheinwesen der jüngeren Duala nahm er keinen Anteil, und nie sah man ihn anders als nach der Väter Art gekleidet einhergehen.

Dasselbe Interesse, das die Dualamänner für den Gerichtstag zeigen, haben die Weiber für die Marktstunden. Auch hier hat die Regierung erst einen wirklichen Verkehr, Geld- und Produktenaustausch geschaffen. Früher hielten die Stadtbewohner eifersüchtig die landeinwärts wohnenden Abo-, Wuri- und Bodiman-Leute von dem unmittelbaren Verkehr mit den Europäern fern. Sie wollten die Vorteile des Zwischenhandels in der Hand behalten und lebten in knappen Zeiten lieber von dem Reis und Salzfleisch, das sie den farbigen Gouvernementsangestellten abnahmen, als daß sie die „Buschleute" nach Duala ließen. Verhungern konnten sie ja nicht, dafür sorgten Fluß und Meer mit ihrem unermeßlichen Reichtum an Fischen und Schaltieren. Heute ist das anders geworden, und in früher Morgenstunde liegen die Kanus der landeinwärts wohnenden Eingeborenen zu Hunderten am Quai, und es wird um Fische und Erdnüsse, Hühner und Makabo, Eier und Jams, Öl und Pisangs gefeilscht und gezankt, daß der Zuschauer meint, die erregten Weiber müßten fortwährend handgreiflich aneinander geraten. Das ist aber durchaus nicht der Fall: der Neger besitzt eben überall eine ausgesprochene Freude am Schreien und Lärmen. In bestem Frieden gehen schließlich, wenn in Geld bezahlt ist oder die Landesprodukte in Waren umgetauscht sind, die Parteien auseinander und die schwarze Dame aus Duala mit kokettem Strohhut, moderner Bluse und Faltenrock kauft am nächsten Werktage gern wieder von der schmutzigen Alten mit zerschlissenem Hüfttuch aus den Wuridörfern.



Edea.

Helle, schmetternde Hornrufe schallen zum Marktplatz herüber. Der militärisch geschulte Deutsche erkennt das Signal „Seitengewehr pflanzt auf" und hört bald das dröhnende Hurrah aus schwarzen Kehlen. Draußen vor der Stadt, auf dem grasbestandenen weiten Exerzierplatz übt die Schutztruppe. Weit ausgeschwärmt, Schlangen gleich, sind die geschmeidigen Burschen in Schützenlinie durch die dürren gelben Grashalme gekrochen oder gestaffelt sprungweise vorgegangen, bis das Horn sie zum gemeinsamen Schützeneinbruch rief. Schrille Signalpfeifen stopfen jetzt das Verfolgungsfeuer, und der Offizier im Kakirock läßt die Kompagnie sich sammeln. Die deutschen Unteroffiziere — die Kompagnie hat deren vier neben zahlreichen schwarzen Chargen, die ihnen aber untergeordnet sind — treten auf ihre Plätze und die Truppe führt nun nach deutschen Kommandos Griffe und Exerzierbewegungen aus, die einen Drill verraten, der dem heimischen um nichts nachsteht. Es sind ja auch Söldner, die zum Teil ihr Leben lang Soldaten bleiben, diese schwarzen und braunen Burschen aus den kriegerischen Inlandstämmen der Kolonie oder aus Sierra-Leone, Liberia, Lagos und vom Kongo, Haussa und Senegalesen im bunten Gemisch, die bei dem deutschen Kommando Handgeld genommen haben. Verwegene Menschen, die nur eiserne Disziplin zusammenschweißt zu einem geschlossenen Truppenkörper, die nur Furcht vor Strafe abhält, die Eingeborenen zu bedrücken und von ihnen zu erpressen, was sie bekommen können, wenn sie auf Patrouille ohne europäische Aufsicht sich selbst überlassen sind. — Aber das Soldatenherz schlägt doch höher, wenn die geradegewachsenen Leute im Kakianzug mit blauen Beinwickeln, den roten Fez mit dem fliegenden Adler auf dem schwarzen Wollkopf, zu den Klängen des Parademarsches, den die Trommler schlagen, die Spielleute auf den Querpfeifen begleiten, wie eine Mauer defilieren. Beim Anblick dieser Leute, die morgen vielleicht gegen aufständische Buschneger in Sumpf und Wald fechten werden, wo die Muskete der Eingeborenen dröhnt, oder die, wie ihre Medaillen zeigen, in der Steppe standen, als „Allah" rufend riesige Fullah-Geschwader ansprengten oder giftige Pfeile flogen, kommt dem Beschauer so recht zum Bewußtsein, wie peinlich-genauer, unermüdlicher preußischer Exerzierplatzdrill erst Feldsoldaten schafft. Aus Negern aller Länder sind Soldaten geworden! Aber was hat das für Arbeit gekostet: die Kommandos sind deutsch, aber die Rekruten verstehen zunächst ihren Sinn nicht und exerzieren nur nach dem Wortklange. Offiziere und Unteroffiziere wiederum beherrschen die verschiedenen Negersprachen nicht, und es dauert einige Zeit, bis sie sich das Pidgen-Englisch so weit angeeignet haben, daß sie sich mit den Leuten verständigen können. Die Eingeborenen, die aus dem Innern an die Küste kommen, erlernen dieses fürchterliche Kauderwelsch, das nur dem Namen nach Englisch ist, in kurzer Frist. Es ist deshalb zu



Edea-Fälle.

befürchten, daß in absehbarer Zeit in der ganzen Kolonie nur noch Pidgen-Englisch gesprochen wird, wenn nicht von der Regierung, der Mission, überhaupt von allen Europäern ein größerer Nachdruck und Wert darauf gelegt wird, daß die Eingeborenen Deutsch lernen. Erst wenn die Eingeborenen unserer Kolonien deutsch sprechen, werden diese Länder wirklich deutsche sein — ein Ziel, das natürlich nicht in wenigen Jahren, sondern erst in Menschenaltern zu erreichen ist.

Zehn Kompagnien ist die Schutztruppe stark, von denen zwei, zum Teil beritten, in Adamaua und den Tsadseeländern stehen. Der Kompagnieführer ist in der Regel gleichzeitig politischer Chef eines Verwaltungsbezirks.

An Sonn- und Festtagen konzertiert um die Mittagszeit die farbige Schutztruppenkapelle auf einem Platz zwischen der Geschäftsstadt und dem Regierungsviertel auf der Joßplatte. Dann kommen die Duala und die sonstigen Küstenneger mit ihren Damen im höchsten Staat von der Baseler, der katholischen und der Baptistenkirche herangeschritten. Herausfordernd mustert einer den anderen, lächelt eine Schöne über die andere, die es noch nicht gelernt hat, die Kleider zu raffen oder deren Papageienschritt durch das ungewohnte Stiefeltragen noch recht unsicher zu sein scheint. Alle Arten Toiletten, Hüte aller Moden und Schuhwerk buntester Art kann man da sehen; einige wohlhabende Jünglinge erscheinen zu Pferde oder auf dem Rad. Auch viele Europäer im weißen Anzug mit Tropenhelm und Spazierstock haben sich eingefunden und die europäischen Damen in luftiger Sommertoilette werden lebhaft begrüßt. Schwestern vom roten Kreuz in ihrer einfachen, aber sehr geschmackvollen Tropentracht, Offiziere der Truppe und von S. M. Schiffen, Scharen von schmucken Seeleuten, alles freut sich an der Musik und achtet der Sonne wenig; die Vormittagsbrise hat ja auch längst eingesetzt und es ist zum Nichtstun und langsamen Umherschlendern durchaus nicht zu heiß. Die beste Zeit für die Spaziergänge und Fahrten und für die Einkäufe der Europäer in den großen, luftig gebauten Warenhäusern liegt zwischen vier und sechs Uhr; dann werden die Bureaus geschlossen und man findet sich zu Fußball- oder Tennisspiel zusammen; passionierte Jäger gehen auch wohl auf den Anstand, von dem sie in der Regel allerdings ohne Beute heimkehren, weil rund um Duala-Stadt natürlich alles längst abgeschossen ist. Wunderbar schnell setzt in den Tropen die Nacht ein. Wir sind in Duala nur 4° über dem Äquator; um sechs Uhr morgens wird es hell und um dieselbe Stunde nachmittags dunkel. Dann rüstet sich der Europäer nach erfrischendem Bade zur Abendtafel; der Duala geht frühzeitig zur Ruhe, wenn nicht in Mondscheinnächten die Trommeln zum Tanze rufen.

Bietet Duala mit seinem vielen Wasser, der offenen Landschaft und den reichen Palmenbeständen ein heiteres Bild, so stimmt zweifellos die Küste im Süden der Kolonie, die nach den Verwandten der Duala, die sie als Fischer bewohnen, die Batangaküste genannt wird, ernst. Der gewaltige majestätische Ozean, der Welle auf Welle an den weißen Strand wirft, mahnt den Menschen an die eigene Vergänglichkeit. Wo das Wasser aufhört, beginnt der Urwald, und wem die offene Weite des Meeres es nicht gesagt hat, dem rufen es die unendlichen, fast undurchdringlichen Waldmauern, über denen Riesenwipfel geheimnisvoll rauschen, machtvoll zu: Was bist du winziges Menschenkind mit all deinen kleinlichen Sorgen, mit all deinem Lieben und Hassen dieser gewaltigen Natur gegenüber!

Ohne wesentliche Einschnitte — auch die Flußmündungen sind infolge einer nordlaufenden Meeresströmung durch vorgelagerte Landzungen oder Bankbildungen gesperrt — läuft die Küste, immer vom Urwald begleitet, fast geradlinig von der Sanagamündung bis zu der des Kampoflusses, der die Grenze gegen das kleine spanische Batta und die dahinterliegende Kolonie Congo français bildet.

Der größte Strom Kameruns, der Sanaga, dessen Lauf von seinem Zusammenfluß mit dem Mbam im wesentlichen von Ramsay im Jahre 1892 festgestellt wurde, ist zum Schaden der Erschließung der Kolonie nur bis Edea hinauf schiffbar, wo er in zwei gewaltigen Fällen von einer Terrasse herunterstürzend inmitten des dunkeln, hochstämmigen Urwaldes ein wunderbares Bild bietet. Etwas oberhalb der Fälle soll die Eisenbahn, die Duala mit dem schiffbaren Nyong verbinden wird, den Sanaga überschreiten, und dort werden dann sicherlich Werke entstehen, um die immensen Wasserkräfte dieses gigantischen Falles technisch auszunutzen. Gewaltig fluten die braunen, brodelnden Wassermengen in der Regenzeit durch die Riesengesteinmauern, die den Fall in der Höhe einschließen, dahin, entwurzelte Baumstämme, Schilf und Gestrüpp mit sich führend, oft kleine Inseln tragend. Unwiderstehlich werden sie von den Steinklammern zusammengepreßt und erreichen dann den befreienden Absturz, um nun als eine wallende brausende Masse in die Kessel zu fallen, aus denen die gelben Wogen weitausladend, gurgelnd, große Schaummassen tragend und wie unwillig das Haupt schüttelnd, hervorschießen. Aber schöner ist es, wenn in ruhigeren Zeiten unter blauem Himmel klar wie in silbernden Gesteinsadern die Wasser heranrauschen, um am Engpaß in weißem Strudel zusammenzuschießen und brausend und stäubend, bunte Regenbogen bildend in den Kessel zu stürzen, aus dem dann ein lichter, offener Strom zu Tal zieht. Die Natur hat es wunderbar eingerichtet, daß der Beschauer dicht an die Fälle treten und sie von oben und unten betrachten kann. In der Trockenzeit steht er auf einem Fels, den bei Hochwasser die Wogen umwirbeln, und schaut wie von der Gischt-umsprühten Kommandobrücke eines Schiffes in wallende Wasser.

Wie der Sanaga, so stürzen auch der Nyong-, der Bekundja-, der Kribi- und der Lobofluß mit Fällen zu Tal, und bei letzterem, südlich von Kribi, der Hauptstadt Südkameruns, liegen diese Fälle unmittelbar am Meeresufer. Es ist voll wunderbaren Reizes, bei Sonnenuntergang an der Lobomündung zu sitzen. Auf der einen Seite das Meer, aus dem wie eine dunkle Wand die gigantische Silhouette des Fernando-Po-Berges sich erhebt, zu den Füßen die Brandung, die, wie Hammerschlag an der Arbeit, von der nimmerruhenden Zeit, von dem nimmerruhenden Meere spricht — auf der anderen Seite dagegen in stiller Bucht ein Kranz aufragender waldbestandener Hügel, und zwischen den Felsen, aus dem Dunkel hervorbrechend, der Lobo, der in drei Fällen seine klaren, aus geheimnisvollem Waldesinnern kommenden Fluten mit dem salzigen Ozean vermählt. Das Singen der spielenden Waldkinder aber klingt melodisch hinein in den harten Schlag der Brandung. Dann sinkt die rote Scheibe der Sonne ins Meer, und an die Wasserfallbucht tritt wohl dumpf aufbrüllend der kurznackige Büffel oder ein Elefant, um nach der Urwaldschwüle die freie Salzluft zu atmen und plätschernd zu proben, wie es im Meere sich badet. Vollmond unter dem Äquator, der Urwald im Tosen des Wasserfalles am Meere, das ist ein in seiner Stimmung kaum zu beschreibender und doch wahrer Hintergrund für den König des Urwaldes: den Elefanten am Atlantik!

Von Kribi aus haben im Jahre 1887 die ersten kühnen Entdecker, Kundt und Tappenbeck, Morgen und von Stetten, es versucht, durch den scheinbar unendlichen Urwaldgürtel in das Innere von Kamerun vorzudringen. Damals wußte man nur, daß achtzig Kilometer weit überhaupt keine seßhaften Menschen im Urwalde wohnten. Nur das auf niederster Kulturstufe stehende Zwergvolk der Bakelle durchstreifte ihn, um mit Pfeil und Bogen, Schlingen und Giften dem Getier des Waldes nachzustellen und mit gewaltigen Fanggruben den Elefanten zu überlisten, der in großen Herden die Waldeinsamkeit belebte. Erst jenseits des Lokundjaflusses saßen damals die Mabea und Ngumba, die auf schmalen Pfaden die Batanga



Kribi.

trafen, um ihnen das Elfenbein, das sie von den Bakelle kauften oder bei den weiter landeinwärts sitzenden Fanstämmen einhandelten, zum Verkauf an der Küste zu übergeben. Seitdem ist Kribi, das ehemalige Dorf am Meere, stattlich aufgeblüht und der Ausgangspunkt für die große Karawanenstraße in das Innere geworden. Weithin sichtbar am weißen Strande liegen die aus Holz und Wellblech gebauten Faktoreien. Neben den Wohnhäusern der Europäer, die von großen luftigen Veranden umgeben sind, stehen die Lagerhäuser, in denen heute nicht mehr nur Zeuge und billige Haushaltungssachen, Glasperlen und Messer, Hauer, Tabak und Salz für die Farbigen aufgestapelt liegen, wie noch vor wenigen Jahren, sondern auch Kleidungsstücke, Lebensmittel für Europäer und wirklich gute Waren aller Art, die der größeren Anzahl von Europäern und dem fortgeschrittenen Geschmack der Eingeborenen Rechnung tragen. In anderen Magazinen wieder lagern die Elfenbein- und Gummibestände, die mit den Karawanen aus dem Innern kommen und an der Batangaküste die Haupthandelsartikel bilden.

Mit starken, von sechs bis acht Ruderern bemannten Booten wird heute noch längs der ganzen Batangaküste die Verbindung zwischen Schiff und Faktorei hergestellt. Bald wird hoffentlich auch Kribi eine Landungsbrücke haben und dann wird auch hier wieder eins der nervenerregenden altafrikanischen Küstenbilder verschwinden: die überaus gefahrvolle Fahrt im Brandungsboot. Denn kunstvoll wollen die schweren hochbordigen Fahrzeuge gesteuert sein, kräftig und geschickt muß der Riemenschlag geführt werden, wenn das Boot sich nicht schief zur Brandung drehen, dann von hoher Welle zur Seite geschlagen und von der nächsten auf den Kopf gestellt werden soll. Geschickte Fischer und Bootsleute aber sind die Batanga, und der kleinste Bursche schon fährt im winzigen Kanu weit hinaus in die See, um auf guten Fischgründen den Angelhaken auszuwerfen. An Festtagen werden die mit schön geschnitzter Bugverzierung und reichem Flaggenschmuck versehenen Kriegs- und Wettfahrt-Kanus der einzelnen Dörfer zu Wasser geführt. Nach dem gleichmäßigen Klang einer mitgeführten Trommel tauchen die Männer, bis zu einhundert an der Zahl, die kurzen Pageien ins Wasser, sodaß dieses hoch aufspritzt, und in sausender Fahrt, eine breite Heckwelle



Wohnhaus des Gouverneurs in Buea

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Walter & Hurtich, Berlin

hinter sich aufwerfend, schießt das leichte aus einem einzigen Baumstamm verfertigte Fahrzeug durch die Fluten.

Während die Batanga in erster Linie als Bootsleute in den Diensten der Firmen stehen und den Verkehr derselben untereinander, an der Küste entlang, und mit den Dampfern vermitteln, leisten die Mabea und Ngumba, die an der großen Karawanenstraße vom Innern her immer mehr an die Küste herangerückt sind, den Firmen vorzugsweise Dienste als Träger und Händler. Die großen Stationen, die im Buleland und im Fan-Gebiet, in dem ungeheuren Waldland Südkameruns, angelegt werden mußten, um die deutsche Herrschaft unter der kriegerischen Bevölkerung zu befestigen, sind auch zu Haupthandelszentren geworden. In Jaunde, Ebolowa und Lomie finden wir alle Firmen der Batanga-Küste vertreten. Sie unterhalten hier vorgeschobene Depots, aus denen sie diejenigen Faktoreien mit Waren versorgen, die oft hundert und mehr Kilometer östlich der Depots in die Gegenden vorgetrieben wurden, die noch reichlich Gummi produzieren, nachdem in den küstennäheren Gebieten durch einen unvernünftigen Raubbau der Gummireichtum in sehr kurzer Zeit vernichtet war. Jahre wird es noch dauern, bis die zu stark angezapften Bäume — soweit sie nicht von den törichten Gummisammlern einfach umgeschlagen wurden, um möglichst rasch große Mengen Gummi zu gewinnen — sich wieder erholen werden. Neuerdings hat glücklicherweise dieses völlig unwirtschaftliche Raubsystem aufgehört; wesentlich haben dazu die Maßregeln des Gouvernements beigetragen, das durch berufsmäßige Gärtner die Eingeborenen des Südbezirks im sachgemäßen Anzapfen der Gummibäume dauernd unterweisen läßt. Die Eingeborenen haben erkannt, daß sie die wertvollen Bäume, die ihnen ohne große Mühe und Arbeit reichlichen Verdienst liefern, schonend behandeln müssen. Und so kann man heute von einem Raubbau nur noch insofern sprechen, als die Anzapfung immer noch eine zu starke und nicht sachgemäße ist, sodaß die Bäume zu lange Zeit brauchen, um sich wieder ganz zu erholen.

Die Ngumba und Mabea tragen wohl auch Waren von der Küste zu den Hauptdepots im Innern, gewöhnlich sitzen sie aber als kleine Händler und Gummikäufer weiter im Innern des Landes in den am meisten vorgeschobenen Faktoreien. Die Aussicht auf einen verhältnismäßig leichten und großen Verdienst



Groß-Batanga.

veranlaßt diese sonst feigen und faulen Küstenneger, sich in noch ganz unbekannte, unbefriedete und von Kannibalen bewohnte Gegenden zu wagen. Aber gerade diese schwarzen, ohne Aufsicht durch Europäer herumziehenden Händler und noch mehr die in ihren Diensten stehenden Angehörigen fremder Stämme sind die gefährlichsten und schlimmsten Feinde der großen natürlichen Gummibestände. Sie durchstreifen fremdes Gebiet, und da es ihnen nur darauf ankommt, möglichst rasch viel Gummi zu gewinnen, so vernichten sie in schonungslosester Weise die Bestände der angesessenen Eingeborenen, bei denen sie zwar verhaßt sind, die aber nicht die Macht haben, die fremden Gummisammler aus dem Lande zu jagen.

Die Ngumba und Mabea sind ein unansehnlicher kleiner Menschenschlag, schmutziges Gelb ist die vorherrschende Farbe, übergroße Köpfe sitzen auf ungelenken Gliedern, Männer und Weiber sind in der Regel vom Kopf bis zur Zehe tätowiert. Die Armbrust, die einst ihre Waffe bildete, wissen sie längst nicht mehr zu führen; an ihre Stelle ist die schwere Muskete getreten, die sie bei den weißen Kaufleuten an der Küste erstehen. Heute sind friedliche Zeiten und man sieht kaum noch einen bewaffneten Mann auf der Karawanenstraße. Schwer beladen mit Gummi oder Waren, die sie in einem Rohrgestell auf dem Rücken tragen, keuchen Männer und Weiber daher. Die bei den Ngumba unvermeidliche Tabakspfeife geht dabei nicht aus, und die Männer macht der abgetragene schwarze Gehrock oder Winterpaletot, den sie mit Vorliebe wählen, die Weiber der schmutzige hemdenartige Hänger auch nicht ansehnlicher als ihr früher noch einfacheres Kostüm: der Rindenschurz. Da sind die Eingeborenen der Fan-Stämme andere Leute! Diese kräftige, intelligente Bevölkerung stellt die Hauptmasse der Träger; zu den Fan-Stämmen gehören die Jaunde, Bane, Bule, Pangwe und die Gaboonstämme. Lebt der Mabea unter dem düsteren Druck des halbdunklen Urwaldes, in dem unter einem Riesenbaum seine viereckige Hütte steht, zu der oft tagelang kein Sonnenstrahl dringt, weil die hohen Baumkronen alle Helligkeit fernhalten, so ist das Fan-Land weit offener. Die Gipfel der Berge, auf denen in der Regel die Dörfer liegen, sind freigeschlagen, und inmitten von Pisanghainen, Erdnuß- und Maisfeldern stehen in langen Reihen die Hütten des Bule- oder Jaundedorfes nebeneinander. Sorgfältig sind die Farmen von Zäunen umhegt und die von den Fan selbst gefertigten Arbeits-, Jagd- und Fischereigeräte weisen eine weit höhere Handfertigkeit auf, als die wenigen primitiven Geräte, welche die Mabea und Ngumba sich zur Jagd oder zum Krabbenfang verfertigt haben. Wohlgeölt sind die schön gewachsenen schlanken Gestalten, deren hübsche Gesichter durch die mannigfachen Haarfrisuren den verschiedensten Ausdruck erhalten. Die Schwanzfeder des Graupapageien steckt im Haar, und ein Schurz aus Tierfellen oder Baumrinde gürtet die Hüften. Bis vor wenigen Jahren gingen noch alle erwachsenen Fanleute bewaffnet einher; jeder führte mehrere Speere in der Hand und trug in geschnitzter Holzscheide unter der Achsel das doppelt geschliffene Haumesser. Wer ein Gewehr hatte, der ließ es nicht von sich und trug im wohlverschlossenen runden Pulverhorn eine zweite Ladung sorgsam bei sich. Felle und Jagdtrophäen über den Schultern kündeten den guten Jäger an, dessen Hüttenfirst von den gebleichten Schädeln seiner erschlagenen Feinde geziert wurde. Heute geht der Jaunde waffenlos und trägt statt des Lendenkleides einen schmalen Zeugschurz. Aber im allgemeinen sind die Sitten wenig anders geworden als früher, und namentlich die Frauen haben sich erfreulicherweise ihre alte praktische Tracht zum größten Teil erhalten. Der auf die Rückseite gebundene cülartige Faserschweif fällt dem Beschauer an der Jaundefrau zunächst ins Auge; er ist in seinen bunten Farben für die glattgewachsenen, schön gebauten Frauen und Mädchen

nicht nur ein Schmuck, sondern auch praktisch, denn die sauber geölte Frau benutzt ihn als Kissen, sodaß sie niemals auf der bloßen Erde zu sitzen braucht. Dieser Cül und ein schmaler, die Scham bedeckender Schutzstreifen bilden mit einer Kette von Hundezähnen um den Hals die einzige Bekleidung der Fan-Frauen. Aber sie können sich diese einfache Tracht gestatten, denn namentlich unter den Banefrauen, die wegen ihrer Schönheit berühmt sind, trifft man Erscheinungen, die im Gesichtsausdruck zweifellos auch nach europäischen Begriffen schön zu nennen sind. Vielfach haben die Fanleute gebogene, scharf hervortretende Nasen und schmale Lippen.

Der Bulestamm gilt, der Natur seines Landes entsprechend, als der wildeste und rohste. Tiefdunkel brausen im Urwald dort die Waldbäche, und in den Felsspalten der von keines Menschen Fuß betretenen Berge haust der Gorilla. Viel Blut, Mühe und Arbeit hat die Unterwerfung der kampfesfrohen Bule gekostet; heute ist die feste Militärstation Ebolowa ein Zwing-Uri des Stammes geworden. Auch die Bule schneiden heute Gummi und tragen Lasten! Tempora mutantur! Über Jaunde aber, dem freundlichsten Lande des weiten Fangebietes leuchtet das Kreuz der Mission. Christen sind sie geworden, Soldaten, Arbeiter, Pflanzer, und als Hauspersonal der Europäer über die ganze Kolonie verbreitet, stellen sie zur Zeit die nützlichsten und arbeitsamsten Eingeborenen Kameruns dar. Voll frohen Sinnes, aber als Naturvolk auch jeder Auffassung christlicher und europäischer Moral noch abhold, schmiegen die Jaunde sich allen Verhältnissen leicht an. Sie, ein ausgesprochenes Binnenland-Geschlecht, bedienen in Viktoria die Boote und Barkassen; gleichmütig, als wenn er nie etwas anderes getan hätte, steht der Jaundeheizer auf der Lokomotive und regelt der Jaundemaschinist den Schlag der Ramme beim Hafenbau. Im Gehrock und in Lackstiefeln geht der Jaunde in Duala einher und in prächtiger Haussarobe prangt er in Garua. Er lernt in den Küstenschulen und lehrt in Adamaua und Bornu als Schul- und Exerziermeister. Aber wenn er in seine Heimat kommt, ist er das alte Kind. Herunter fliegt der Christenflaus oder das Mohamedanerkleid und im Hüfttuch springt der gefürchtete Feldwebel aus Kusseri, der Schriftgelehrte aus Buea, der Zöllner von der Ostgrenze und der Handwerker mit den Seinen im Reigen; alles, alles ist vergessen, sobald er wieder in Jaunde ist und „Abok" feiert.

Von allen Seiten sind sie herangeströmt in ihrer besten Festkleidung. Alt und Jung, Groß und Klein, Weiber und Kinder haben in Körben die Mahlzeit für den nächsten Tag mitgeführt und die Männer haben sich reichlich mit Palmwein und Rum aus den Faktoreien versehen. Unablässig wird nun getrommelt, in die Hände geklatscht und immer wieder stampfen die Füße im Takt den Boden. Die Kukumas, die Ältesten, mit den roten gestickten Mützen auf den verschlagenen Häuptlingsschädeln schauen vor den Hütten gelagert, ihre Pfeifen schmauchend, mit Kennerblick dem Tanz der Weiber zu, die in eine Staubwolke gehüllt händeklatschend und die einförmigen Melodien schneller und schneller singend im Kreise tanzen. Eine nach der anderen springt in die Mitte, um kunstfertig die Beine zu setzen und den Oberkörper vor- und zurückzuschnellen. Daneben tanzen die Männer gleichfalls im Kreise, anfangs getrennt von den Weibern. Mit stampfenden Beinen und zurückgenommenen Armen schnellen sie, den Bauch einziehend und vorstoßend, den Oberkörper taktmäßig auf und ab. Das Muskelspiel auf Brust und Rücken ist deutlich zu erkennen und unter wildem Jauchzen werden mit rollenden Augen und zurückgeworfenem Kopfe groteske Sprünge aufgeführt. Wenn aber die Musik schneller wird und der Geist des Weins seine Schuldigkeit getan hat, dann lösen sich die Kreise; Männlein und Weiblein springen durcheinander und immer heftiger werden die Bewegungen; mit verzückten Augen stehen sich die Tanzenden paarweise gegenüber, Öl und Schweiß rinnen



Kriegskanoe der Batanganeger.

über die nackten Körper herab und eine Wolke von Staub und Dunst lagert über den Tanzenden. So geht es minutenlang in fieberhafter Erregung und höchster Verzückung, bis jäh die Musik abbricht und eine Pause eintritt. Dann schleppen die Kleinen Pisangblätter herbei, mit denen sie die triefenden Körper ihrer Angehörigen abreiben, bis diese mit der wieder beginnenden Musik von neuem in den Reigen springen, wenn sie auch noch so müde sind. —

Nördlich des mittleren und oberen Nyong, dort, wo der Urwald allmählich in die Parklandschaft übergeht, beginnt die Vorherrschaft der Ölpalme. Von dem hohen Söller der katholischen Mission in Msolia hat man einen herrlichen Ausblick auf das bewaldete Hügelland und auf die in Bakoko liegenden dunklen Bergketten, die Erinnerungen an unseren Schwarzwald wachrufen könnten. Die Anlage der Karawanenstraße Kribi-Lolodorf hat in dieser Berglandschaft erhebliche Schwierigkeiten gemacht; besonders kurz vor Lolodorf bei Bickolika hat die Straße tief in den Felsen hineingesprengt werden und sich am rauschenden Bach drehen und winden müssen, um die Paßhöhe zu erreichen. Die herrlich gelegene ehemalige Militärstation Lolodorf hoch über dem Lokundjeübergang konnte, seitdem die trotzigen Bewohner Ruhe halten und Friede im Lande



Jaundeweiber.

ist, in eine Impfstation umgewandelt werden. Schnurgerade, fast wie eine Lehmbahn, zieht durch den roten Lateritboden die Karawanenstraße von Lolodorf weiter zum Bezirksamt Jaunde dahin. Dorf reiht sich an Dorf; wohlgenährtes Kleinvieh sonnt sich am Wege und lange Pfeifen schmauchend, die aus der Mittelrippe eines großen Pisangblattes verfertigt werden, sitzen die Hausbewohner vor der Tür auf niedrigen Betten, zu denen die langen Arme der Sumpfpalmen das Material bieten. Überhaupt ist ohne Palmen und Planten Jaunde garnicht zu denken. Armdicke Palmrippen liefern die Eckbalken für die Hütten; mit Palmblättern werden sie gedeckt. Mit Pisangs im Topf lebt und stirbt der Jaunde. Das Öl, mit dem die Banane angemacht wird, liefert die Ölpalme und auf Pisangblättern wird der teigartige, aus geriebenem Yams, Kassada oder Koko bereitete „Fu-Fu" serviert; die Fufu-Klöße werden in Öl getaucht, und



Haus der Jaundeneger.

abwechselnd mit der gerösteten Plante bilden sie den Hauptbestandteil der Jaundemahlzeiten.

Die Hauptverkehrsader der Fan-Gebiete beginnt mehr und mehr der Nyongstrom zu werden, der von dem großen Banedorf Widemenge an bis fast in sein äußerstes Quellgebiet hinauf schiffbar ist. Auf seinem unteren Laufe machen ihn gewaltige Felssperren und Wasserfälle unbrauchbar für den Verkehr. Daher soll Widemenge jetzt mit Duala durch eine Bahn verbunden werden, die den ganzen südlichen, gut bevölkerten und sehr fruchtbaren Teil der Kolonie erschließen wird. Wo die Schiffbarkeit des Nyong zu Ende ist, führt flaches Land kaum fünfzig Kilometer weit zu dem in allen Jahreszeiten schiffbaren Dumefluß herüber, der in den Kadei mündet, dessen Wasser dem Sangha, beziehungsweise dem Kongo zuströmen. Langsam zwischen Wäldern und Wiesen hindurch fließt der obere Nyong zu Tal. Hier im Quellgebiet des Nyong und des Dume und in den ungeheueren Wäldern südlich des Dume befinden sich die ergiebigsten Gummidistrikte der Kolonie. Große Gummiwälder bedecken das Land, und an vielen Stellen rufen die dichten Bestände der wertvollen Bäume den Eindruck einer von Menschenhand angelegten Plantage hervor.

Das ganze Gebiet südlich des Dume bis an die deutsch-französische Grenze und über diese hinaus wird von Menschenfressern bewohnt. Die Makka, die Njem und die Nzimu sind Kannibalen, die aus ihren unmenschlichen Gebräuchen kein Hehl machten, bis die Gründung der deutschen Regierungsstationen in Lomie, in Assobam, am Dume und in Molundu und das energische Einschreiten der Europäer sie nötigte, ihre widerwärtigen Gebräuche nur noch heimlich auszuüben. —

Während im küstennäheren Südkamerun sich vorzugsweise Lianen fanden, die besonders guten Gummi liefern, meistens aber durchschlagen und dadurch zum Absterben gebracht wurden, werden weiter im Innern die Kixia-Bäume zahlreicher. Aus ihrer Rinde wird der Gummisaft gezapft und in Gefäßen aufgefangen. Die Eingeborenen kochen zunächst den weißen, milchartigen Saft, lassen ihn dann erkalten und formen die sich dabei zusammenziehende und zusammenballende weiße Kautschukmasse zu kleinen Kügelchen, größeren Bällen, Kuchen- und Wurstformen. An diesen im Handel vorkommenden Arten können die Kaufleute gewöhnlich den Ursprung des Gummis erkennen. Er wird nach Gewicht gekauft; die Produzenten vermischen deshalb sehr häufig, um dieses zu erhöhen, den Gummisaft mit Sand, Holzstückchen und kleinen Steinen, und die Käufer müssen, um sich vor dieser Betrügerei zu schützen und die Reinheit der Ware zu prüfen, jedes Gummistück zerschneiden. Die Regierungsorgane sind ermächtigt, derart verunreinigten Gummi zu beschlagnahmen. — Welche Bedeutung die Gummiproduktion für die Kolonie hat, geht daraus hervor, daß der Wert des ausgeführten Kautschuks im Jahre 1907, für rund 1500 Tonnen, 7½ Millionen Mark betrug, das heißt fast ebensoviel, als der Wert aller übrigen ausgeführten Erzeugnisse, Palmkerne, Palmöl, Kakao, Elfenbein und Hölzer.

Auf den Schultern von Trägern wandert bisher der in Säcke verpackte Gummi zur Hauptfaktorei an der Küste; hier wird er gewaschen, sortiert, gepreßt und gewöhnlich in Tonnen nach Europa verschifft.

Die gewaltigen Waldgebiete südlich des Nyong und des Dume bis zur deutsch-französischen Grenze unterstehen der Verwaltung der Militärstation Lomie, die unausgesetzt bestrebt ist, durch Wegebauten und Ansiedlung von Menschen in diesen wenig oder garnicht bevölkerten Gebieten das Sumpf- und Waldesdunkel zu lichten. Diese ungeheueren Urwälder, die, an der Küste des atlantischen Ozeans beginnend, im nördlichen Teil der Kolonie etwa einhundert bis einhundertfünfzig Kilometer landeinwärts reichen und im südlichen bis weit über die Ostgrenze hinaus sich tief nach Inner-Afrika erstrecken, bedecken etwa ein Viertel des Flächeninhalts Kameruns. Sie enthalten die herrlichsten, zum Teil noch unbekannten Nutzhölzer, deren Gewinnung aber erst mit dem Vordringen der Bahn erfolgen kann und wird. Fast überall ist im Urwalde fruchtbarer, jungfräulicher Ackerboden vorhanden, der sich für die meisten Kulturen eignet, und dies umsomehr, als der ganze Urwald von zahlreichen Strömen, Flüssen und Bächen durchflossen wird, so daß es nie an Wasser fehlt.

Nördlich des Sanaga und des Dume hört der Urwald im allgemeinen auf und die Steppe beginnt, in der Trockenzeit und Regenzeit regelmäßig abwechseln.

Aber diese Steppen bedecken nicht etwa scharf abgegrenzt nun mit einem Male das ganze Land, sondern der Übergang ist ein allmählicher. Noch Tage und Wochen lang stößt der Reisende immer wieder auf Waldkomplexe, bis er das innerafrikanische Hochplateau betreten hat, das von den Dang-Dang-Bergen im Osten der Kolonie über Joko nach Bali sich hinüberzieht. Zwischen dem Sanaga, dem Mbam und der erwähnten Gebirgskette liegen die weiten Grassteppen, in denen die Wute, die Baja und Inkabba als Herren

einherschreiten. Sie sind bereits Sudanvölker und wohnen in geschlossenen Stadt- und Dorfgemeinschaften beieinander. Kunstvoll bauen sie aus Lehm ihre Rundhütten, die mit Vorliebe an einen Berg und einen Raphia-Palmenwald angelehnt sind. Auch hier wieder liefert die Palme das Baumaterial zu dem spitzen Dach, das mit einer dichten Schicht trockenen Grases gedeckt ist.

Auch die Wute waren bis zu ihrer Unterwerfung Kannibalen, aber sie beschränkten sich im allgemeinen auf den Genuß des Fleisches ihrer erschlagenen Feinde, dem sie die geheime Kraft zuschrieben, den Mut und die Unerschrockenheit des Siegers zu heben. Im Jahre 1900 wurde im Wutelande die Station Joko gegründet, und seitdem ist es mit dem alten Räuberleben dieses Volkes endgültig vorbei. Der freie Wute arbeitete in früheren Jahren grundsätzlich nicht; dazu hielt er sich seine Sklaven, die außerhalb der befestigten Städte in geschlossenen Sklavendörfern wohnten. Sie mußten die Riesen-Durrahkornfarmen anlegen, Mais, Erdnüsse und Pisangs bauen, Sesam und Kürbisse pflanzen und das Kleinvieh hüten. Mehrmals in der Woche eilten sie in die Stadt, um ihren Herrn mit Nahrung zu versehen. Dieser wohnte in seinem prächtigen Hause, er schlief in dem kunstvoll zusammengesetzten Bett auf sorgfältig gegerbten Fellen und besaß mit seinen Weibern einen reichen Hausrat von wohlverzierten Tontöpfen, Körben und schönen Kalabassen, die aus Flaschenkürbissen angefertigt werden. Über alles aber gingen dem freien Wute seine Waffen: fünf Wurfspeere, am Ende des Schaftes mit Messingringen beschwert, um den Flug stetiger zu machen, ein gerades Schwert, ein Bogen, zu dem die sauber geglätteten Pfeile in großem Köcher getragen wurden, und der mannsgroße, aus der gehärteten Decke des schwarzen oder roten Büffels verfertigte und mit wallendem Pferdeschweif verzierte gebogene Schild. Dazu trug der Wutekrieger am Gürtel, der den Rindenschurz zusammenhielt, verschiedene Messer und über die rechte Hand gezogen zum Spannen der Bogensehne den Ring, der auf der unteren Seite in eine doppelt geschliffene Dolchklinge auslief. Eigentum hatte nur der Häuptling, der frei schaltete und waltete und seinen Kriegern Land, Waffen und Frauen für tapfere Taten gewissermaßen zu Lehen gab. Der Häuptling und seine Ratgeber sorgten auch dafür, daß der Wutemann nicht gar zu lange beim Durrah-Biertopf ruhte und Büffelfleisch aß. Immer wieder mußte er hinaus zum Kampf an die Grenzen des Reiches, immer wieder Sklaven jagen, denn der Häuptling brauchte Menschen, die er an die Haussahändler gegen Pferde, Waffen und Munition eintauschen konnte. Er wollte neue Weiber haben für seinen Harem, der solche nach Hunderten zählte; er brauchte Elfenbein, um dafür prächtige Stoffe und Gewänder, die die Haussa aus den mohammedanischen Tsadseeländern brachten, für sich und seine zahlreiche Familie einhandeln zu können. So dröhnten denn täglich die Kriegstrommeln in den Wutestädten, und fast immer hallten die Elfenbeinhörner dumpf über das Land. In großen geschlossenen Trupps zogen die Wutekrieger, das Knie vor dem Häuptling neigend, hinaus über den Wall und Graben der Sultansstadt in den Kampf oder zur Jagd. Nach erfolgreichem Zuge wurden in langen Reihen, von dem wilden Gesang der Krieger und Weiber begleitet, die erbeuteten Sklaven, an Holzgabeln geschlossen, zum Häuptlingskraal geführt und die Jagdbeute wurde vor dem Sultan niedergelegt.

Nur in gebückter Haltung und mit zu Boden geschlagenen Augen durften die Wutemänner sich ihrem Häuptling nähern. Unfreie und Weiber mußten seinen Anblick mit dem Tode büßen. Noch heute tanzen die Wutemänner unter sich nur mit einem Rindenschurz bekleidet und mit den Waffen in der Hand. Die Haare haben sie raupenhelmartig geflochten, und eine nickende Krone roter Papageienfedern ziert den Kopf. Unter schrillem Schreien, vom Durrah-Bier halb berauscht, fordern sie sich gegenseitig zum Kampfe



Aus dem Urwald.

heraus und führen geschickt Angriff und Abwehr durch. Neben den Männern tanzen die Weiber, tiefschwarz, mit spitzgefeilten Zähnen, gleichfalls nackt bis auf ein schmales Schamtuch. Sie stehen im Kreise und springen einzeln unter Händeklatschen vor, um dann rückwärts auf den Kreis ihrer Gefährtinnen zuzutanzen, die sie mit vorgestreckten Händen auffangen und wieder wie einen Ball in den Kreis hineinstoßen. Nur in den eigentlichen Kampfspielen tanzen bei den Wute die Geschlechter zusammen. Dann laufen die Weiber, mit den Händen die Brust haltend, mit lang nach hinten gestreckten Beinen kreischend in das Vordertreffen, um anzudeuten, wie sie ihren kämpfenden Männern Mut machen, Gefangene in Empfang nehmen und Verwundete aus dem Gefecht führen.

Sie waren ein rohes Kriegervolk früher, aber ein freies Volk — heute sind die Wute Träger und Arbeiter geworden und ihre festen Städte zerfallen! Sic transit gloria mundi! —

Auch das Wild hat mit der fortschreitenden Kultur abgenommen. Einst waren die weiten Grassavannen ein Dorado für den Jäger. Da zog einsam und in souveräner Verachtung alles Lebenden der Elefant seinen Wechsel, und starke Büffelherden galoppierten donnernd über die Grasweite. In Herden zu Hunderten ästen an den Berghängen gelbe Palla-Antilopen und an den Flüssen erschien im Schilf der mächtige Wasserbock mit seiner dunklen, fetthaltigen Decke. Gegen Abend trat das Flußpferd an das Ufer und brach sich einen Tunnel durch das grüne übermannshohe Gras, dessen Stauden in den Niederungen armdick werden.

Wie in einem wogenden Meer schreitet man auf schmalem Pfade durch die hohe Grassavanne, über der gegen Mittag ein erstickender, heißer Dunst lagert.

Gras und immer wieder Gras, dazwischen an den Wasserläufen dunkle Waldstrecken, das ist das Bild, das der Zurückschauende in sich aufnimmt, wenn er die innerafrikanische Hochebene erklommen hat. Hier wird der Graswuchs niedriger, und in den weiten dünenartigen Wellen, die der Boden bildet, tritt häufig



Am Sanaga

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



Felsiger Weg im Urwald zwischen Yaunde und Lolodorf.

schuttartiges Geröll und Gestein zutage. Zwischen den Felsen erscheint bellend der Hundsaffe, und auf den Zäunen und Hütten sitzt zutraulich der Geier, der die Waldländer und die Hochgrassavanne sorgsam meidet.

Das Hochplateau wird von Sudannegern bewohnt, die, wie der Name schon andeutet, von Norden nach Süden vorgedrungen sind. Sie stießen an der Grenze des Wald- und Graslandes mit den entgegengesetzt, von Süden nach Norden, vordringenden Bantunegern zusammen, und bis jetzt bildet noch die Sanaga-Dume-Linie im allgemeinen die Grenze zwischen den Sudan- und den Bantustämmen. In einem großen Teil des Kamerunplateaus haben sich aber die Sudanneger mit den Bantu, die aus dem Waldlande vordringend bereits die Hochebene erstiegen hatten, vermischt. So entstanden die Stämme der Bali, Bafut, Bandeng, Bamum und Bafum bis hinunter nach Ngambe, und als Folge dieser eigenartigen Vorgänge trat auch eine entsprechende Vermischung der ethnographischen, anthropologischen und sprachlichen Verhältnisse ein; im allgemeinen aber überwiegt nach jeder Richtung hin das Sudanelement. Der Kampf zwischen den beiden Rassen ist bis auf den heutigen Tag noch nicht beendet. Die Grenzen der Stämme verschieben sich immer noch, so daß in Kamerun noch heute eine Völkerwanderung zu beobachten ist; in letzter Zeit besonders bei den Bewegungen der Njem und Nzimu, die vor nicht langer Zeit aus dem Kongostaat nach Norden gewandert und bis in die Dumegegend vorgedrungen sind. Ob die Bantuneger in ethnologischer Hinsicht eine Einheit bilden, wie anscheinend in sprachlicher, ist zweifelhaft. Aber auch die verschiedenen Bantusprachen sind trotz ihrer nahen Verwandtschaft und ihres gemeinsamen Ursprungs dialektisch so verschieden, daß die Angehörigen eines Bantustammes nicht ohne weiteres die Sprache des benachbarten Stammes verstehen; Sitten und Gebräuche von benachbarten Bantustämmen sind oft durchaus verschieden. Gerade die zahllosen Dialekte in Kamerun erschweren dem Beamten und Offizier, dem Kaufmann und Missionar das Eindringen in die Eigentümlichkeiten, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen. Es gibt in den Bantugebieten

Kameruns keine Sprache, die etwa so allgemein verstanden wird, wie das Kisuaheli in Ostafrika oder wie das Haussa in Nordkamerun und Togo.

Die von Süden nach Norden vordringenden Bantu fanden in den Urwaldgebieten Zwergvölker vor, die von den meisten Forschern als die Urbewohner des ganzen zentralen Afrikas angesehen werden. Diese Zwerge sind unter den verschiedensten Namen, als Akka bei Schweinfurth im Lande der Mangbutte, als Watwa bei Stanley und Wißmann, als Ewe im Nilgebiet bei Emin Pascha bekannt. Im Kamerunurwald, in dem sich noch Reste von ihnen finden, werden sie von den Eingeborenen Bagielli oder Bomanjoko genannt. Sie stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, sprechen eine eigenartige, nur von wenigen Eingeborenen verstandene Sprache und sind absolut unproduktiv. Hierdurch stehen sie in schroffem Gegensatz zu den Zwergen Ost- und Zentralafrikas, die als ausgezeichnete Schmiede und Töpfer ebenso beliebt sind wie sie als große Medizinmänner von den umwohnenden Eingeborenen gefürchtet werden, obwohl sie selbst außerordentlich furchtsam sind und jede Berührung mit Fremden oder gar Europäern zu vermeiden suchen. Die Zwerge in den Urwäldern Kameruns leben weit ab von den menschlichen Wohnungen in primitiven, elenden Strauchhütten, die sie in wenigen Minuten aufbauen, und die eigentlich nur Schutzdächer gegen die Unbilden des Wetters sind. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Jagd, haben keine Farmen und scheinen in gewisser Abhängigkeit von einigen größeren Dorfhäuptlingen zu sein, an die sie Elfenbein, Fleisch und die sonstige Jagdbeute abliefern und von denen sie die nötigen Waffen, vor allen Dingen Speere und Messer, und Lebensmittel erhalten. Gewehre besitzen sie nicht; sie töten alle jagdbaren Tiere, Elefanten und Antilopen, Büffel und Affen, mit ihren scharfen Speeren und mit vergifteten Pfeifen, die sie selbst äußerst kunstvoll anfertigen. Die Zahl der Zwerge ist nur noch gering, sie werden vermutlich in absehbarer Zeit ganz aussterben. —

Von Norden nach Süden fand die Invasion der Haussa und Fulbe — Fulbe bezeichnet die Mehrzahl von Fula — statt, und diese mohammedanischen Eroberer haben dem ganzen Norden unserer Kolonie die unvergänglichen Zeichen arabischer Kultur aufgedrückt.

Die Haussa sind kein einheitliches, sondern ein Mischvolk aus vielen innerafrikanischen Negerstämmen und Sudanesen; das Wort „Haussa" bedeutet vielleicht nur „Sprache", sodaß mit Haussa, wie Pastor Julius Richter treffend sagt, alle diejenigen bezeichnet wären, die dieselbe wohllautende, biegsame, leicht zu erlernende Sprache reden — jene Sprache, die man heute als die lingua franca der Länder westlich vom Tsadsee bis zur Goldküste herunter bezeichnen kann.

Sie sind wahrscheinlich von den Oasen der Sahara nach Süden gewandert, etwa seit dem vierzehnten Jahrhundert, und waren damals teilweise schon Mohammedaner, wie die Mandingo, einer der bedeutendsten und begabtesten Negerstämme Westafrikas, und wie die ihnen benachbarten Sonrhay-Neger, nachdem mit der Begründung von Timbuktu durch die Tuareg im Jahre 1077 die Islamisierung des nordwestlichen Afrikas begonnen hatte. Die Haussa schufen im Süden eine Reihe von Staaten, darunter die sieben „echten" und die sieben „unechten" Haussa-Staaten; aber diese flüchtigen Bildungen waren nicht fest und dauerhaft, da es ihren Gründern weniger auf die Erlangung großer politischer Macht als auf die Ausbreitung ihrer Handelsbeziehungen ankam. Sie waren und sind in erster Linie Kaufleute, ihr Handelsgeist hat stets ihren Religionseifer übertroffen — eine seltene Erscheinung bei Mohammedanern. Und dieser Handelsgeist und Handelstrieb, den sie, mit einem ungewöhnlichen Anpassungsgeschick begabt, ebenso wie ihre Sprache den

Negerstämmen beibrachten, mit denen sie in Berührung traten, hatte die Begründung und Bedeutung der märchenhaften Plätze des westlichen Sudans, Kano, Sokoto und anderer, zur Folge. Diesen Eigenschaften ist ferner auch die einzig dastehende Verbreitung der Haussa zuzuschreiben, die wir heute in Nordafrika von der Küste des Atlantischen Ozeans, das heißt von St. Louis und Sierra Leone, bis nach Kairo und Konstantinopel finden, von Tripolis im Norden bis zum Golf von Guinea und bis zur Südgrenze von Kamerun. Ihrem weiteren Vordringen nach Süden scheint nur der Urwald ein Ziel gesetzt zu haben. Überall haben sie sich mit den Bantu vermischt, und nur äußerlich unterscheidet der Haussa sich von dem heidnischen Landeseingeborenen dadurch, daß er nach mohammedanischer Art gekleidet geht und den Vorschriften des Korans auf das peinlichste nachkommt. Er hat Handel und Wandel an sich gerissen. Er ist Arzt und Apotheker, Hufschmied und Sattler, er betreibt die Webereien und Färbereien im Lande, er gerbt das Leder und flicht Körbe.

Die Fulbe sind ein völlig anders geartetes Volk; auch sie sind aus Nordafrika, wahrscheinlich aus Marokko in den Sudan eingewandert. Ihre Geschichte läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bis zum Jahre 1300 zurückverfolgen; man nimmt aber an, daß sie schon um das Jahr 1000 Mohammedaner waren und in dieser Zeit in die Gebiete des Senegal eingewandert sind. Die Fulbe, die sich von den Negern durch eine hellere Hautfarbe, welliges, langes Haar und feine Gliedmaßen schon äußerlich unterscheiden, sollen nach Ansicht hervorragender Ethnologen mit den Somali in Ostafrika verwandt und von Nordostafrika, der Heimat der Hamiten, nach Westen gewandert sein. Ihr kaukasisches Profil spricht für diese Annahme, und auch ihre Sprache soll mit der der Somali verwandt sein. Staudinger, der mit ihnen zuerst in Kaschia zusammentraf, beschreibt sie als trotzige, wildblickende Gesellen, häufig mit beinahe kaukasischen Gesichtszügen und in der Jugend oft von großer Schönheit. Sie waren ursprünglich Viehzüchter und Herdenbesitzer, die als Nomaden zwischen den Negervölkern und unter den Haussafürsten wohnten und von diesen geduldet wurden. Im siebzehnten Jahrhundert finden wir sie bereits östlich des Tsadsees. Sie sind ganz im Gegensatz zu den Haussa weder Kaufleute noch Handwerker, aber fanatische Mohammedaner. Ihre politische Bedeutung begann erst, als sich am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Fanatiker Scheikh Othman, angeblich infolge einer Vision, durch die Allah ihm den Krieg gegen die Ungläubigen befohlen haben sollte, an ihre Spitze stellte. Dies Ereignis eröffnete die Reihe denkwürdiger Religions- und Glaubenskriege, deren Ergebnis ein großer Fulbestaat in den sogenannten Haussaländern vom Niger bis zum Tsadsee war. Die Haussa hatten ihre Macht an die einst verachteten und nur geduldeten Rinderhirten abtreten müssen, aber auch die stolz auf alle Neger herabschauenden Fulbe haben heute den Höhepunkt ihrer Macht überschritten und müssen jetzt in den Europäern ihre Herren und Bezwinger erkennen. Die Verhältnisse im zentralen und westlichen Sudan wurden durch die Kriege von Grund aus neugestaltet: Der Mittelpunkt des Fulbe-Reichs war Sokoto; nach Niederwerfung der sieben echten Haussastaaten wurden auch die großen Staaten am Unterlauf des Niger, wie das in hoher Kultur stehende Nupe mit der Hauptstadt Bidda unterworfen. Das große Reich zerfiel aber nach dem Tode Othmans, und es entstanden mehrere Vasallenstaaten, die in einer größeren oder geringeren Abhängigkeit von Sokoto blieben, so das von dem Fulbefeldherrn Adama zwischen 1820 und 1831 begründete und nach ihm benannte Reich Adamaua mit der Hauptstadt Yola. Einzelne Provinzen dieses Reiches wurden an Prinzen des Hauses Yola vergeben, und nun bildeten sich die neuen Vasallenstaaten Ngaundere, Gaschacka, Bubandjida, Tibati, Banyo und Yoko, deren gleichnamige Hauptstädte

sich rasch zu großen Sklavenmärkten und Elfenbeinhandelsplätzen — andere von den Eingeborenen einzutauschende Waren gab es nicht — entwickelten. Diese ganze politische Gestaltung erinnert lebhaft an das deutsche Lehnswesen des Mittelalters. Im Laufe der Zeit ging der Einfluß der ursprünglichen Oberherrscher, das heißt der des Emins von Yola, und noch mehr der des diesem übergeordneten Emins von Sokoto verloren, und die genannten Vasallenstaaten konnten bei dem Eintreffen der Deutschen in Adamaua als fast ganz selbständige angesehen werden. Der Fanatismus der mohammedanischen Fulbe hat in dem einen Jahrhundert den Islam im westlichen und zentralen Sudan zu einer solchen Ausbreitung gebracht, daß er jetzt die alleinherrschende Religionsmacht ist, gegen die bisher alle christlichen Missionsversuche völlig ergebnislos geblieben sind. Es war im Sudan eine festgeschlossene mohammedanische Vormacht geschaffen worden, die durch die



Partie an der Yaundestraße.

Sahara hindurch mit den Mohammedanerreichen am Mittelmeer und nach Osten über Bornu und Wadai mit den Nilländern und mit der heiligen Stadt Mekka in Verbindung stand. Mit der politischen Macht stieg auch die Herrschsucht und die Beutegier der Fulbe. Unter der Führung ihrer Lamido — der Statthalter — drängten sie sich zwischen die Heidenstämme, mit denen sie oft unter nichtigen Vorwänden den Krieg begannen. Diesen mit Speer, Bogen und Pfeilen ausgerüsteten Eingeborenen waren sie infolge ihrer Bewaffnung mit Gewehren und durch ihre ausdauernden Pferde fast immer überlegen und zwangen sie zur Unterwerfung oder, wie zum Beispiel die Bali, zur Abwanderung in die weiter südlich und westlich gelegenen Berglandschaften. Kleine Heidenstämme wurden zersprengt und in die Sklaverei geschleppt. Bei diesen unaufhörlichen Kriegen, deren Zweck vielfach nur die Erbeutung von Sklaven und Elfenbein war, sind all' die unmenschlichen Greuel des Sklavenraubs, die sich in Ostafrika an die Namen der großen Sklavenjäger Tippu tip und Rumaliza knüpfen, und von deren entsetzlicher Grausamkeit man sich jetzt nur noch schwache Vorstellungen macht, wiederholt worden. In diesen Kriegen gingen Hunderte und Tausende von wehrlosen

Menschen zugrunde, schon bei den eigentlichen Kämpfen in den Dörfern, bei der Zerstörung derselben, vor allen Dingen aber während der wochen- und monatelangen Transporte, so daß schließlich nur verhältnismäßig wenige von den gefangenen Menschen in die Sklaverei kamen. Die Spuren dieser von den Mohammedanern veranstalteten Menschenjagden sind heute noch in Kamerun sehr stark bemerkbar; wie die Araber in Ostafrika und im Kongostaat weite Gebiete buchstäblich entvölkerten, so haben das in ganz ähnlicher Weise in Kamerun und in einem großen Teil des Congo français die von Norden her eingedrungenen Fulbe und Haussa bewirkt. Nur diesen Kriegszügen ist es zuzuschreiben, daß so große, weite, durchaus fruchtbare und bewässerte Gebiete Kameruns, wie besonders die Grasländer zwischen Banyo, Ngaundere, Tibati und Yoko, fast völlig unbewohnt sind. Die Reste ehemaliger Ansiedlungen lassen sich hier überall nachweisen



Graslandszenerie.

und erlauben den Schluß, daß die früheren Bewohner entweder in die Sklaverei geführt worden oder infolge der ewig drohenden Gefahr zur Abwanderung gezwungen worden sind. Die Fulbe haben, ganz im Gegensatz zu den Arabern Ostafrikas, bei ihrer Invasion von vornherein die Absicht gehabt, das eroberte Land auch tatsächlich zu beherrschen und die unterworfenen Eingeborenen zu Mohammedanern zu machen, während die Araber stets das Bestreben hatten, wieder an die Küste oder, wenn möglich mit Reichtümern beladen, in ihre Heimat nach Maskat zurückzukehren, und es früher nie versucht haben, die Eingeborenen für ihren Glauben zu gewinnen. Das Verbot der Sklavenjagden und der Sklaverei, die Beendigung der unaufhörlichen Kriege der einzelnen Stämme untereinander, bei denen natürlich auch zahllose Eingeborene ihren Tod fanden, und das Verbot des Kannibalismus — alle diese Maßregeln werden dazu beitragen, daß früher bewohnte Gegenden allmählich wieder besiedelt werden und daß die Bevölkerungszahl rasch steigen wird. Von größter Wichtigkeit in dieser Beziehung sind auch neben dem Wirken unserer Ärzte die Maßnahmen des Gouvernements, die eine energische, zielbewußte und einheitlich organisierte Bekämpfung der in Afrika

verbreiteten epidemischen Krankheiten bezwecken, denen bisher Tausende von Eingeborenen zum Opfer fielen. Die epidemisch auftretenden Pocken, die Schlafkrankheit und Lepra haben die Eingeborenen dezimiert, aber durch die zwangsweise eingeführte Impfung werden hoffentlich in absehbarer Zeit Pockenepidemien in dem Umfange, wie sie bis jetzt alljährlich mit der Trockenzeit anfingen und erst mit der Regenzeit aufhörten, nicht mehr zu beklagen sein. Die jetzige, im Verhältnis zur Ausdehnung Kameruns außerordentlich geringe Bevölkerung von nur zweiundeinhalb Millionen Menschen, das heißt durchschnittlich auf den Quadratkilometer fünf Einwohner gegen etwa einhundertneun in Deutschland, wird sich dann voraussichtlich rasch heben. —

Blauer Himmel, blauer Dunst über der weiten Steppe und blaue Berge in den Fernen, das ist die Farbentönung, die dem mohammedanischen Nordkamerun bis in die Tsadseeländer hinauf ihr Gepräge verleiht. In den tieferen Regionen geben mit Gras und Bäumen bewachsene Gebirge und kahle, aus reinem Fels bestehende Hochgebirgsketten, wie der Gendero zwischen Banjo und Kontscha, Adamaua den eigenartigen Charakter. Der Benue mit seinen Nebenflüssen ist der Lebensspender des Landes. In den Tälern, die fruchtbarer Humusboden bedeckt, und auf den bewässerten Hochebenen liegen die Städte. Hier residiert der Lamido, hier handeln die Haussa oder gehen einem Gewerbe nach, und hier arbeiten die Ureinwohner des Landes, die mohammedanische Sitten und Gebräuche angenommen haben, auf den Feldern oder weiden die großen Viehherden ihrer Fulaherren. In den Bergen selbst dagegen sitzen, fern von aller Kultur, heidnische Neger, die sich vor der heranbrausenden mohammedanischen Eroberung dorthin gerettet haben und in den Klüften und Schluchten um ihre Freiheit rangen, bis im Jahre 1901 die deutsche Regierung in das Land kam und sie vor den stets auf Sklavenraub ausgehenden und bedachten Fulbe schützte.

Runde, mit mächtigen Steinblöcken bedeckte Kuppen und niedrige, vielfach verästelte, knorrige akazienartige Bäume rahmen den Hintergrund der Ebene ein. Auf ihr grünen, soweit das Auge reicht, Durrahkornfelder, unterbrochen von Gruppen hochstämmiger Tamarindenbäume, in deren Nähe vereinzelte Dörfer liegen. In diesen wechseln bienenkorbartige, nur von Sklaven bewohnte Rundhütten und aus Ton gemauerte Rundhäuser mit spitzen Dächern, die von freien Leuten bewohnt werden, mit tönernen Urnen auf hohen Füßen und spitzen Grasdeckeln ab, die als Getreidebehälter dienen. Geflochtene Strohwände, die von Haus zu Haus laufen, verwehren den Neugierigen Einblick in das Gehöft; bunte Herden schönen Buckelviehs weiden an den Hängen. Ab und zu erhebt sich ein Riesen-Baobab-Baum, der seine kahlen Äste mit den großen daranhängenden Fruchtknoten fast gespenstisch in die blaue Luft streckt; unter seinen Ästen liegt der Platz, auf dem der Wanderer sicher ist, Menschen zu finden, die dort ausruhen oder Milch, gemahlenes Korn, kühlendes mit Honig angemachtes Tamarindenwasser oder Durrahkuchen feilhalten. Diese Riesenbäume sind ein Wahrzeichen des Verkehrs, und in ihrer Nähe kreuzen sich die Straßen. Wo Wasser ist oder in der Regenzeit gestanden hat, sprießt aus dem Schlammboden das Massakunkorn mit seinen lanzettenförmigen Blättern, deren feines Grün besonders schön wirkt, wenn die Sonne es bescheint oder wenn zu früher Morgenstunde tausend Tauperlen wie Diamanten darauf glitzern.

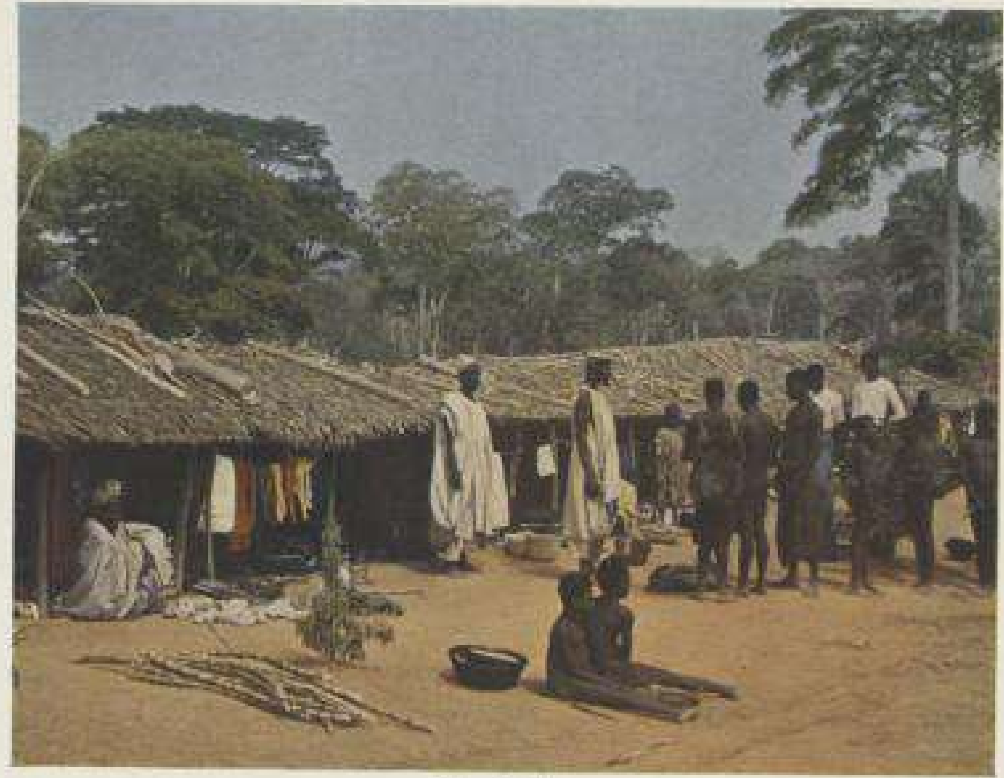
Überall wird die Batate in großen Mengen gezogen, aber auch die Kassada des Waldlandes ist nicht selten. Die Haussa ziehen Riesenzwiebeln und wohlschmeckende Kürbisse, und an den Zäunen rankt sich überall die gurkenartige Kubebe. Rote Pfefferschoten schauen aus den Hecken der Ansiedlungen und der gerade, holzlose grüne Stamm der Popaya mit den kinderkopfgroßen, dicht beieinander wachsenden

Früchten in der Krone fehlt hinter keinem Gehöft. Karawanen mit beladenen Eseln, die von den Männern geleitet werden, Frauen und Kinder, die in Tücher eingebunden die Hausgeräte auf dem Kopf tragen, beleben die Straßen, die zu den größeren Plätzen führen. Sie bringen Gummi, Kopal, Baumharze oder Erdnüsse in die Faktoreien oder führen die dafür eingetauschten Zeuge, Salz und Eisenwaren von dort ins Land. Einzelne Reiter ziehen im bequemen Paß die Straße dahin, meist von einem Vorläufer begleitet; aus den Siedelungen gehen die Leute zur Arbeit auf das Feld, und die Herden, von berittenen Hirten geleitet, kehren von der Weide zurück, um in der Nähe der Höfe getränkt oder gemolken zu werden. Mit weitausladenden Hörnern und bei jedem Schritt nickendem großen Buckel schreitet gravitätisch der Leitstier hinter dem Hirten; ihm folgen brüllend die bunten, hellfarbigen Kühe. Die Hirten sind leichtgeschürzt, das ärmellose Hemd ist um die Hüften hochgenommen und aufgesteckt; ein Riemen, in dem das Messer steckt, hält es zusammen. Ein großer Strohhut, leichte Speere, ein Köcher, Pfeil und Bogen vollenden die Ausrüstung. Die meisten Fulbe und die Bororo ziehen mit ihren Herden im Lande umher, ohne überhaupt feste Wohnsitze zu haben. Der Jahreszeit folgend sind sie da zu finden, wo gute Weide ist. In ihren Lederzelten, die während des Marsches von jungen Stieren getragen werden, auf denen auch die Frauen mit dem Hausrat sitzen, wohnen sie nur, wenn es regnet; sonst ruhen sie unter dem Sternenhimmel oder einem schützenden Baum. Milch und Fleisch sind ihre fast ausschließliche Nahrung, und nur wenn sie in die Nähe der größeren Ortschaften oder Städte kommen, schicken sie die Mädchen mit großen Kalabassen auf den Markt, um etwas Milch gegen Mehl oder Salz einzutauschen.

Die Fulastadt ist in der Regel von Wall und Graben umgeben; die Bauten sind aus Lehm und Laterit errichtet. Die Bindung des Materials ist bei der Trockenheit der Luft und der dörrenden Hitze eine vollständige; auch lufttrockene Ziegel finden sich. Den mit Schießscharten versehenen Mauern sind Zinnen aufgesetzt; hohe Tore und Dämme geben von weitem der Stadt ein fast mittelalterliches Aussehen. Den Mittelpunkt bildet der Sultanspalast mit dem in seiner Nähe befindlichen Markt und dem von Bäumen beschatteten und mit weißem Sande sorgfältig bestreuten Gebetsplatz. Um ihn gruppieren sich die Besitzungen der Großen, die mit ihren zahlreichen Gebäuden oft ganze Stadtviertel bilden. Die Straßen führen zwischen hohen weißen Mauern entlang, die nur von wenigen wohlbewachten Eingängen unterbrochen werden, da jeder Muselmann bestrebt ist, sein Haus vollkommen nach außen abzuschließen. So haben die Straßen, auch wenn viele Menschen sie beleben, eigentlich „kein Gesicht", weil sie einen Einblick in die sie umgebenden menschlichen Wohnungen nicht gestatten. Wenn dann der Markt geschlossen ist und der Abend kommt, sind sie verödet und still; große Geier verzehren auf ihnen, was sie aus den Höfen zusammengetragen haben, und während der Dunkelheit drücken Schakal und Hyäne sich Abfall suchend an den Mauern entlang.

Die Lamidowohnung bildet einen Stadtteil für sich. Hohe Mauern umgeben sie; den Eingang bildet ein mit hohem kunstvollen Grasdach bedecktes, gewaltiges rundes Torhaus, in dessen Hallen die Leibwache lagert. Ein Hof mit mannigfachen Wirtschaftsgebäuden folgt, dann wieder ein großes Torgebäude mit neuer Halle und neuem Hof, und weiter so Tor an Tor, Halle an Halle, Hof an Hof, je nach der Macht und dem Reichtum des Herrschers, bis man dorthin gelangt, wo er selbst, das Gesicht mit dem Litham umhüllt, von seinen Großen umgeben Audienzen erteilt, und wo sein Harem liegt, der noch immer einen Teil des Hauptbesitzes des mohammedanischen Herrschers auch hier in Adamaua bildet.

Vor wenigen Jahren, als die Europäer noch nicht dauernd im Lande waren, als auf den Märkten noch Sklaven gehandelt wurden und die Soldaten der Fulbefürsten noch ständig im Felde standen, war ihre Macht und ihr Reichtum groß. Wie einst der kleinste europäische Hof es dem Sonnenkönig nachtun wollte in Pracht und Glanz, so war jeder Fulafürstenhof nach dem Muster des glänzenden Hofes in Sokoto eingerichtet. Der Lamido selbst erschien nur zum Gebet am Feiertage oder an hohen Festtagen vor seinem Volke, dem sonst durch die Würdenträger des Hofes, dessen Rangstufen wohlgeordnet waren, sein Wille kundgegeben wurde. Auf prächtig gezäumtem Pferde, bekleidet mit dem Turban, weißen Untergewändern, von denen die blaue Indigo-Toba sich glänzend abhob, mit schön gestickten, weiten Beinkleidern und hohen Stiefeln aus rotem Safianleder, erschien der Lamido inmitten einer glänzenden Umgebung, um sich unter dem Huldigungsgeschrei seiner Fußsoldaten, unter Schießen und Singen und geleitet von seinen Fulbe-Rittern zur Verrichtung des Gebets in die Moschee zu begeben. Das Fußvolk, die Dakari, bestand vielfach aus unfreien Männern; Neger- und Fula-Abkömmlinge standen in ihm nebeneinander. Die Soldaten trugen die kurze ärmellose Giubba, kurze Hosen und Sandalen; auf dem Kopf die Fulamütze, den Fez oder den Turban. Eine leichte Decke, in der die Messer steckten, gürtete die Hüften; Bogen, Köcher und Pfeile, oft auch ein dreizackiges Wurfmesser, vollendeten die Ausrüstung der Leichtbewaffneten. Die Speerkämpfer trugen neben der zum Stoß bestimmten Lanze meist mehrere Wurfspeere und den Schild. Die vornehmen und reichen Fulbe bildeten zu Pferde die Ritterschaft des Sultans. Zum Schutz gegen die Pfeilschüsse steckten Roß und Reiter in bunten Wattepanzern, welche die Farben des Lamido oder des Ritters zeigten. Mit Stoff übernähte



Haussahändler.



Wute-Sultan Watschari.



Am Njong-Strom

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

Holzhelme, von denen große Hörner, Tier- oder Vogelköpfe nicken, schützten das Haupt des Reiters. Vielfach trugen die Reisigen auch Eisenharnische auf Brust und Rücken, oder feine aus einzelnen Maschen zusammengesetzte eiserne Kriegshemden. Berittene Kesselpauker, Zinkenisten und Flötenbläser zu Fuß folgten dem Herrscher und verübten ein ohrenzerreißendes Konzert, wenn die Geschwader zur Attacke vorgingen. Seinen Fulbe gegenüber war der Lamido stets nur ein primus inter pares, aber über das große unterworfene Volk herrschte er mit despotischer Rücksichtslosigkeit, und seine Beamten nutzten ihre Macht mit noch größerer Härte aus.

Als der Sklavenhandel noch blühte, waren die prächtigen Gewänder aus Tripolis und Sokoto häufig auf den großen Märkten anzutreffen; da gab es Samt und Seide aus europäischen Häfen, schöne Glasperlen, gute Waffen, Gewehre und Pulver, Parfümerien, Rosenöl und duftende Essenzen, Gewürznelken, ja



Musikbande der Wuteneger.

Tee und ganze Zuckerhüte. Alles, was die vornehmen und reichen Mohammedaner sich nur wünschten, wurde von den Händlern herangeschafft, denn sie erhielten dagegen die für die innerafrikanischen Märkte und für den Weiterverkauf nach Tripolis und nach Kuka wertvollste Ware: Kräftige Arbeitssklaven und schöne Mädchen. Heute sind die Fulberesidenzen Bauernstädte geworden, und auf den früheren Sklavenmärkten werden nur noch billige Stoffe, Salz und Emaillewaren feilgehalten.

Von der Hochebene von Ngaundere geht es allmählich zum Benuë hinab; zwischen ihm und Banyo liegt das gewaltige Gendero-Gebirge. Von seiner höchsten Spitze blickt der Reisende auf eine unendliche Ebene, die kein Ende nimmt, so weit das Auge reicht. Ein feines silbernes Band, ein Flußlauf, durchzieht das Bild: Zu unseren Füßen liegt, vom lichten in das dunkelste Blau übergehend, blau bis zum Horizont Adamaua auf beiden Ufern des Benuë. Dem Vater Niger rauscht er zu, dem sagenumwobenen, gewaltigen Strome. In breitem Sandbett, das selten schmäler als fünfhundert Meter ist, wälzen sich die Fluten fort, an den Ufern erscheinen Fulbeburgen und Haussastädte, Heidendörfer und einzelne Fischerhütten im Schilf. Alles ist bebaut, überall herrscht Leben, überall Kultur; blühende Baumwollplantagen dehnen sich dicht am Wasser aus, und zwischen ihnen Zwiebelkulturen, Reis-, Mais-, Erdnuß-, Durrah- und

Massakunkornfelder. Dann taucht plötzlich wieder lichter Wald auf, akazienartige Bäume, Asonien und Sykomoren.

Wo der Wald grünt, fehlt es nicht an Antilopen aller Art, und auf dem Benuë streichen starke Züge verschiedenartiger Enten dahin. Majestätisch senkt sich der Pelikan auf die Flut, um mit seinem sackartigen Kehlnetz zu fischen, und Scharen von weißen Reihern stehen im Wasser und in ihren Horsten auf den hohen Uferbäumen. Gravitätisch marschieren in langen Reihen, Schritt für Schritt, Marabus mit ihren Philosophenköpfen, auf den Sandbänken liegen unbeweglich wie faulende Baumstämme die auf Beute lauernden Krokodile und in den tiefen Bassins des Flusses erscheinen die gewaltigen Schädel der Flußpferde über dem Wasser.

Durch den Mao-Kebi und den Tiburi-Sumpf steht der Benuë zur Hochwasserzeit mit dem Logone und durch ihn mit dem Schari und dem Tsadsee in direkter Verbindung. Gewaltig sind die Wassermengen, die sich vom August bis zum Oktober in dieser zentralafrikanischen Senke ansammeln. Über acht bis zehn Meter steigt der Benuë, so daß auch tiefgehende Dampfer von der Küste bis nach Garua hinauffahren können, vorsichtig allerdings und nur bei Tage, denn zahllose Strudel, Bänke und Untiefen gefährden die Schiffahrt. Langdauernd ist daher die Fahrt gegen den reißenden Fluß: zwei bis drei Wochen, je nach der Maschinenkraft der Dampfer und nach der Stärke des Stroms, von der Küste bis nach Garua. Flußabwärts geht es dann aber mit rasender Schnelligkeit; in wenigen Tagen erreichen die Dampfer von Garua aus das Meer.

Dank Hamburgischem Unternehmungsgeist laufen neben den englischen der Royal-Niger-Kompagnie jetzt auch deutsche Dampfer nach Adamaua hinauf und führen in der Hochwasserzeit die während des Jahres aufgespeicherten Produkte zu Tal: vor allem Erdnüsse, dann Elfenbein, Gummi, Kopal, Wachs und Häute. Aber die Baumwolle, für deren Massenerzeugung alle Bedingungen auf den innerafrikanischen Hochländern gegeben sind, wird vermutlich den Hauptausfuhrartikel bilden, wenn die deutsche Eisenbahn diese Gegenden erreicht hat. Heute ist die Ausfuhr infolge der Transportschwierigkeiten noch nicht lohnend, ebenso wie für eine Fülle weiterer Exportartikel: Jute, Sassaparilla, Strophantus, Lopha und andere Produkte, die sich neben dem Hauptreichtum des Landes, dem herrlichen Buckelvieh, zweifellos eine bedeutende Zukunft erringen werden.

In der breiten Tiburi-Senke wohnen kräftige tiefschwarze Heiden, die den Musgus am Logone verwandt sind und sich, von ihren Sümpfen geschützt, als ein Puffer zwischen den mohammedanischen Fulbe und den noch älteren Bornu-Muslim in ihrer ursprünglichen Natürlichkeit erhalten haben. Sie gehen fast nackt und bewohnen festgebaute Dörfer, deren Rundhütten mit spitzem Strohdach aus eisenharter Kieselerde erbaut sind. Die Felder werden sorgfältig bestellt. Jeder Mann reitet sein Pferdchen, ein zottiges Pony, das er ohne Zügel lenkt, und wie zu einem Geschöpf verwachsen wissen Roß und Reiter die Dornensteppe ihrer Heimat zu durchkreuzen.

Am oberen Logone sitzen in festen Städten mohammedanische Leute, die den Übergang zu den Kanuri- und Bagirmi-Stämmen am Schari bilden. Das Gebirgsland Adamauas steht mit den Mandarabergen in Verbindung. Sie werden von einem den Kanuri verwandtem mohammedanischen Bergvolk bewohnt, das seine Freiheit gegenüber dem Rabeh gewahrt hatte, diesem zentralafrikanischen Napoleon, dessen Spuren wir noch heute überall im Tsadseegebiet finden. Die Tsadseeländer gehörten mit ihrer Hauptstadt Kuka zu der uralten Bornu-Dynastie, deren geschriebene Geschichte bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht. Unsere Landsleute Barth und Flegel waren die ersten Europäer, die diese Gebiete erforscht und uns in

unvergleichlicher Weise ausführlich geschildert haben. Flegel drang auf seinem kühnen Marsch von Norden nach Süden im Jahre 1884 bis Banyo vor, dessen Lage er astronomisch bestimmte. Barth, der 1851 den Benuë entdeckte, starb, nachdem er glücklicherweise sein großes Werk „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika" beendet hatte, 1865 erst 44 Jahre alt in Berlin. Zwanzig Jahre später folgte ihm Robert Flegel, der Entdecker des Niger, in Brass am Niger — erst 30 Jahre alt.

Rabeh, der ehemalige Sklave Zuba-Paschas, kam auf seinem Eroberungszuge aus Oberägypten, das er verlassen hatte, weil er sich dem Mahdi nicht unterwerfen wollte, im Jahre 1893 an die Grenzen des Bornureiches und schlug die Kanuri mit seinen gutgeschulten Sudanesen bei N'Gala vollkommen. Dann nahm er das alte Kuka ein, machte es dem Erdboden gleich und gründete sich in Dikoa eine Residenz. Tausende von Menschen waren beim Bau der neuen Hauptstadt tätig, und noch zeugen gewaltige Bauwerke von der Energie des Mannes, der inmitten eines unendlichen Überschwemmungsgebiets aus einem Nichts eine innerafrikanische Großstadt schuf. Scharf abgeschlossen nach allen Seiten hat der Rabeh hier sieben Jahre residiert; dann geriet er mit den Franzosen, die vom Kongo kommend den Schari aufwärts vordrangen, in Streit und am 22. April 1900 schlug auch dem Rabehreich das letzte Stündlein. Drei französische Expeditionen, von Algier durch die Sahara, vom Senegal und vom Kongo aus zu gleicher Zeit vorgehend, reichten sich bei Kussen die Hand zum Entscheidungskampf, in dem der Rabeh und der französische Oberführer Lamy fielen. Nun trat die alte Bornu-Dynastie der Schefu, deren Häupter sich in den Haussaländern versteckt gehalten hatten, wieder in ihre Rechte, und heute gehört ein kleiner Teil Bornus mit Dikoa zu Deutschland, während das alte Kuka und der größte Teil des Landes dem englischen Nigeria zugefallen ist. Merkwürdigerweise hat der Bornuherrscher mit seinen Leuten vielfach Rabeh-Art angenommen, und in Dikoa wirbeln noch heute am Aldjuma, am Freitag, wie einst zu des Kriegsgewaltigen Zeiten, die Trommeln und flattern die Fahnen.

Dumpf hallen die Pauken, wenn der Sultan aus dem Tore des Palastes reitet, um mit den Truppen zu beten. Nach dem Selamlik steigt der Herrscher wieder zu Pferde und nimmt mit seinem Gefolge unter dem historischen Baum Aufstellung, in dessen Schatten sich der Rabeh seinem Heere zu zeigen pflegte. Der jetzige Lamido, Schefu-Sanda, ist reich in Samt, Seide und Atlas gekleidet. Sein Sattel ist mit rotem goldbetreßten Tuch überzogen; die schweren Quasten der mit Koransprüchen in grüner Seide bestickten weißen Schabracke schleifen am Boden. Der Hals des mächtigen Hengstes ist beladen mit Gehängen, Schellen und grünen Lederstreifen, ein Wedel von Straußenfedern schmückt die Stirn, und hell klirren die Maria-Theresien-Taler, die an den Backenstücken befestigt sind. Der Sultan trägt den Turban, ein Türkenschwert an reichem Bandolier hängt ihm zur Seite, kostbare Reiterpistolen stecken in dem roten Seidenschal, der ihm als Gürtel dient. Rund um ihn halten, gleichfalls beritten, die Großen seiner Leibwache, helle Araber auf gut gepflegten Pferden. Gliederweise, unter Trommelschlag, in langsamem Schritt, defilieren die Kanurisoldaten, sehnige schwarze Gestalten mit einem Querschnitt auf der Backe, das Gewehr auf der Schulter.

Auffallend ist die Menge der Frauen in den Straßen der Stadt. Sie erfreuen sich in Bornu einer für mohammedanische Verhältnisse großen Freiheit. Unverhüllt zeigen sich auch vornehme Kanurifrauen, die ohne sonderliche Furcht vor ihren Herren und Gebietern mit jedem Blicke tauschen, der ihr Gefallen erregt. Diese Freiheit ist besonders bemerkenswert, denn wenn auch die Sklavin und die Frau des arbeitenden Mannes überall im West-Sudan öffentlich erscheint, würde ein angesehener Fula seinen ihm angetrauten

Frauen, deren er gewöhnlich zwei besitzt, nie gestatten, sich öffentlich zu bewegen. Auch der Haussa folgt ihm hierin, und die Frauen sind in der Regel auch viel zu stolz, um sich den Blicken des gemeinen Mannes auszusetzen.

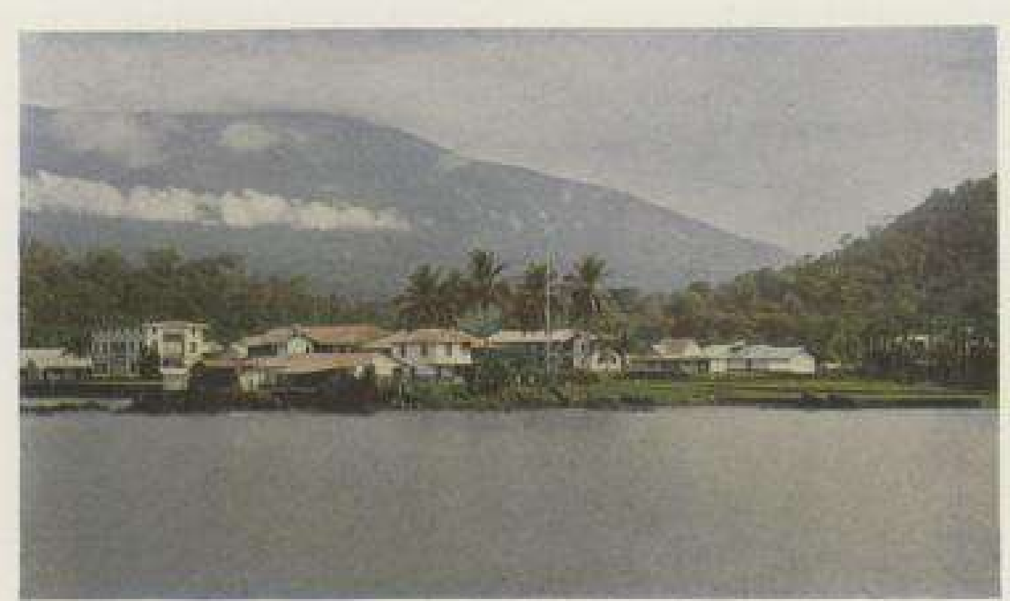
Die Hautfärbung der Fulafrauen wechselt vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Schwarz. Sie sind vielfach überschlank und zeichnen sich durch aufrechten Gang und feine Gliedmaßen aus, Eigenschaften, die der Gesamterscheinung stets einen mädchenhaften Charakter geben. Anders die Frauen der Haussa: In ihrem grobknochigen Körperbau herrscht der Negertypus vor, und dazu werden sie durch eine Koralle entstellt, die in dem durchbohrten Nasenflügel steckt, durch die roten Zähne und das fortwährende Kauen von Kola und Tabak. Während die Fulafrau als Herrin im Hause auf strenge Zucht unter den Dienerinnen hält und den Dienst der Sklavinnen beaufsichtigt, ist das Haussaweib eine ausgesprochene Geschäftsfrau, und schon deshalb ist ihre Stellung weniger abgeschlossen. Ganz anders wiederum erscheint die Kanurifrau in



Blick auf Viktoria.

Dikoa: Gut gewachsen, aber mit unschönem, durch Nelken oder Korallen in den Nasenflügeln und durch Schnitte entstelltem, unverhülltem Gesicht, geht sie stets auf Abenteuer aus. —

Zwischen Dikoa und dem Tsadsee dehnen sich weite Ebenen aus, auf deren grauem Boden in der Zeit der Sandwinde eine schwere, stauberfüllte Luft lagert. Der Horizont erscheint bald greifbar nahe, bald verliert er sich in endlosen Weiten. Wenn der Wind weht, ziehen mächtige Wolkenschwaden heran, die auf der Erde zu ruhen scheinen. Sie bringen nicht Kühlung und erquickendes Naß, sondern unerträgliche Schwüle und feinen weißen Wüstenstaub, der Menschen und Tieren das Atmen erschwert. Diese Massen feinsten Sandstaubs werden durch den scharfen Wechsel der Temperatur in der Sahara in Wirbeln hoch in die Lüfte erhoben und von den Winden über das weite Land nach Süden geführt. Das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Regenzeit, wehen diese nordsüdlichen Staubwinde, so daß stellenweise, sogar inmitten des weiten Überschwemmungsgebiets des Tsadsees, Sanddünenbildungen entstehen, die das Land unfruchtbar machen. Wo aber die Dünen fehlen, ist der Boden infolge der regelmäßigen großen Überschwemmungen unendlich ertragreich, und hier werden, wenn in einigen Jahren der jetzt begonnene Bahnbau von Duala über die Manengubaberge hinaus diese weiten Ebenen erreicht hat, die Blicke der Reisenden über Edeltabak- und Baumwollfelder hingleiten wie in Unterägypten.



Partie von Viktoria mit dem Großen Kamerunberge im Hintergrund.

Tiefe Gräben voll schwarzen Wassers ziehen sich durch das Land, auf dessen Straßen lange Züge von Lastochsen dahinschreiten, meist mit dem natronhaltigen Natursteinsalz beladen, das sich hier überall findet. Kaufleute auf Pferden oder Eseln kommen mit ihren auf Kamelen verladenen Lasten von Kuka oder Dikoa, und nackte Heiden vom Tsad tragen weithin riechende Lasten getrockneter Fische auf dem Kopfe zum Markt in die nächste Stadt.

Je mehr wir uns dem Tsad nähern, desto seltener werden die Dörfer, die Straßen und Wege hören auf, und immer mehr häufen sich Seen, Tümpel und Lachen ohne alle Ufererhebung. An ihren Rändern tummeln sich schwere Enten und Gänse im Schlamm, Fische springen auf und beweisen, daß all' diese Wasser in der Regenzeit mit dem Tsadsee und dem Schari in Verbindung stehen. Sumpf- und Wiesenflächen wechseln ab, in denen Flamingo und Reiher einherstelzen. Hin und wieder erhebt auch schon eine ekle Echse ihr Haupt, und zahlreich zeigen sich die tiefen Eindrücke der Dreifingerfährte des Flußpferdes. Niedriger, buschartiger Wald breitet sich aus, in dem Tauben girren und Seeadler auf dürren Ästen regungslos Ausschau



Feldbahn in der Viktoria-Pflanzung.

halten. Hier gleitet auf breiten Schuhen die Sumpfantilope durch den Busch und dort, wo festerer Boden ist, kreuzen sich der Riesenwechsel des Elefanten, die schnurgerade Bahn des zweihörnigen Nashorns, die Fährten des Wasserbocks, der Giraffe und des Warzenschweins. Sie alle kommen, wenn es dunkelt, zur Tränke an das weite Süßwasserbecken, das der sanddurchglühten Sahara ein Ziel setzt, und über das nachts donnernd das Gebrüll des Löwen hallt.

Hinter dem Grün des Waldes und Sumpfes, zuerst schilfbewachsen und sich kaum von diesem abhebend, liegt die Wasserfläche des Tsadsees, stundenweit ganz flach, bleiern grau, wo sich offenes Wasser zeigt, und nur dunkler, wenn eine Windwolke darüber hinhuscht. Zahlreiche Inseln haben sich in diesem gigantischen Wasserbecken gebildet, das mit seinem Areal von etwa zwanzigtausend Quadratkilometern zu den größten Binnengewässern der Welt gehört, aber fast überall so flach ist, daß es mehr einem Riesensumpf ähnelt. An seinen Ufern treffen die Gebiete Deutschlands, Frankreichs und Englands aufeinander. Flaches, steppenartiges Land bildet die Westufer des Tsadsees von Bornu bis zu den Mandarabergen hinunter, die den vom Tsad zur Küste des Atlantischen Ozeans strebenden Reisenden aus der Ferne dunkel entgegenwinken. Kühle Bergluft umfängt den von der Bornuhitze ausgedörrten Wanderer auf den waldigen Höhen, die prächtige Baumwollpflanzungen der den Kanuri verwandten Eingeborenen bergen. Grüne, von weidendem Vieh begangene saftige Triften bilden einen scharfen Gegensatz zu dem ewigen Grau der Ebene. Hier berühren sich die Fulbe mit den Mandaraleuten. Von den Grenzen Nigerias sitzen diese in ihrem blauen Gebirgsland bis hinunter zu den südlicher wohnenden Tikarstämmen, die jetzt unter dem Schutz und Gebot der beiden großen deutschen Militärstationen Banyo und Bamenda stehen.

Übermannshohes Gras, das auch die Bergkuppen bedeckt, die überall der westlich von Bali beginnenden Hochebene aufgesetzt sind, und Galeriewälder an den Flüssen und in den Tiefenlinien des Geländes geben den Landschaften Mittelkameruns ihr eigenartiges Gepräge.

Die Einwohner, gut gewachsene, kräftige Menschen von oft stattlicher Höhe, die in großen Volks- und Stadtgemeinschaften beieinander wohnen, sind mehr oder weniger der weitverbreiteten Tikarfamilie verwandt. Die mohammedanische Kultur hat auch hier, lange ehe die Europäer in das Land kamen, befruchtend gewirkt. Überall ist eine Hausindustrie vorhanden, und die Fertigkeit der Eingeborenen in Schmiedearbeiten, in der Anfertigung von großen und kleinen, oft sehr hübsch mit Ornamenten verzierten Tongefäßen und in der Kunst des Holzschnitzens ist groß. Die Hochebene und die Gebirgsländer weisen einen großen Reichtum an Palmen auf, deren Saft zu berauschendem Palmwein vergoren wird.

Berühmt als Palmweinzecher war der alte König Garega von Bali, der Freund und Blutsbruder Dr. Zintgraffs, der als erster Europäer diese Länder betrat und dessen Forschungsreisen wir die erste Kunde von diesen schönen, reich bevölkerten und fruchtbaren Gegenden verdanken. Die Anstrengungen und Entbehrungen haben auch ihn 1897 in der Blüte seiner Jahre dahingerafft, und die von ihm begonnene Erforschung des nordwestlichen Kamerun wurde erst fast zehn Jahre später durch die Reisen von Pavel, von Puttkamer, Glauning, Ramsay und Anderer von neuem aufgenommen. Dem letztgenannten ist es im Verein mit dem Oberleutnant Sandrock 1901 geglückt, die letzte und vielleicht interessanteste Entdeckung in Kamerun zu machen, nämlich die Feststellung der größten und bedeutendsten Stadt südlich des Benuë, Fumban, der Hauptstadt des jetzt so berühmt gewordenen Bamumreiches und seines klugen Sultans Njoja. Dieser Negerhäuptling erhebt sich durch seine Begabung und Einsicht weit über seine Volksgenossen, und hat, gleich

Garega und dessen jetzt herrschendem Sohn Fonjong, von vornherein die Absicht gehabt, in Frieden und Eintracht mit den Deutschen zu leben, deren Überlegenheit er sofort erkannte. Durch die Übersendung von prachtvollen Elfenbeinzähnen und von ethnologisch sehr wertvollen Gegenständen, die im Museum für Völkerkunde in Berlin Aufstellung gefunden haben, hat er wiederholt seinen guten Willen zum Ausdruck gebracht. Ein Zeichen für seine große Intelligenz ist, daß er sich für den Schriftverkehr mit den Missionaren, die bald ebenso wie alle Kaufleute die Wichtigkeit von Bamum erkannt und sich dort niedergelassen hatten, ein eigenes Alphabet zusammenstellte, dessen Zeichen vielfach an arabische und altägyptische erinnern.

Das Reich Bamum liegt zwischen den beiden großen, dem Sanaga von Norden her zuströmenden Flüssen Nüng und Mbam, deren Quellen und Nebenflüsse von dem Ost- und Südabhang des Bamenda-Bansso-Plateaus herabstürzen. Die Häuser in Bamum zeigen eine Form, die sich, an ägyptische und ostasiatische Bauten erinnernd, in keinem anderen Teile Afrikas wiederfindet, und auch der Anbau des Landes ist ein so starker und geregelter wie sonst kaum irgendwo in der Kolonie. Die Stadt Fumban hat eine bedeutende Ausdehnung; mit Mauer und Graben umgeben konnte sie als für Neger uneinnehmbar gelten.

Die von Duala ausgehende Bahn soll später von den Manengubabergen weiter ostwärts durch das gesunde Hochland Dschang nach Bamum weitergeführt werden. Hier liegen Landstrecken, in denen sich vielleicht einmal Europäer ansiedeln und Landwirtschaft und Viehzucht treiben können, und dies sind auch die Gebiete, die in erster Linie für Baumwoll- und Tabakplantagen geeignet erscheinen.

Westwärts marschierend steigt man von diesen Hochländern etwa achthundert bis tausend Meter steil herab in die Ebene und wieder in die Urwaldzone. Nördlich von Bali liegt, der deutsch-englischen Grenze folgend, eine zum Teil großartige Gebirgslandschaft, fruchtbar und reich bewässert, aber von wilden, kriegerischen Völkerstämmen bewohnt, deren vollständige Unterwerfung noch immer nicht gelungen ist. Die Unruhen in diesen Gegenden haben die Arbeiten der deutsch-englischen Grenzexpedition wiederholt unliebsam gestört, und in den Kämpfen gegen die schwer zugänglichen Bergdörfer ist einer unserer bewährtesten Offiziere, der Hauptmann Glauning, gefallen, dessen Name für immer mit der Geschichte und Erforschung Kameruns verknüpft bleibt.

Der Rio del Rey bildet auf eine kurze Strecke die Westgrenze Kameruns. Wichtiger als er aber ist für die Erschließung des deutschen Gebietes der auf englischem Boden bei Old Calabar in den Atlantischen Ozean mündende Croßfluß, der mit dem Rio del Rey zusammen ein weitverzweigtes Ästuarium bildet. Er erhält von Norden zahlreiche Zuflüsse von dem aus dem Waldlande steil aufsteigenden Randgebirge und von Süden her aus dem bergigen Waldbezirk Ossidinge. Deutsche Dampfer und Fahrzeuge der Gesellschaft Nordwestkamerun tragen von Old Calabar aus Waren flußaufwärts nach dem Hauptdepot der Gesellschaft Nssanakang, zwei Kilometer oberhalb der Croßschnellen, dem Anfangspunkt der langen, nach Nordosten bis Yola reichenden deutsch-englischen Grenze. An den Croßschnellen wird der oberhalb derselben zweihundert bis dreihundert Meter breite Fluß auf eine Breite von höchstens vierzig bis fünfzig Metern eingeengt, und mit gewaltiger Kraft stürzen die Wassermassen durch diesen Engpaß. Es gehören besonders starke Maschinen dazu, um die beladenen Fahrzeuge durch den reißenden Strudel hindurchzuziehen. Von Nssanakang aus werden die Waren durch Barkassen und Kanoes noch weiter flußaufwärts gebracht, an der Regierungsstation Ossidinge vorbei bis nahe an die alte Balistraße heran. Der Bezirk Ossidinge ist



Kakaopflanzung bei Viktoria.

ein geologisch hochinteressanter Teil der Kolonie. Hier finden sich mehrere Salzquellen, die von den Eingeborenen in primitiver Weise ausgebeutet werden; das sehr gute Salz bildete früher einen Haupthandelsartikel bis weit nach Norden herauf. Alle möglichen Mineralien sind im Bezirk festgestellt worden, und in jüngster Zeit wurde die Versteinerung eines ganzen Waldkomplexes wissenschaftlich nachgewiesen.

Südlich und östlich des Ossidingebezirks schließen sich die Landschaften Keaka, Mbang und das stark bevölkerte Banyang an, noch weiter östlich das erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen zur Ruhe und Unterwerfung gebrachte Land Fontem.

Das ganze Gebiet ist vulkanisch. Häufige Erderuptionen haben hier stattgefunden und wunderbare Schöpfungen hervorgebracht — vor allem die Bucht von Viktoria, die vom Meere aus eins der großartigsten Panoramen der Welt bietet.

Die kleine Stadt liegt inmitten des tiefgrünen Waldhintergrundes und der gigantisch aufragenden Berge wie ein strahlendes Juwel da, das auf dunklen Samt gebettet wurde, um eine um so prächtigere Wirkung hervorzubringen. Im Halbkreis umgibt das Gebirge die Bucht, die nach dem Meere zu durch zwei große und mehrere kleine, felsige, dichtbewaldete Inseln geschützt wird. An ihnen bricht sich das trotzige Ungestüm des Atlantik, und majestätisch rollend, aber nicht mehr wild tosend in ungebrochener Kraft wälzen sich die Wogen in die Viktoriabucht, die gleich der nördlich gelegenen Bucht „Kriegsschiffhafen" sichere Ankerplätze bietet.



Landschaft am Kamm des Großen Kamerunberges.

Dunkel drohend erhebt sich hinter Viktoria der Götterberg. Fest und trotzig den gewaltigen Leib bis zu viertausendfünfzig Meter Höhe aufreckend, scheint er mit erhobenem Haupte seinen Bruder, den fernen Pic von Fernando-Po zu grüßen, der dem Ozean noch unvermittelter und jäher entgegentritt. Der gewaltigere

Blick von der Station Lolodorf

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



von den beiden zum Himmel strebenden Riesen ist aber doch der Pic von Kamerun. Daß der gewaltige Vulkan, den man bereits für erloschen hielt, noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist, hat der im Jahre 1909 erfolgte unerwartete Ausbruch den erschreckten Bergbewohnern nachdrücklich gezeigt, und es muß als ein großes Glück angesehen werden, daß bei dem heftigen Ausbruch nicht Ortschaften zugrunde gingen, und daß insbesondere der Gouvernementssitz Buëa mit dem Schrecken davonkam.

Eine grandiose Hochgebirgsschöpfung, die im bunten Wechsel ihrer Bilder mit Recht zu den schönsten Landschaften der Erde gezählt wird, breitet sich im Kamerungebirge vor uns aus: Am Strande von Viktoria rauschen die Wogen, der Limbefluß rieselt mit seinen klaren Gebirgswassern über rundgeschliffenes Kieselgestein dem Meere zu, und die feinen Wedel stolzer Kokospalmen schwanken unter den Atemzügen der Brise. Wenn aber dort zahllose bunte Vögel singen, schlagen und trillern, wenn das fast noch buntere Heer der großen Insekten seine wunderlichen, zirpenden, pfeifenden und knarrenden Laute ertönen läßt und große Schmetterlinge sich auf den herrlich gefärbten, übergroßen Blüten seltener Pflanzen in dem berühmten botanischen Garten Viktorias schaukeln, so herrscht heilige, fast beängstigende Stille inmitten der Kakao- und Gummiwälder, die wie ein schweres, tiefgrünes Gewand mit lichterem Saume den Hang des Götterberges bedecken.

Im Schatten der Kakaobäume wandelnd könnte man fast glauben, in die deutsche Heimat versetzt zu sein — dann aber hebt sich wiederum aus dem lichten Grün fremdartig eine dunkle Kulisse: Eng aneinander gedrängt mit herabhängenden kleinen dunklen Blättern stehen hier Kixiabäume, deren Häupter kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermag. —

Der laute Pfiff einer Lokomotive unterbricht die Stille des Märchenwaldes. Eine schmalspurige Pflanzungsbahn läuft durch die blühenden Kulturen den Kamerunberg hinauf bis zu dem achthundert Meter hoch gelegenen Soppo, wo schmucke Schweizerhäuschen das Kommando der Kaiserlichen Schutztruppe beherbergen. Auch hier bietet der Berg ein neues Bild: Balsamische Düfte, summende Bienen, flatternde Schmetterlinge und ein Meer von weißen Blüten im dunklen Laub der Kaffeebäume. Dann wieder in langen Reihen kaktusartige, dickblättrige, oft übermannshohe Agaven, und zwischen ihnen zahlreiche hochstämmige Ölpalmen, die von der sonst rücksichtslos die Urwaldbestände vernichtenden Axt verschont blieben. Ein lebhafter Verkehr von den Hängen des Kamerunberges hinab zur Küstenebene entwickelt sich in der Erntezeit des Kakao. Dann werden die gelben, dicht am Stamme reifenden Früchte gepflückt, die fleischige Hülle wird entfernt, und hochbeladen führen Loris und Wagen die edlen Kerne zu den Plantagenniederlassungen, die im Viktoriabezirk an der ganzen Meeresküste verteilt liegen.

Viktoria ist tropisch-heiß und hat, im Halbkreis von hohen Bergen eingeschlossen, nur wenig Landbrise; um so kräftiger aber weht, namentlich gegen Abend, der Seewind, und wunderbar erfrischend ist es dann, nach des Tages Hitze vor dem hochgelegenen Haus des Bezirksamtmanns zu sitzen und auf das weite Meer und den herrlichen Hafen mit seinem Inselkranz hinabzublicken. Während der Zeit der Tornados zucken in dunklem, schweren Gewölk über der Sonne unaufhörlich Blitze und lassen auf Augenblicke den Schattenriß des Fernando-Po-Berges aus dem Dunkel sich abheben. Wie Glühwürmchen zittern feurige Punkte, die Fackeln fischender Inselbewohner, über der schwarzen, hohl rauschenden Meerflut.

Schauerlicher aber wirkt ein tropisches Gewitter, das mit zuckenden Blitzen, krachenden Donnerschlägen und heulendem Sturm hoch oben in Buëa einsetzt. Himmel und Erde scheinen zu beben, und

nachtdunkel wird es mitten am Tage, wenn wie schwarze Riesenvögel schwergeballte Wolken vom Götterberg herabfliegen. In tiefer Finsternis verschwinden die grünen Triften und der nahe Wald; ächzend biegen sich die Bäume, und die aus Hausteinen und Mörtel festgefügten Häuser erzittern in ihren Grundfesten. Fahle Blitze scheinen in sausendem Zickzack die ganze Atmosphäre zu erfüllen, und rollender Donner macht die Luft erbeben. Wie eine Erlösung wirkt es dann, wenn die Schleusen des Himmels sich öffnen und Wasserströme herniederfallen, als wollten sie Luft und Erde in ein einziges nasses Element verwandeln.

Nie zeigt sich uns Buëa, der Sitz der Regierung hoch oben im Kamerungebirge, schöner, als wenn der Tornado die Tropenluft gereinigt hat. Vor dem weißen Schlosse des Gouverneurs liegt in Terrassen angelegt ein wohlgepflegter Garten. Efeu umrankt das Gestein, in dichten Gebüschen duftet der Flieder, Rosen und Veilchen blühen in verschwenderischer Pracht, aus dem Gewirr tropischer Kräuter lugt die rote Walderdbeere und hinter dem Apfelsinenhain brüsten sich flammende Orchideen. Bergauf gleitet der Blick über das nahe Kirchlein und die am Berghang gelegene Sennerei zu den grünen Triften, auf denen deutsche Kühe weiden — jenseits des Waldrandes aber liegt kahl mit tausend schroffen Schründen der Berg, dessen Haupt meist eine graue Wolkenhaube verhüllt. Von dem Schloßgarten eröffnet sich dem Beschauer eine weite Fernsicht: Vorn, regellos im Grün verstreut, die weißen Gebäude des Ortes und etwas weiter die Häuser von Soppo; dann grün und wieder grün in allen Farbentönungen: Maisfelder und Urwald, Kakaofarmen und Agavenpflanzungen, die dunklen Gummiwälder und endlich unten in weiter Ferne die silberglänzenden Streifen der Förde zwischen dem tiefen Schwarz der riesigen Mangrovenwälder im Mündungsdelta des Kamerunstroms. Wie ein Spielzeug wird bei klarem Wetter Duala mit seinen weißen Gebäuden und den auf dem Strom verankerten Dampfern sichtbar. —

So dehnt sich in bunten, wechselvollen Bildern vom Ozean bis zum Tsadsee Kamerun vor uns aus, das mit den heidnischen Eingeborenenländern an der Küste und den großen mohammedanischen Reichen im Inneren, mit seinen riesigen Urwaldgebieten und weiten Steppen zwei grundverschiedene afrikanische Welten in sich birgt. Gemeinsam ist ihnen der Tropencharakter, und daher können für die Ansiedlung von Europäern auch nur die Hochländer in Frage kommen. Die Tatsache aber, daß der kürzeste Weg nach Zentralafrika und zum Tsadsee am Busen von Guinea beginnt, weist im Verein mit dem Umstand, daß die Flüsse Kameruns nur auf kurze Strecken schiffbar sind, gebieterisch auf die Notwendigkeit der Erschließung durch Eisenbahnen hin.

Kamerun ist bereits durch seine natürlichen Schätze an Elfenbein, Gummi, Ölfrüchten und edlen Hölzern im Waldgebiet, an Groß- und Kleinvieh in den Steppen ein reiches Land, aber diese Reichtümer werden erst voll zur Geltung kommen, wenn durch Eisenbahnen eine allgemeine Erschließung ermöglicht wird. Und neben diesen natürlichen Schätzen werden dann auch die Massenerzeugnisse einer großzügigen Bewirtschaftung auf dem Weltmarkt erscheinen: Baumwolle und Mais, Edeltabak, Reis und zahlreiche andere. Herrliche fruchtbare Länder harren hier der deutschen Arbeit!

DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA





Landschaft bei Aub, am Wege Windhuk-Rehoboth, in der Trockenzeit.

Deutsch-Südwestafrika.

Geschichte — Völker- und Landeskunde — Das Groß-Namaland und das mittlere Schutzgebiet.

Von *Kurd Schwabe.*

Ein dichter Gürtel wild-einsamer Sand- und Steinwüsten zieht sich in mächtiger Breite längs der Küsten unseres Schutzgebiets zwischen dem Kunene- und Oranjefluß hin. Unwirtlich, menschenleer und zu ihrem größten Teil noch unerforscht bieten diese Landstriche, in denen gewaltige Dünenmassen mit starrer Steinwildnis abwechseln, das Bild namenloser Öde und Verlassenheit. Kein rauschender Strom, kein sprudelnder Bach durcheilt die weiten Gefilde, und nur dann zeigt der ernste Zusammenklang der Naturgewalten ein freundlicheres Bild, wenn schimmernde Sonnenstrahlen die Wüste in ein Meer von Licht tauchen. Blendend und strahlend von leuchtendem Gelb liegt sie dann in trügerischem Reiz vor dem Beschauer. In silbernem Glanz blitzen die weißen Bänder und niedrigen Kuppen der langgezogenen Quarzriffe auf, und aus blauer Ferne winken schroffe Bergzüge herüber, deren Abstürze weit hinauf mit fließendem Sande beweht sind.

Dort aber, wo Land und Meer sich treffen, umspannt allüberall ein breites, glitzerndes Band den Küstensaum: die Brandung! Woge auf Woge rollt aus dem fernen Westen heran, und donnernd überstürzt und bricht sich die gewaltige Dünung des südatlantischen Ozeans an dem flachen Strande. Hochaufschäumend im nimmerruhenden Kampf umschießen die Wasser die dem Küstenland vorgelagerten schwarzen Klippen und Riffe, und weit auf den feuchten Sand hinaufrollend und wieder zurückflutend lassen sie Wolken perlenden Dampfes aufsprühen, in denen die Sonnenstrahlen in tausend Farben spielen.

Anders aber, wenn, wie so oft, eine dichte Nebelwand gleich einem ehernen Schilde auf dem Lande ruht, wenn der Seewind die brauenden Massen bald zerreißend, bald wieder zusammenballend, pfeifend

über die Flächen fährt und wirbelnde Sandwolken vor sich herjagt. Dann kleidet sich die Wüste in ein düsteres, fahles Gelb und grauer Dunst verschleiert die Ferne. Hohl und grollend gehen die vom Sturm gepeitschten schwarzen Wogen, und dazu singt das Meer sein ewiges, rauschendes und tosendes Lied, in dem das Gebrüll der zusammenstürzenden Brecher den Rhythmus angibt . . . .

Und doch schulden wir Deutschen dieser wilden Brandung und dem öden Sandstrande Dank, denn sie allein haben unser heutiges Schutzgebiet Jahrhunderte hindurch vor der Begehrlichkeit der Nationen geschützt, die seefahrend diese Gestade berührten.

Über vierhundert Jahre liegt heute die Entdeckung der südafrikanischen Küsten zurück. Sie fiel in jene bewegten Zeiten, in denen — um 1490 — der Weg über die Meere nach dem fernen Indien das heißersehnte Ziel der führenden Kulturnationen Europas bildete.

Spanien, Portugal und das seegewaltige England standen damals im Wettbewerbe um den Ruhm der Beherrschung der Ozeane, und ein Heer von Abenteurern und Entdeckern, von kühnen Seehelden und tatendurstigen Kriegern ist seit jenen Tagen hinausgezogen nach Süden, in die unbekannte Ferne. Winkten doch aus dem verworrenen Bilde der märchenhaften, fremden Welt Abenteuer und frohe Kriegstaten, Ehre und Reichtum, und den verwegenen Eroberern folgten bald die Sendboten der christlichen Kirche, folgte der rastlose, weitblickende Kaufmann, begierig, die köstlichen Schätze jener fernen Breiten in seinen heimischen Lagerhäusern aufzustapeln, folgte endlich in glühendem Forschereifer der Mann der Wissenschaft.

In diesem goldenen Zeitalter der entdeckenden Seefahrt landeten als die ersten Europäer die Portugiesen Bartolomeo Diaz und Diogo Cão, die im Jahre 1486 das „Vorgebirge der Stürme", das spätere Kap der guten Hoffnung umsegelten, an den westlichen Küsten Südafrikas. Sie müssen als die Entdecker unseres heutigen Schutzgebiets gelten. Auf meerumflutetem Vorgebirge errichtete Diogo Cão zum Ruhme seines Königs ein Marmordenkmal, nach dessen Form diese Stelle noch heute den Namen „Kreuz Kap" führt. Der verwitterte Denkstein, der im Jahre 1893 auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers auf seinem ursprünglichen Standort durch einen neuen ersetzt wurde, ziert heute das Museum für Meereskunde in Berlin und zeigt unter dem Wappen Portugals die stolze Inschrift: „Im Jahre 6685 nach Erschaffung der Welt und 1485 nach Christo ließ der erhabene und glorreiche König D. João II. von Portugal dieses Land entdecken und diese Säule errichten durch seinen Ritter Diogo Cão." — Aber die unwirtlichen Strandwüsten hatten weder diese noch die späteren Umsegler des Kaps der guten Hoffnung zu weiterem Eindringen zu reizen vermocht. Die Portugiesen legten an den zugänglicheren Küsten nördlich des Kunenestroms, in Angola, und im fernen Ostafrika ihre ersten Niederlassungen an. Das Kapland ließen sie unbeachtet, und hier faßten zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts die Holländer festen Fuß, die im Jahre 1652 in der Tafelbai die Kapstadt gründeten. Sie fanden die Küsten und das Innere des Landes von gelbbraunen Völkern, Hottentotten und Buschmännern, besetzt, deren Gebiet sich nach Osten bis zum großen Fischfluß und nach Norden bis tief in das Land hinein erstreckte. Eine Expedition zu Schiff, die 1670 längs der Küste vordringend Angra Pequena erreichte, stellte damals bereits auch in diesen nördlicheren Gegenden Hottentottenstämme, die Naman, fest. Weitere Unternehmungen trafen hinter den Hottentotten im Osten und Nordosten des Kaplandes Negerstämme, „echte Kaffern", an. So sehen wir den Besitz Südafrikas zwischen gelbbraunen und schwarzbraunen Völkern, zwischen den Koi-Koin oder Hottentotten und den Bantunegern geteilt.

Jahrhunderte verflossen; Schiffe aus aller Herren Länder, stolze Kriegsgeschwader und Handelsflotten gefüllt mit den Gütern des Abendlandes, segelten und dampften um die Südspitze Afrikas, aber achtlos ließen sie die Gestade Südwestafrikas zur Seite liegen. Und als bereits ein reicher Kranz blühender Städte die Küsten des Atlantischen und Indischen Ozeans zierte, als neben Kapstadt Port Elisabeth, East London und Durban entstanden und zu verkehrsreichen Stapelplätzen des Handels geworden waren, lag unser Schutzgebiet noch vergessen und einsam in tiefer Weltabgeschiedenheit da.

Es war das Unzugängliche, Oasenhafte dieser weiten Gebiete, das ihnen die jungfräuliche Unberührtheit bis in die jüngste Zeit bewahrte. Wer aber konnte auch hinter der anscheinend in das Unabsehbare sich ausbreitenden Wüstenwildnis nahrhafte Weideflächen, herrliche Hochländer und weite Steppen ahnen, auf denen in der Zeit der großen Regen tausende und abertausende von Blüten duften?! Wer konnte hindurchschauen durch diese Meere von Dünen, Sand und Felsgestein und wer konnte vermuten, daß hinter ihnen — an manchen Orten nicht allzufern der Küste — nomadische Völker mit ihren Viehherden lebten und ein Wildreichtum fast ohnegleichen das Land reich und begehrenswert machte?

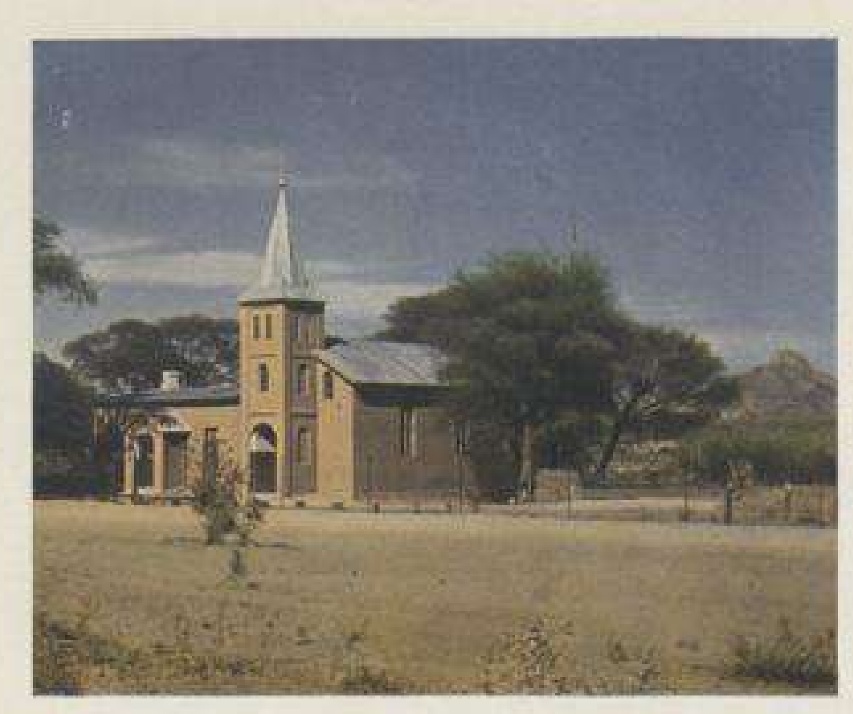
Und ebenso wie im Westen der Wüstengürtel wie ein dichter Vorhang die Spuren menschlichen Lebens dem spähenden Blick der Seefahrer entzog, so ist das fruchtbare Innere des Landes auch nach Osten, gegen das heutige Britisch-Betschuanaland hin durch schwer zu überwindende, gleichfalls öde und menschenleere Landstriche abgeschlossen. Ein Binnenland-Dünengürtel, die wasserarmen Kalahari- und Omaheke-Landschaften und endlich die Sumpfgebiete am Okavango-Sambesi bilden hier die natürliche Wehr des Landes.

So war der Zugang sowohl vom Meere wie auch vom Binnenlande her beschwerlich und nicht leicht zu finden: Hoch im Norden, an den flachen Ufern des Kunene, und tief im Süden, dort, wo der Oranje brausend die gelben Fluten in felsumstarrtem Bette dem Meere zuwälzt, liegen die natürlichen Einfallstore in unser Schutzgebiet.

Den übergroßen Schwierigkeiten der Erforschung gemäß blieben auch die Nachrichten, die aus dem abgeschlossenen Lande hinaus in die Welt drangen, Jahrhunderte hindurch unsicher, spärlich und lückenhaft. Tiefes Dunkel umhüllt die ältere Geschichte der Völker Südafrikas. Aber während sich dieses Dunkel an den südlichen und östlichen Küsten nach der Entdeckung durch die Europäer bald erhellte, blieb die Berührung Südwestafrikas durch die Portugiesen und spätere Seefahrer ohne jeden Einfluß auf die Erforschung des Landes, und seine spätere Erschließung sollte nicht von den Küsten her, sondern auf dem Landwege von Süden und Osten erfolgen. Die Ereignisse in Südafrika aber nach der endgültigen Besitzergreifung durch die Europäer haben uns den Einblick in die Geschichte und Kultur der ältesten Bewohner unseres Schutzgebiets noch beträchtlich erschwert.

Als nämlich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Holländer von der Spitze Südafrikas aus unaufhaltsam in das Innere vordrangen, trieben sie die Eingeborenen des Kaplandes, Hottentottenstämme und Buschmänner, vor sich her. Was von diesen nicht vernichtet wurde oder sich unterwarf, floh weit in das Land hinein nach Osten und Norden, und damals bereits haben die ersten Zuwanderungen hottentottischer Stämme in die heute deutschen Landschaften nördlich des Oranjestroms stattgefunden.

Wahrscheinlich zu derselben Zeit, in der die Holländer die Eroberung des Kaplandes begannen, fand von Nordosten her, aus der Gegend des Nyassasees, eine nach Süden gerichtete Vorwärtsbewegung starker und kriegerischer Bantustämme statt. Zu ihnen haben, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, auch



Die katholische Kirche in Omaruru.

die Ovaherero gehört, die sich jedoch frühzeitig — vielleicht dem Lauf des Sambesi folgend — scharf nach Westen wandten, während ihnen stammverwandte Völker, vor allem Betschuanen- und Sulustämme, die südliche Richtung innehielten. So entstand, da die wasserarmen Steppen- und Wüstengebiete der Kalahari im Herzen Südafrikas ein Ausweichen gegen die Mitte des Landes zur Unmöglichkeit machten, im Vordrängen und, wenn wir den Einfluß der Holländer in Rücksicht ziehen, im Zurückfluten der Völker eine kreisförmige Bewegung um die Kalaharisteppe — ein „Völkerwirbel", wie Professor Gustav Fritsch so bezeichnend sagt. Nur den Buschmännern, die von jeher Bewohner der Einöde waren, gestattete ihre Lebensführung die Flucht in die mittleren Wüstensteppen, und so erklärt sich ihre Anhäufung in diesen Gebieten.

Das wilde Kriegsgetümmel, das nun über zweihundert Jahre hindurch das Land von West nach Ost, von den südlichen Küsten bis hinauf zu den Ufern des Sambesi durchtobte, rief noch öfter Einwanderungen in das südwestliche Afrika hervor. Mit Ausnahme der Ovaherero, die zweifellos reine Eroberer gewesen sind, hat es sich hierbei anscheinend stets um Volksstämme gehandelt, die Schutz und Zuflucht vor ihren Bedrängern suchten, dann aber in der neuen Heimat selbst als Eroberer und Bedrücker auftraten. Zu ihnen mögen neben einigen hottentottischen Stämmen auch die Ovambandjeru gehören. Treffend haben die Hottentotten Südwestafrika oft das „Land der letzten Zuflucht" genannt, und diese Bezeichnung gibt uns im Verein mit dem Völkergemisch zwischen Oranje und Kunene Aufschluß über die Unzulänglichkeit der Nachrichten aus dieser sturmbewegten Zeit: Die Ureinwohner wurden im Verlauf einer von ununterbrochenen, verheerenden Kriegen begleiteten Völkerverschiebung, die ihren uns unbekannten Beginn wohl im zentralen Afrika genommen hat, zum großen Teil vernichtet, und ihre Reste gingen, beeinflußt von der überlegenen Kultur der Eroberer, teils in diesen auf, teils flüchteten sie in entlegene, schwer zugängliche Landschaften und fristeten dort das Dasein des gehetzten Wildes.

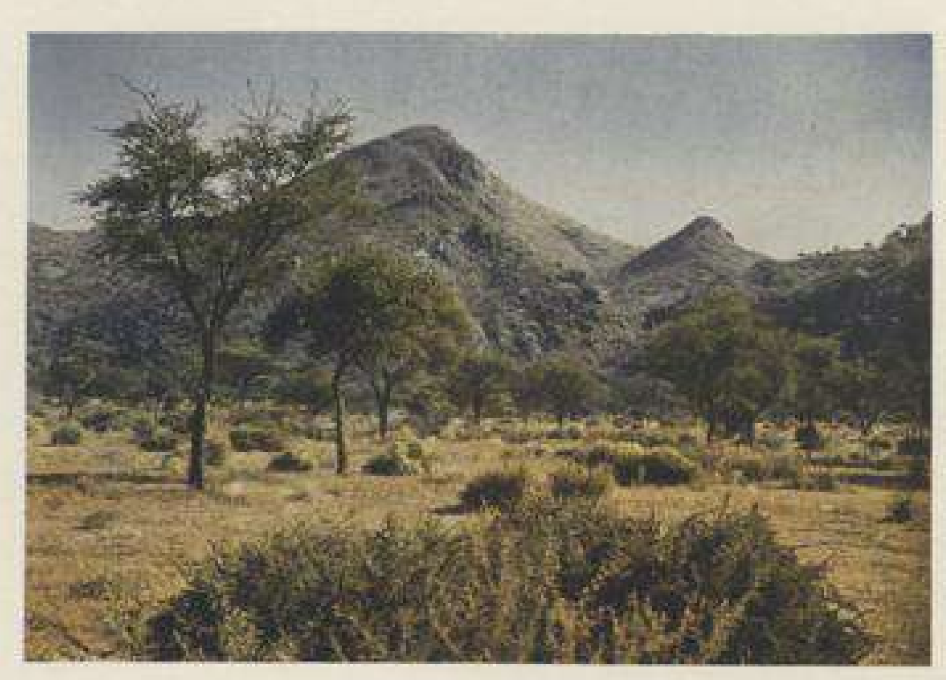


Felsenmauern des Naukluftgebirges.

Der kleine Kamerun-Berg
(Vom Gehöfte von Viktoria)

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

So beschränkt sich das, was wir über die Schicksale der ureinwohnenden Völker Südwestafrikas, ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche wissen, auf gelegentliche und zudem ganz vereinzelte Funde, auf die Überlieferungen, die an den nächtlichen Lagerfeuern von Mund zu Munde gehen, und auf die Schlüsse, die wir aus dem hier und da durch einen Zufall erhellten Dunkel ziehen können, Schlüsse, die allerdings meist der geschichtlichen Unanfechtbarkeit entbehren.



Das Tal zwischen Okahandja und Windhuk bei Teufelsbach.

Zweifellos aber sind die Buschmänner als die Urbewohner des gesamten Südafrika anzusehen. Als unumschränkte Herren durchstreiften sie einst das weite „veld" von den Küsten bis in die entlegensten Hochländer; ihnen gehörten die Früchte der Steppe, das Wasser und das Wild, das Holz und die Weide. Aber die schöne und reiche Heimat hat es anscheinend zu keiner Zeit vermocht, dieses zu ewigem Wandern verdammte Volk aus dem Zustand tiefster Unkultur zu erheben. Noch heute stehen die unstät im Grasland umherschweifenden Buschmänner auf der denkbar niedrigsten Stufe menschlicher Lebensführung, und nichts weist darauf hin, daß ihre Vorfahren ein Dasein geführt hätten, das reicher an Ansprüchen und Freuden gewesen wäre. Gemahnt doch das Leben des Buschmanns an das der Tiere der Wildnis! Aber wie der Löwe die ekle, halbverfaulte Nahrung verachtet, an der sich dieser armseligste der Menschen noch mit Behagen labt, so baut sich auch der Sperling ein weit kunstvolleres, wohnlicheres Nest, als es der häufig die Bezeichnung „Hütte" kaum verdienende, nur aus einigen Zweigen lose zusammengeflochtene Windschirm des Buschmanns ist. Auch das Äußere dieses Paria unter den eingeborenen Völkern Südafrikas ist häßlich und unscheinbar. Der Körper weist je nach dem Ernährungszustand in kurzer Zeit erstaunliche Veränderungen auf. Erscheint er heute noch — mit eingesunkenem Leib, spindeldürren Armen und Beinen und rissiger, schlaffer, von Falten und Runzeln übersäter Haut — wie ausgedörrt, so runden sich bei reichlicher Nahrung die Glieder zusehends, die Haut strafft sich und der Leib springt unförmig hervor. Tückisch



Milchbüsche in der Wüste bei Jakalswasser.

und lauernd blicken die Augen unter der niedrigen Stirn; die Haare und der sehr spärliche Bart auf Oberlippe und Kinn sind stark gekräuselt und stehen, wie das nach ihnen benannte „Buschmanngras" der südafrikanischen Steppe, in einzelnen Büscheln, so daß die Haut überall hindurchsieht. Die Körperfarbe, ein fahles Gelbbraun, verbirgt sich meist unter einer dunklen Schmutzkruste, die Statur ist auffallend klein, der Körperbau schlankgliedrig mit zierlichen Händen und Füßen. Trotz dieser Eigenschaften aber, die dem Gesamtbilde den Stempel der Zartheit und Schwächlichkeit geben, ist der Buschmann den größten Entbehrungen und Anstrengungen gewachsen. In der öden wasserlosen Steppe, in der Weißer, Herero und Hottentott rettungslos den Qualen des Hungers und des Durstes erliegen, findet dieser unermüdliche und unstäte Wanderer noch immer sein Auskommen. Ihm sind alle eßbaren Wurzeln, Zwiebelgewächse und Beeren bekannt; an den schmalen, aus dem Erdreich sprießenden Schößlingen erkennt er die „Wasserwurzel", die er ausgräbt und an deren Saft er seinen Durst stillt, und wohl fast allen Tieren und Tierchen weiß er eine schmackhafte Seite abzugewinnen. Besonders geläufig ist ihm der Fang des Wildes in Fallen, denn seine Waffen, Bogen und Pfeil, Messer und Wurfkeule, sind noch heute von einfachster, ja armseliger Beschaffenheit. Ebenso die wenigen Geräte, Löffel, Trinkschalen und ähnliches. Lediglich der mit Tiersehnen genähte Fellmantel, die Fellmütze, Gürtel und Täschchen lassen auf eine größere Kunstfertigkeit und auf die Absicht schließen, diesen Gegenständen ein gefälligeres, schmückendes Aussehen zu geben. Aber diese Anklänge an eine Kunst sind überaus gering, und nur die hier und da in Höhlen und an Felswänden aufgefundenen, in den Stein geritzten oder auf Fels gemalten „Buschmannzeichnungen", vielfach Darstellungen aus dem Leben des Jägers, können in ihrer oft verblüffend charakteristischen Auffassung eine höhere Bewertung beanspruchen.

Aus den Ländern südlich des Oranje ist der „wilde" Buschmann seit Jahrzehnten verschwunden, aber in den entlegenen Steppen unseres Schutzgebiets, vor allem in den Kalahari- und Omahekelandschaften, im Nordosten, in schwer zugänglichen Gebirgen und in gewissen Teilen der Küstenwüsten findet er sich noch heute.

Nächst diesen Söhnen der Wildnis gehören die Bergdamara zu den ältesten Bewohnern des Schutzgebiets. Ihre Herkunft ist unbekannt und vielumstritten. Wenn einige Forscher ihnen nicht die Rechte einer reinblütigen Rasse zubilligen wollen, sondern sie für ein nigritisches Mischvolk halten, so muß doch hier nachdrücklichst auf die entgegenstehende Ansicht hingewiesen werden, nach der die Bergdamara die Reste einer Urnegerrasse darstellen könnten. Die Professoren Dove und Passarge weisen auf diese Möglichkeit, der ich beipflichten möchte, hin, und in der Tat hat sich in diesem Volke eine Reihe bedeutsamer Merkmale erhalten, durch die es sich unter Anlehnung an die westafrikanischen Neger scharf von den südafrikanischen Bantukaffern unterscheidet. Ein besonderes Kennzeichen des reinblütigen Bergdamara ist seine ausgesprochen blauschwarze Hautfarbe. Die breite Nase, die wulstigen Lippen und der derbe, untersetzte und muskulöse Körperbau sind durchaus negerhaft und stechen merklich ab von den schlanken, oft edelgeformten Gliedern der Bantuvölker. Scharf in die Augen fallend ist aber vor allem der Unterschied im Gesichtsschnitt der Bergdamara und der Ovaherero: Hier der breite, eckige Kopf des verachteten „Klippkaffern", des Knechtes, mit oft häßlichem und stumpfem, aber auch wieder bauernschlauem und dummdreistem Gesichtsausdruck, und dort der rassig-geschnittene schmale Kopf des Omuherero, des Herrn, mit seinen vielfach fast semitisch anmutenden Zügen, deren Ausdruck zwar oft wild und brutal, immer aber stolz und selbstbewußt ist. Längst haben die Bergdamara die Sprache ihrer ersten Überwinder, der Hottentotten angenommen, und wenn sie

sich in dieser den Volksnamen: Hau-Koin, „rechte Menschen", beigelegt haben, so kann dies dem unparteiischen Beschauer nur als eine lächerliche Anmaßung erscheinen. Ihr Leben ist oft als „buschmannähnlich" bezeichnet worden, doch haben sie mehr das Dasein der Geächteten und Verfolgten als das der „Wilden" geführt, und wenn auch oft gefürchtete Viehdiebe, so sind sie doch niemals Jäger aus Neigung gewesen. Viel eher könnte man aus dem Volkscharakter darauf schließen, daß sie ursprünglich — vielleicht in einer anderen Heimat — als Hackbauern und Kleinviehzüchter gelebt haben.

Gleich den Buschmännern wurden sie von den späteren Eroberern des Landes, den Hottentotten und Herero, überwältigt, verdrängt und geknechtet, aber während gegen die heimtückischen, ihrer Giftpfeile wegen überaus gefürchteten Buschmänner, diese im wahren Sinne des Wortes einzigen „Wilden" Südafrikas, allseits ein wütender Vernichtungskrieg geführt wurde, suchte man die weit gutartigeren Bergdamara zusammenzutreiben, um sie als Arbeitsvolk zu verwenden. So fanden sie die ersten in das südwestliche Afrika eindringenden Europäer allerorts als Hörige und Sklaven bei Hottentotten und Herero. Später sehen wir sie als gesuchte und brauchbare Arbeiter bei den Weißen und, unter dem besonderen Schutz der deutschen Regierung, auch noch als „freie" Eingeborene weit im Lande verstreut. Ihre aus dicht zusammenstehenden einfachen Bienenkorbhütten bestehenden Ansiedlungen, die „Werfte", wie der Südafrikaner derartige Niederlassungen nennt, legen sie mit Vorliebe in die Nähe versteckter Wasserstellen, und dieser deutlich ausgeprägte Hang zur Seßhaftigkeit und zur Bildung kleiner patriarchalischer Gemeinwesen, ein Hang, der dem frei und unstät umherschweifenden, immer jagenden Buschmann vollständig fehlt, ist bezeichnend für die immerhin höhere Kulturstufe der Bergdamara. —

Die Erforschung Südwestafrikas hatte bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts keine Fortschritte gemacht. Die bereits erschlossenen angrenzenden Gebiete waren im Zustande schrittweiser Entwickelung voll mit sich selbst beschäftigt, und auch in ihnen sind zahlreiche Entdeckungen und Erforschungen, mit deren Vorhandensein wir heute als mit etwas Altbekanntem rechnen, überraschend jungen Datums. Wurde doch erst 1777 der Oranje, 1854 der Kunene, 1858 der Okavango entdeckt, und spät, sehr spät erst drangen von Süden und Osten her die ersten Europäer gegen unser heutiges Schutzgebiet vor. Zwar waren schon um 1791 Holländer, über den Oranje und durch das Groß-Namaland vorstoßend bis in die Gegend des Auasgebirges gelangt, aber ihre Expeditionen hinterließen keine Kunde und keine Spur. Erst nach dem Zusammenbruch der holländischen Herrschaft und der Eroberung der Kapkolonie durch die Engländer in den Jahren 1795 bis 1806 fand europäischer Einfluß den Weg über den Oranje nach Norden. Im Jahre 1805 sehen wir deutsche Missionare im Dienst der Londoner Missionsgesellschaft auf beiden Ufern des Flusses unter den Hottentotten wirken, aber noch vergingen fünfundzwanzig Jahre, ehe der erste Reisende, der englische Kapitän Alexander, durch das Namaland nach Walfischbai zog. Und nun endlich mehrt sich die Zahl derer, denen wir zuverlässige Nachrichten über Land und Leute verdanken.

Jäger, Händler und Missionare waren es, die auf gefahrvollen Wegen und unter unsäglichen Mühen durch die wasserarme Kalaharisteppe und durch die öden Buschmannländer zu beiden Seiten des Oranje ihren Pfad nach Norden suchten. Die wichtigste Etappe auf diesen Wegen bildete die Entdeckung des Ngamisees durch Livingstone, Osswell und Murray im Jahre 1849.

Um dieselbe Zeit drangen von Walfischbai aus der Engländer Galton und der Schwede Andersson durch das Damaraland bis zu den Ovambo vor, und 1854 erreichte der letztere von Westen her ebenfalls

den Ngamisee. Ihm folgten 1860 Baines und Chapman, während der Elefantenjäger Green mit den deutschen Missionaren Hahn und Rath durch das Hereroland nach Norden zog, aber von den Ovambo zur Umkehr gezwungen wurde. Auch der Händler Smuts, der im Jahre 1864 als erster von Süden her den Kunene erreichte, muß hier genannt werden. Neben den Jägern und Händlern aber, Söhnen der verschiedensten Nationen, die vor allem durch die Kunde von dem Wild- und Viehreichtum des Landes angelockt wurden, traten von den ersten Anfängen der Erforschung an und bis in die neueste Zeit die deutschen Missionare hervor. Namen wie Hahn und Rath, Bernsmann, Böhm und Olpp, Heidmann, Viehe, Diehl, Eich, Judt, Fenchel und Wandres gehören auf den Ehrenschild deutscher Forschung in Südwestafrika. Und mit ihnen ist die Zahl derer noch nicht erschöpft, die sich neben den christlichen Pflichten ihres Berufs unter Einsetzung von Gesundheit und Leben der Erforschung des Neulandes widmeten.

Die Missionare in erster Linie haben uns die Kenntnis der neueren Geschichte Südwestafrikas über-



Eisenbahnbrücke über den Swakop bei Okahandja.

mittelt, und wenn wir uns nunmehr ihr zuwenden, so sehen wir, daß sie mit Blut, mit Feuer und Schwert geschrieben ist. Ein Jahrhundert hindurch wogte der heiße Kampf um das Steppenreich, und ein Rückblick auf dieses leidenschaftliche Ringen hätte allein schon alle die eines Besseren belehren können, die in der ersten deutschen Erwerbung nur ein wertloses, ödes Sandland sehen wollten. Lange genug war diese durch nichts zu rechtfertigende Ansicht in weiten Schichten des deutschen Volkes verbreitet; wer aber heute — sei es in Swakopmund oder Lüderitzbucht — unser Schutzgebiet betritt, der wird staunend erkennen, welche Werte schon hier im Bereich des Küstensandes durch deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer entstanden sind.

Es mag vor etwa 250 Jahren gewesen sein, als durch das nördliche Einfallstor, durch die Landschaften am Kunenestrom, ein mächtiges Hirtenvolk der Bantu in unser heutiges Schutzgebiet eindrang: die Ovaherero. Was sie dazu veranlaßt hat, ihre ursprünglich weit nordöstlicher gelegenen Wohnsitze zu verlassen, ist uns unbekannt geblieben, aber den Weg, den die Masse nahm, können wir an den Teilen des Volkes verfolgen, die auf dem Vormarsch nach Süden versprengt noch heute als „Ovatjimba" im portugiesischen Angola sitzen. Den Herero wurde zunächst das wildzerrissene Kaokofeld, das sich vom Lauf des Kunene längs der Küste hinunterzieht bis über den Omarurufluß, eine neue Heimat, bis sie sich gegen Ende des

achtzehnten Jahrhunderts ostwärts wandten und in weitausholendem Zuge über Grootfontein die Gebiete besetzten, die sie bis zum Jahre 1904, bis zum Ausbruch des großen Aufstandes innehatten, das „Damaraland".

Von den Hochflächen des Kaokofeldes und den Südgrenzen des Grootfonteingebiets dehnten sich die Werfte der Herero weithin aus bis zu dem vielfach gewundenen Lauf des Swakopflusses und östlich bis tief hinein in das wasserarme Sandfeld, die „Omaheke". Hier lohten ihre heiligen Feuer empor, hier weideten ihre vieltausendköpfigen Rinderherden, um die sich das ganze Sein, all das Tun und Treiben dieser kriegerischen Hirten drehte, hier finden wir noch heute im Buschwald der Weidegründe die durch Pyramiden von gebleichten Ochsenschädeln gekennzeichneten Gräber ihrer Häuptlinge und Führer.

Zahlreich, kräftig, stolz und selbstbewußt, dachten die Herero bald an eine weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft und bereits im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begannen sie ihre Grenzen nach Süden zu überschreiten und gegen die Landschaften um Windhuk, gegen das Komashochland und die Stromgebiete des weißen und schwarzen Nosob, vorzustoßen. Hier jedoch saßen als „Herren der Wasser und der Steppe" Stämme des Namavolkes, der Hottentotten, oder wie sie sich selbst mit Vorliebe nennen, der „Koi-Koin", der „Menschen der Menschen". Nicht wie Buschmänner und Bergdamara weit verstreut und unstät lebend, sondern in festem Stammesgefüge zusammengeschlossen setzten die Jäger der alteingesessenen Namastämme, zu denen die „Rote Nation", die Topnaar, Feldschuhträger, Franzmannhottentotten, Zwartbooi und Bondelzwart gehören, den vordringenden Herero starken Widerstand entgegen. In wütenden Gefechten maßen sich hier zum erstenmal die schwarze und gelbe Rasse, die von nun an Menschenalter hindurch unversöhnliche Feinde sein sollten. Lange schwankte der Kampf hin und her, als aber der Sieg sich den an Zahl übermächtigen Herero zuneigte, wandte sich Oasib, der Heerführer der Hottentotten und Häuptling des zu jenen Zeiten mächtigsten Stammes, der „Roten Nation", hilfesuchend an die hottentottischen Völker, die tief im Süden zu beiden Seiten des Oranjestromes saßen. Es waren dies die sogenannten Orlamstämme, die, von den weißen Eroberern des Kaplandes nach langwierigen und blutigen Kriegen nordwärts verdrängt, damals bereits lüstern auf die ergiebigen Jagdgründe des Groß-Namalandes sahen. In unaufhörlichen Fehden aufgewachsen, kriegsgeübt, wagemutig und bereits im Gebrauche des Feuerrohrs erfahren, setzten sich auf den Ruf Oasibs die Horden der Orlam nach Norden in Bewegung. Die Führung des Heerbanns übernahm der Häuptling des Afrikanerstammes, Jonker Afrikaner, ein weithin gefürchteter Krieger, und unter ihm zogen zahlreiche Söhne der Stämme ins Feld, die wir in den späteren Feldzügen als die kriegsgeübtesten und kriegslustigsten wiederfinden, so die Witbooi, die Kauan und die Orlam von Bethanien.

Vor der Kriegskunst Jonker Afrikaners und der überlegenen Bewaffnung der Hottentotten brach der Widerstand des Gegners schnell zusammen. Das erbitterte Ringen endete mit der völligen Niederwerfung der Herero. Als Hörige ihrer Überwinder lebten sie nun Jahrzehnte hindurch in Schmach und Knechtschaft, aber auch in unablässigem Sinnen auf Rache und Befreiung von dem drückenden Joche. Die Hottentotten dagegen mißachteten die ihnen drohende Gefahr im Siegerübermute und schwächten sich zudem in fortdauernden Fehden und Bruderkriegen, die in der Eifersucht der führenden Häuptlinge stets neue Nahrung fanden. Aber solange Jonker Afrikaner lebte, hielt sein Kriegsruhm, sein Einfluß und die fast abergläubische Furcht, die er den Herero einflößte, die Herrschaft der Hottentotten aufrecht. Am 18. August 1861 schlug jedoch die Stunde, die den Zerfall des Namareichs bedeutet. An diesem Tage starb Jonker in Windhuk, und noch am Abend flackerte an allen Orten, zu denen die Kunde drang, die Empörung auf.

Zwei Jahre später erst wurde die entscheidende Schlacht bei Otjimbingwe geschlagen, in der das Heer des unfähigen Sohnes Jonkers, Christian Afrikaners, der Macht der vereinigten Herero vollständig erlag. Christian selbst fiel, und sein Bruder Jan Jonker setzte den Krieg energisch, aber mit nur wechselndem Glück fort. Fast keines der folgenden Jahre verging ohne heftige Zusammenstöße. Das ganze mittlere Damaraland war mit wildem Kriegslärm erfüllt, die Unsicherheit der Zustände nahm — auch für die wenigen im Lande lebenden Weißen — erschreckende Formen an, kein Mensch war seines Lebens und seines Besitzes sicher. Unablässig arbeiteten trotzdem die deutschen Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft, die 1842 im Namalande und zwei Jahre später auch unter den Herero ihre Tätigkeit aufgenommen hatte, an der Wiederherstellung des Friedens, und endlich — gegen Ende des Jahres 1870 — wurde ihr Mühen von Erfolg gekrönt. Um diese Zeit traten unter dem Vorsitz des Missionars Hugo Hahn die Häuptlinge der Herero und Hottentotten in Okahandja, dem nunmehrigen Sitze des „Oberhäuptlings“ der Herero, Kamaharero, zu Verhandlungen zusammen. Der Friede kam in der Tat zustande, und Ruhe und Sicherheit kehrten in das verwüstete und erschöpfte Land wieder ein.

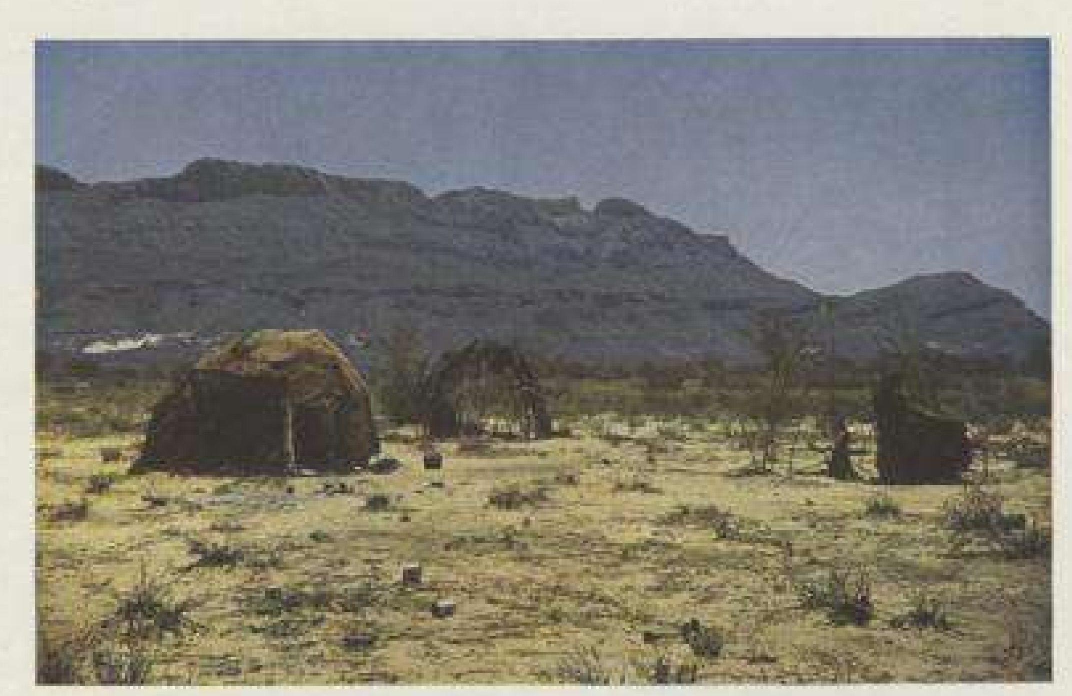
Mehrfach, aber bisher stets erfolglos, hatten bereits einzelne Reisende und Missionare versucht, die Regierung der Kapkolonie zur Erklärung der Schutzherrschaft über das Groß-Nama- und Damaraland zu veranlassen. Jetzt nach dem Friedensschluß, in der so lange ersehnten Zeit innerer Ruhe, wurde dieser Versuch erneuert.

Die kapländische Regierung war nicht abgeneigt und entsandte einen Beauftragten, Palgrave, der mit den Häuptlingen der Herero und Hottentotten Verhandlungen anknüpfen sollte. Als er aber mit den letzteren in Gobabis Beratungen pflog, entbrannte im August 1880 durch einen Zufall — den blutigen Zusammenstoß von Hirten Kamahareros und Jan Jonkers — der alte Streit von neuem. Es schien, als ob sich in den zehn Friedensjahren der Haß der alten Feinde nur noch vergrößert hätte, denn auf die Kunde von dem ersten Zwischenfall wurden auf Befehl Kamahareros in einer Nacht fast sämtliche im Hererolande lebenden Hottentotten ermordet. Palgrave, der das Scheitern der englischen Pläne einsah, floh zur Küste, und wie reißende Tiere stürzten sich die Gegner aufeinander. Scharen von Kriegern aller hottentottischen Stämme und des Mischvolks der Bastarde, das inzwischen aus der Kapkolonie eingewandert war und Rehoboth besetzt hatte, eilten nach Norden dem Kriegsschauplatz zu, und in wilder Erregung über die von den Herero verübten Meuchelmorde vollzog sich von neuem ein engerer Zusammenschluß der gelben Rasse. Im Dezember kam es bei Groß-Barmen zur Schlacht, die nach zweitägigem Ringen zu ungunsten der Hottentotten entschieden wurde. Die besten Krieger der Verbündeten



In den Schluchten des Khanflusses.

deckten die Wahlstatt. Aber auch dieser Schlag brach den Mut und die Unternehmungslust der Hottentotten nicht. Bereits am 1. Januar 1881 berannten die Zwartbooi Otjimbingwe, und in den folgenden Jahren erwehrten sich die von allen Seiten angefallenen Herero nur mit Mühe ihrer Gegner. Neben Jan trat nun Moses Witbooi, der Häuptling der Orlam von Gibeon, als wildester Feind der Herero hervor, und nach ihm sein Sohn,



Verlassene Bergdamarawerft am Erongogebirge.

der berühmte und weithin gefürchtete „König von Groß-Namaland“ Hendrik Witbooi. Zwar erlitten die Hottentotten auch unter diesen Führern in fast allen größeren Treffen Niederlagen, aber immer wieder brachen sie aus ihren Schlupfwinkeln nahe der Hererogrenze hervor, um vorgeschobene Posten zu überfallen, die verhaßten Feinde niederzuschießen und das Vieh fortzutreiben. So waren die Verluste der Herero beträchtliche, und wer weiß, welche Wendung die Dinge genommen hätten, wenn nicht der Erbfehler der Hottentotten, das gegenseitige Mißtrauen und die Zwietracht der Führer untereinander, sie des nachhaltigen Übergewichts über die Herero von vornherein beraubt hätte. Meuchelmord und Blutrache forderten Opfer auf Opfer unter den Häuptlingen des Namalandes, und die Zeit zwischen den Kriegs- und Raubzügen gegen die Herero war erfüllt von blutigen inneren Fehden. Hendrik Witbooi selbst gab das schlechteste Beispiel, aber ihm schwebte doch bei seinen Taten das ideale Ziel einer Einigung aller Hottentotten vor. Er, weitaus der kraftvollste und fähigste ihrer Häuptlinge, sah sich in seinen Träumen bereits als den von Gott erwählten Herrscher dieses geeinten, starken christlichen Reiches — er sah sich glanz- und ruhmvoll das Erbe Jonker Afrikaners in der Niederwerfung der verhaßten Herero antreten und dann als „Friedensfürst“ den Völkern gebieten. Aus den Lehren der christlichen Religion, die er seinem Erzieher, dem ehrwürdigen Missionar Olpp verdankte, schuf sein mystisch veranlagter, rastlos tätiger Geist eine furchtbare Waffe gegen seine Feinde: Ihm, dem „Auserwählten“, erschien „der Herr im Traum“ und rief ihn zu neuen Taten; ihm ließ Gott den „leuchtenden Stern“ aufgehen, der ihm den Weg wies zum Lager seiner Feinde. Trotz aller Mißerfolge gegenüber den Herero und später gegenüber unseren tapferen Truppen war denn auch Hendriks Einfluß zu allen Zeiten ein großer. Ja selbst, als die auf seine Macht eifersüchtigen Häuptlinge des Namalandes ihm offen und versteckt Widerstand entgegensetzten, sahen doch viele ihrer Krieger insgeheim bewundernd auf den nimmermüden Streiter, andere schlossen sich ihm offen an. Und mag manchen von diesen auch die Lust an dem wilden, ungebundenen Kriegsleben und die Gier nach Beute zu seinen Fahnen gelockt haben, so werden doch auch viele dem Einfluß der Person Hendriks gefolgt sein, die in den Herzen der Steppensöhne Saiten von fremdartigem Klang anschlug und in ihnen Regungen erweckte, die einen neuen, wunderbaren Zauber enthielten.

Im Jahre 1887 trat Hendrik Witbooi mit einer Proklamation, in der er sich zum Oberherren des ganzen Namalandes erklärte, die Nachfolge seines ermordeten Vaters an und bereits im folgenden Jahre begann er die Kriegszüge zur Sicherung seiner Vormachtstellung. Die Feldschuhträger wurden niedergeworfen, Jan Jonker 1889 erschossen, und die Reste der einst so mächtigen, im Laufe wilder Kriegsjahre aber dezimierten Afrikaner dem witbooischen Heerbann einverleibt. Nicht besser erging es der Roten Nation, aber als sich Hendrik gegen den mächtigen Bondelzwartstamm wenden wollte, riefen ihn Alarmnachrichten zurück. Die Herero rührten sich! Eilends zog der Häuptling nach Norden, und nun folgte bis in das Jahr 1892 hinein Raubzug auf Raubzug in das Damaraland, wobei es mehrfach zu nicht unerheblichen Gefechten kam, so 1890 zu der für die Herero verlustreichen Beschießung von Otjimbingwe. Tausende und abertausende von Rindern wurden auf diesen Zügen geraubt und nach Süden getrieben, wo Hendrik Gewehre und Munition, Proviant, Pferde und Sättel für sie eintauschte.

Inzwischen war in den Besitzverhältnissen im südwestlichen Afrika eine Veränderung eingetreten, die mit einem Schlage dem politischen Bilde Südafrikas eine neue Gestalt gab.

Im Jahre 1882 hatte der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz den Entschluß gefaßt, im Groß-Namalande Handelsniederlassungen anzulegen. Auf seine Anfrage, ob das Reich diesen Unternehmungen und etwaigen Gebietserwerbungen Schutz angedeihen lassen werde, richtete das Auswärtige Amt an das britische Kolonialamt die Frage, ob England in den Ländern nördlich des Oranje Hoheitsrechte ausübe. Eine unklare Antwort aus London bewirkte die Zusicherung deutschen Schutzes an Lüderitz. Am 9. April 1883 erreichte die von ihm entsandte Expedition an Bord des kleinen Seglers „Tilly" über Kapstadt Angra Pequena und am 1. Mai bereits kaufte als Vertreter des Hauses F. A. E. Lüderitz der junge Bremer Kaufmann Heinrich Vogelsang in Bethanien von dem Hottentottenhäuptling Joseph Frederiks „den Hafen von Angra Pequena und das angrenzende Land, fünf Meilen nach allen Richtungen". Der Kaufpreis betrug hundert Pfund Sterling in Gold und zweihundert Gewehre. In einem zweiten Vertrage mit Joseph Frederiks gewann Vogelsang am 25. August desselben Jahres den Küstenstreifen vom Oranje bis zum sechsundzwanzigsten Grad südlicher Breite in einer Tiefe von zwanzig Meilen für Lüderitz. Hiermit war der Grundstein zur Erwerbung Südwestafrikas gelegt, und als das britische Kolonialamt nunmehr versuchte, die Regierung der Kapkolonie zur Besitzergreifung der Küsten des Groß-Nama- und Hererolandes zu veranlassen, erließ am 24. April 1884 Fürst Bismarck die bekannte Depesche an den Deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Oranjeflusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen."

England erhob zwar zunächst Widerspruch, gab ihn aber auf, nachdem im August 1884 die Korvetten „Elisabeth" und „Leipzig" im Namen des Deutschen Kaisers von der südwestafrikanischen Küste Besitz ergriffen hatten. Am 22. September desselben Jahres erkannte England die deutschen Erwerbungen endgültig an; nur die bereits in den achtziger Jahren für britisches Gebiet erklärte Walfischbai und einige kleine Inseln, auf denen seit längerer Zeit Arbeiter einer kapstädtischen Gesellschaft Guano sammelten, blieben englisch. Im Oktober schloß dann Gustav Nachtigal, damals Generalkonsul in Tunis, der an Bord des Kanonenbootes „Möwe" in Angra eingetroffen war, mit Joseph Frederiks den „Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Bethanien" ab, das erste rechtskräftige Abkommen in Südwestafrika, durch das über das Gebiet eines unabhängigen eingeborenen Stammes die deutsche Schutzherrlichkeit erklärt wurde.



Waldlandschaft bei Viktoria

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

Durch Kaufverträge wurde weiterhin in den Jahren 1884 und 1885 von den Häuptlingen, den „Kapitänen", der Topnaar-, Zwartbooi- und Afrikanerhottentotten die ganze Küste bis zur portugiesischen Grenze und ein weit nach Osten, bis gegen Windhuk sich erstreckender Teil des mittleren Landes erworben.

Inzwischen begannen die Arbeiten zu einer gründlichen Erforschung des Schutzgebiets. Das Haus F. A. E. Lüderitz unternahm Handelszüge, gründete weitere Niederlassungen im Namalande und entsandte die erste bergmännische Expedition unter dem Bergwerksdirektor H. Pohle. Neben ihm waren Dr. A. Schenck und Dr. Hans Schinz in der geologischen und botanischen Untersuchung des Landes tätig. Die Reisen, die diese Forscher vom Oranje bis zum Kunene und Ngamisee kreuz und quer durch das Nama-, Herero- und Amboland führten, ergaben zum erstenmal einen allgemeinen, wissenschaftlich begründeten Überblick über das Land und seine Bewohner. Da diese mannigfachen Unternehmungen jedoch immer höhere Aufwendungen erforderten, denen Lüderitz allein auf die Dauer nicht gewachsen war, wurde auf sein Betreiben die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" gegründet, auf die durch Kaufvertrag vom 3. April 1885 der von Lüderitz erworbene Landbesitz überging. So waren nun diese, bis zum Jahre 1884 im völkerrechtlichen Sinne „herrenlosen" Gebiete deutsch geworden. Bemerkenswert ist, wie Dr. H. Hesse anführt, daß, obwohl die eingeborenen Kapitäne ihre Hoheitsrechte in den veräußerten Gebieten an deutsche Reichsangehörige und nicht an die Reichsregierung abgetreten hatten, doch nicht die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika als Rechtsnachfolgerin der Firma Lüderitz, sondern Kaiserliche Beamte diese Rechte in den neuerworbenen Gebieten ausübten. Die Gesellschaft trug lediglich eine Zeit lang einen Teil der Verwaltungskosten und unterhielt eine kleine Polizeitruppe.



Grab eines Hererohäuptlings im Buschfelde.

Die überraschende deutsche Besitzergreifung zog übrigens die schnelle Aufteilung der übrigen noch herrenlosen Landgebiete Südafrikas nach sich. Von besonderer Bedeutung für unser Schutzgebiet war die Annektierung des Betschuanalandes durch England, die noch im Jahre 1884 stattfand.

Im folgenden Jahre wurde als erster deutscher Reichskommissar Dr. Goering nach Südwestafrika entsandt. Ihm und dem gleichfalls als Bevollmächtigten des Reichs im Schutzgebiet weilenden ehemaligen Missionar Dr. Büttner gelang es zwar, weitere Schutzverträge mit den Kapitänen von Berseba und Hoachanas, den Bastarden von Rehoboth, dem Oberhäuptling der Herero und dem Hererokapitän Manasse von Omaruru, den Bondelzwart und Feldschuhträgern abzuschließen, aber seine Hauptaufgabe, die Wiederherstellung friedlicher Zustände im Lande, konnte Dr. Goering trotz energischer Versuche nicht erfüllen, da ihm alle Machtmittel fehlten. Die Polizeitruppe

der Kolonialgesellschaft, zwei Offiziere, fünf Unteroffiziere und zwanzig Eingeborene, hätte natürlicherweise nicht einmal genügt, um die Person des Reichskommissars zu schützen, als die Herero, durch die Umtriebe des englischen Händlers Lewis erregt, im Jahre 1888 aufsässig wurden. Dr. Göring war vielmehr gezwungen, im September dieses Jahres das Schutzgebiet zu verlassen. Auf diese Vorgänge hin traf im Jahre 1889 die erste deutsche Schutztruppe unter den Brüdern Hauptmann und Leutnant von François in Südwestafrika ein. Sie bestand zunächst nur aus einundzwanzig Mann und wurde nach einem Jahre auf fünfzig verstärkt. Daß sie sich den bis an die Zähne bewaffneten Eingeborenen gegenüber nicht auf kriegerische Unternehmungen einlassen konnte, bedarf keiner weiteren Erörterung. Dem Hauptmann von François schrieb seine Instruktion daher auch vor, zunächst strenge Neutralität zu wahren, zugleich aber mit aller Kraft das Ansehen der Deutschen wiederherzustellen und vor allem die weitere Einfuhr von Waffen und Munition zu verhindern. Diese Aufgaben wurden mit Energie in Angriff genommen. Die kleine Truppe setzte sich zunächst in Otjimbingwe fest, zog aber noch im Jahre 1889 nach Tsaobis, wo ein trotziges Fort, die „Wilhelmsfeste" errichtet wurde. Wiederholt bemühte sich der als Nachfolger Dr. Görings zum Reichskommissar ernannte Hauptmann von François, die Herero und Hendrik Witbooi, den er in dem befestigten Feldlager Hornkranz aufsuchte, zum Einstellen der Feindseligkeiten zu bewegen, aber stets ohne Erfolg. Auch die Annahme der deutschen Schutzherrschaft lehnte der Häuptling rundweg und mit der Erklärung ab, daß er nicht „unter einem anderen Hofe stehen" wolle. Der Reichskommissar beantwortete die ablehnende Haltung der Parteien damit, daß er sich im Oktober 1890 zwischen ihnen in Windhuk, dem früheren Sitz Jonkers, festsetzte und diesen denkbar günstigsten Platz durch eine starke Feste sicherte. Herero und Hottentotten beobachteten diese Vorgänge mit Mißtrauen, wagten aber keine Störung, trotzdem sie sich in hochgradiger Erregung gegen die Deutschen befanden. Diese war in erster Linie durch die inzwischen erlassenen Verordnungen hervorgerufen worden, laut denen die unerlaubte Einfuhr und der Handel mit Gewehren, Munition und geistigen Getränken verboten und unter Strafe gestellt wurden. Durch diese, für die Herstellung des Friedens durchaus erforderlichen Maßnahmen machte sich die deutsche Regierung nicht allein die weißen Händler, sondern auch alle Eingeborenen zu Feinden. Die ersteren sahen sich in dem reichen Gewinn, den sie aus dem Tauschhandel gezogen hatten, bedroht; die letzteren fürchteten, daß an dem unentbehrlichen Kriegsmaterial Mangel eintreten werde. Im Machtbereich der Truppe, die kraftvoll und furchtlos einschritt, wo sie nur konnte, hörte der unerlaubte Handel zwar bald auf, daß aber an den Grenzen des Landes sich ein lebhafter Schmuggel entwickelte, konnte nicht gehindert werden. Auf ausgedehnten Reisen vom Okavango bis zum Oranje hatte sich inzwischen Hauptmann von François eine genaue Kenntnis von Land und Leuten verschafft und mit klarem Blick erkannt, daß der deutschen Herrschaft schwere Stunden bevorständen, und daß sie über weit bedeutendere Machtmittel verfügen müsse, wenn sie die kommenden Stürme überstehen wollte. Im Jahre 1892 spitzten sich die Verhältnisse bedenklich zu. Unerwartet schlossen Hendrik Witbooi und die Herero durch Vermittelung des Bastardhäuptlings Hermanus van Wijk Frieden. Das Land atmete auf, die auf die Versöhnung der alten Feinde hinzielende deutsche Politik schien gewonnen zu haben, aber den Reichskommissar ließ doch die kühl beobachtende, überlegene Haltung, die er stets den Eingeborenen gegenüber eingenommen hatte, voll erkennen, daß dieser überraschende Friede einem Bündnis gegen die Deutschen verzweifelt ähnlich sah. Eine gewitterschwüle Zeit gegenseitigen mißtrauischen Beobachtens folgte. Die Verstärkung der Schutztruppe wurde beantragt, und im März 1893 trafen ein Offizier, ein Sanitätsoffizier und zweihundertzwölf

deutsche Soldaten im Schutzgebiet ein. Ungesäumt wandte sich nun der Reichskommissar gegen den gefährlichsten Gegner, Hendrik Witbooi. Ihm galt es schnell zuvorzukommen, denn er sah seine dunklen Pläne durchschaut, und seine Spione umlagerten Windhuk. Bereits am 12. April wurde Hornkranz überfallen und erstürmt, und wenn auch Hendrik selbst mit zahlreichen Kriegern entkam, so war dieses Gefecht doch für ihn ein überaus schwerer Schlag. Daß es auch von den anderen Eingeborenen so bewertet wurde, geht daraus hervor, daß keiner der Häuptlinge wagte, sich ihm offen anzuschließen, obwohl Hendrik Herero, Bastarde und Hottentotten in scharfen Briefen aufforderte, sich für ihn oder wider ihn zu erklären. Energische Maßnahmen des Reichskommissars rissen vielmehr die Bastarde von Rehoboth auf die deutsche Seite, und sie sind uns von diesen Tagen an stets treue Bundesgenossen gewesen. Achtzehn Monate hindurch wütete nun ein erbitterter Krieg, während dessen die Truppen mehrfach verstärkt wurden. Die Schwierigkeiten der Kriegführung waren damals ungeheuer, mußte doch aller Proviant unter starker Bedeckung vierhundert Kilometer weit auf Ochsenwagen von der Küste nach Windhuk geschafft werden. Trotzdem gelang es dem Hauptmann von François, in zahlreichen Gefechten der Vormachtstellung Hendrik Witboois den erschütternden Stoß zu versetzen. Sein Nachfolger, Major Leutwein, führte nach weiteren schweren und glücklichen Kämpfen in der Naukluft die Unterwerfung Hendriks im September 1894 durch.

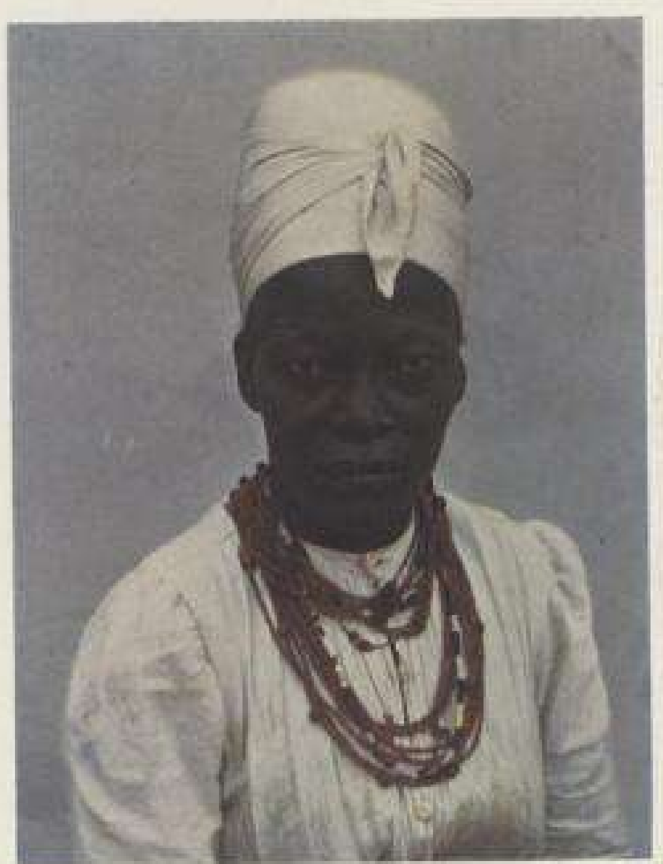
Wenn nun auch die Niederkämpfung des gefürchteten Häuptlings einen starken Eindruck auf die Eingeborenen des Schutzgebiets und über dessen Grenzen hinaus in ganz Südafrika machte, so wurden in der Folgezeit doch alljährlich erneute Expeditionen gegen unbotmäßige Stämme notwendig. Die wachsende Einwanderung von Kolonisten, die Ausdehnung der Verwaltungstätigkeit der deutschen Regierung, die Erklärung bis dahin von den Eingeborenen unbesetzt gebliebener Gebiete zu Kronland — alles dies wurde von Herero und Hottentotten mit Groll und Mißtrauen beobachtet. Mit Ingrimm erkannten diese selbstbewußten, herrischen und kriegerischen Völker, daß das allmähliche, aber stetige Erstarken der deutschen Macht ihnen eines Tages den Verlust ihrer Selbständigkeit bringen werde. So lag damals Jahre hindurch das Ahnen einer gewaltigen Entscheidung wie ein Alpdruck auf dem Lande, denn daß sich Herero und Hottentotten niemals gutwillig ihrer Selbständigkeit begeben würden, und daß somit diese Entscheidung nur in einer schweren kriegerischen Auseinandersetzung bestehen könne, das stand noch im Jahre 1897 bei allen denen fest, die offenen Auges die Entwickelung der Verhältnisse übersahen und in das Denken und Fühlen der Eingeborenen eingedrungen waren. Wie sich diese Erkenntnis mit den Jahren mehr und mehr verlor, soll im Folgenden kurz dargestellt werden. Zwar wiesen ältere Kenner des Schutzgebiets und der Eingeborenen — so vor allem Professor Dr. Karl Dove und F. J. von Bülow — noch öfter mahnend in Wort und Schrift auf den unausbleiblich bevorstehenden Entscheidungskampf hin, aber ihre warnenden Stimmen fanden kein Gehör.

Und doch konnten die Erhebungen einzelner Stämme seit 1894 nur als die Vorläufer, die drohenden Sturmzeichen des Entscheidungskampfes der Rassen angesehen werden, und dieser Sturmzeichen waren nicht wenige. So mußten in den Jahren 1894 und 1895 die Kauas- und Simon Kopperschen Hottentotten zur Ruhe gebracht werden; 1896 warf Major Leutwein die Ovambandjeru, Ostherero und die wiederum aufständischen Kauan nieder; 1897 empörten sich die am Oranje sitzenden Reste der Afrikaner, und 1897 und 1898 fochten die Majore von Estorff und Müller gegen die Zwartbooi und Topnaar im Kaokofeld. Daneben fanden zahlreiche kleinere Expeditionen statt, um das hier oder dort durch Übergriffe der Eingeborenen geschädigte deutsche Ansehen wieder herzustellen. Diese Schädigungen waren zwar in



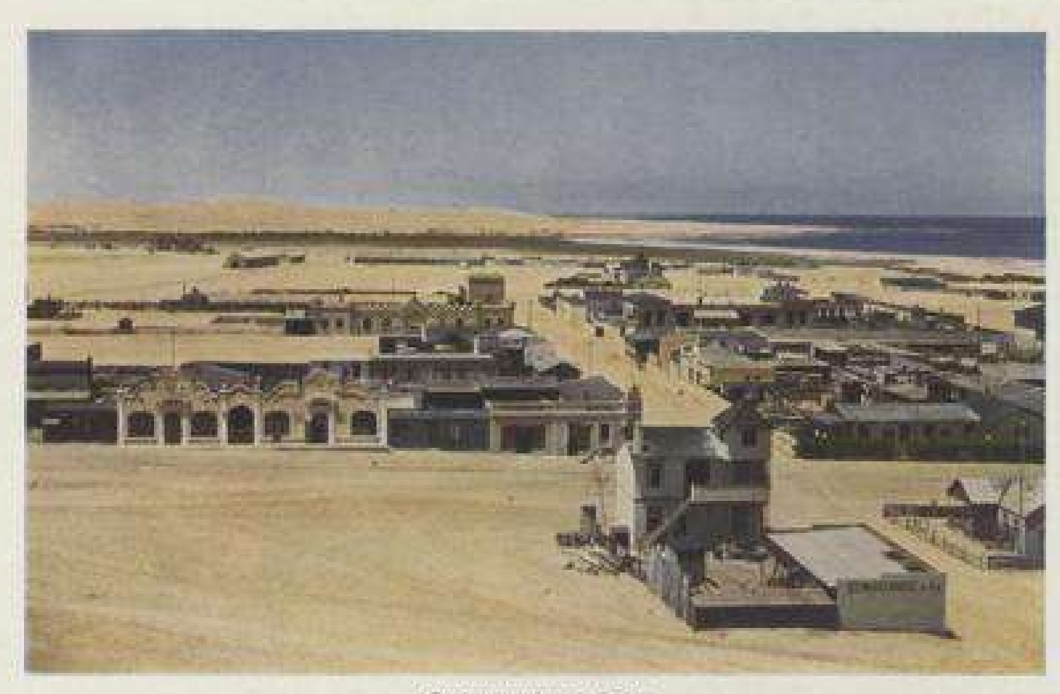
Groß-Windhuk,
nördlicher Teil mit Blick auf das Erosgebirge.

einzelnen Fällen recht schwerwiegend und beunruhigend, aber doch im allgemeinen von nur örtlicher Bedeutung, so daß die Besiedlung und Erschließung des Schutzgebiets inzwischen kräftig gefördert werden konnte. Der Gouverneur, Oberst Leutwein, und der stellvertretende Gouverneur, Regierungsrat von Lindequist, waren es, die das Schutzgebiet aus dem wirren Zustande nach Beendigung des Witbooikrieges in die Bahnen einer geordneten Verwaltung führten. Die Rechts- und Besitzverhältnisse der eingeborenen Stämme wurden nachgeprüft und geregelt, die Gerichtsbarkeit ausgestaltet, die Landesvermessung energisch in Angriff genommen; es wurden Straßen gebaut, die offene Reede an der Swakopmündung durch Anlage einer Mole zugänglicher gemacht und endlich im Juni 1902 die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk in ihrer Gesamtlänge von dreihundertzweiundachtzig Kilometern dem Betriebe übergeben. Neben der Regierung entfalteten Privatpersonen eine umfassende Tätigkeit. Zahlreiche Kaufleute, Farmer und Ansiedler ließen sich im Schutzgebiet nieder; die älteren schon seit längerer Zeit im Lande arbeitenden Firmen konnten ihre Betriebe vielfach bedeutend vergrößern, und auch die Zahl der Gesellschaften mit kaufmännischen, bergbaulichen und landwirtschaftlichen Zielen mehrte sich zusehends. Der Besiedlung des Landes wendete die Regierung durch Schaffung leichter Zahlungsbedingungen beim Landkauf, durch Einfuhr geeigneten Zuchtviehs, durch Wassererbohrungen, Verteilung von Sämereien und durch Gründung land- und forstwirtschaftlicher Musterbetriebe ihre besondere Aufmerksamkeit zu. So erweckten Jahre hindurch die fortschreitende Besiedlung und Erschließung des Schutzgebiets den Anschein, als ob das Land einer ungestörten, gesunden und friedvollen Entwicklung entgegengehe. Sogar in Kreisen der älteren Einwanderer griff allmählich die Hoffnung Platz, daß es gelingen werde, die große Abrechnung mit den herrschenden eingeborenen Rassen, den Herero und Hottentotten, so oder so auf friedlichem Wege zu umgehen; ja, gutgläubige Vertrauensselige sahen bereits die eingeborenen Krieger in achtungsvoller Beugung vor der Überlegenheit der europäischen Kultur ihre Gewehre auf



Hererofrau (Christin).

dem Altare der Zivilisation opfern — und doch sollte alles ganz anders kommen. Ein ungeheueres Maß von Wut und Haß hatte sich in den Herzen der schwarzen und gelben Männer aufgespeichert; eine wilde, heiße Glut glomm unter der Asche fort, eine Glut, die eines Tages zur verzehrenden Stichflamme werden sollte. Im Jahre 1897 erreichte die Rinderpest auf ihrem grausigen Wege durch das östliche und südliche Afrika das Schutzgebiet und vernichtete den größten Teil der Herden der Herero. Sicherlich hat auch dieses Ereignis dazu beigetragen, die Katastrophe zu beschleunigen, der die deutsche Herrschaft seit Jahren zutrieb. Man hat später beinahe fieberhaft nach Erklärungen für diese Katastrophe gesucht. Bald sollten Übergriffe einzelner Farmer und Händler, bald gewisse Maßnahmen der Regierung die Schuld tragen, auch wollte man hier und dort die geheime, aufreizende Tätigkeit von Sendboten der im Jahre 1892 in Pretoria errichteten „äthyopischen" Eingeborenenkirche bemerkt haben, einer Kirche, die das „Der schwarze Erdteil den Schwarzen" auf



Swakopmund nach Süden.
Im Hintergrunde jenseits des Flusses die Dünen des englischen Walfischbaigebiets.

ihr Banner geschrieben hat. Armselige Tüfteleien gegenüber der unaufhaltsam fortschreitenden logischen Entwicklung der Dinge! „Hie Weiß — hie Farbig"! Dieser krasse, unüberwindbare Gegensatz hatte sich, mit dem Fortschreiten der Besiedlung lawinenartig anwachsend, durch die Jahre fortgewälzt. Die trennende Spalte, die man überbrücken zu können gehofft hatte, war zum weitklaffenden, gähnenden Schlunde geworden, hier wie auf allen früheren Schauplätzen der Kolonisation. Und hier wie dort waren die Grundzüge und Abschnitte der Entwicklung die gleichen. Ich habe sie in meiner Geschichte des „Krieges in Südwestafrika 1904 bis 1906" dargelegt: „Die Aufteilung Afrikas durch die europäischen Nationen und die intensive Besitzergreifung — die Ausbreitung der Herrschaft und der Besiedlung in den besetzten Gebieten — hat in der neuesten Zeit ein bis zur Fieberhaftigkeit gesteigertes Maß angenommen. Ein Netz von Dampferlinien umspannt den schwarzen Erdteil; tief in sein Inneres dringen von allen Seiten die Schienenstränge vor; zahllose Expeditionen durchwühlen an geheiligten Stätten den Boden nach Schätzen, und die Wogen der stillen Seen und der geheimnisvollen Riesenströme werden gefurcht von den rauchenden Schiffen der Weißen. Den Schritt der neuen Herren vermag nichts aufzuhalten: In kühnem, gewaltigem Bogen überspannt ihre Brücke aus stählernen Lianen die Wunderfälle des Sambesi; auf den Wällen der heiligen Städte am Niger schreiten

die Posten im Kakikleide, und die Fahne des Propheten, die Schädelpyramiden vor den Altären der blutigen Götzen, die geheiligten ewigen Feuer — sie sanken dahin, sie erloschen vor dem Kreuz der Eroberer.

Tief hat dies alles in das Leben, in das gesamte Dasein der eingeborenen Völker eingegriffen. Sie sahen ihre alten Institutionen, ihre Begriffe von Recht, ihre Sitten und Gebräuche, ihre zügellose Freiheit und Unabhängigkeit im innersten Mark bedroht. Und wie den Europäern immer deutlicher die Erkenntnis erwuchs, daß die Auffassungen der Eingeborenen von Staat, Religion und Wirtschaft zum größten Teil kulturfeindliche seien, so kam diesen allmählich die Erkenntnis von der erdrückenden Überlegenheit der verachteten europäischen Kultur.

Und aus stiller Wut wuchs rasender Haß, offene Feindschaft und endlich — in zwölfter Stunde — das wilde Begehren, sich den fremden Eindringlingen im Kampf bis aufs Messer zu widersetzen.

Mögen daher die äußeren Anlässe zu den Aufständen in Südwestafrika und in anderen Kolonien noch so mannigfaltige sein: sie sind belanglos gegenüber der Tatsache, daß wir in Afrika vor einer Periode großer Rassenkämpfe, im Beginn des letzten wütenden Widerstands der Unkultur gegen die Kultur stehen.

Und diese Kämpfe mußten kommen. Nichts konnte sie in Südwestafrika und nichts wird sie in Zukunft in anderen Gebieten Afrikas verhindern!"

In Südwestafrika aber stand man am Ende des Jahres 1903 kurz vor der großen Abrechnung.

Im Oktober dieses Jahres hatte sich der Bondelzwartkapitän William Christian in Warmbad grobe Widersetzlichkeiten gegen den Stationschef Leutnant Jobst zuschulden kommen lassen. Als der Häuptling zur Rechenschaft gezogen werden sollte, kam es zum offenen Kampfe, in dem der deutsche Offizier fiel. Das war das Signal zur Erhebung der Bondelzwart vom Oranje bis zu den Karasbergen. Die Lage erschien bedrohlich. Alle verfügbaren Truppen aus dem Nama- und Südhererolande wurden gegen die Aufständischen in Marsch gesetzt. Die durch Verträge zur Heeresfolge verpflichteten Hottentottenstämme stellten dreihundert Mann aus Gibeon, Berseba, Bethanien, Koes und Gochas, die sich gut hielten. Der Gouverneur, Oberst Leutwein, war selbst nach dem Süden geeilt, und nach mehreren für die Bondels unglücklichen Gefechten wurde am 27. Januar 1904 Friede geschlossen. Furchtbare aus dem Hererolande eintreffende Nachrichten beschleunigten seinen Abschluß.

Hier war als Ersatz für die nach dem Süden abgerückten Truppen, zwei Feldkompagnien und eine Gebirgsbatterie, bereits im Dezember 1903 ein Teil der Mannschaften der Reserve und Landwehr ersten Aufgebots einberufen worden, denn schon zu dieser Zeit tauchten Gerüchte von einer starken Gärung und Unruhe unter den Herero auf. Einzelne der im Lande umherziehenden Händler wollten sogar untrügliche Anzeichen einer allgemeinen und von langer Hand geplanten Erhebung der Herero bemerkt haben, aber die Masse der weißen Bevölkerung wurde doch von der im Januar 1904 ausbrechenden Katastrophe vollständig überrascht. Am 12. lohte in Okahandja mit der Beschießung der Feste durch die Herero der offene Aufstand empor, der sich nun reißend nach allen Seiten ausbreitete. Okahandja, Omaruru und Gobabis wurden eingeschlossen, Windhuk, Karibib, Outjo und Grootfontein bedroht, Waldau verbrannt und Eisenbahn und Telegraph an zahlreichen Stellen nachhaltig zerstört. In Waterberg, Wilhelmstal, Otjituo, Okasise, Oas und Witvley fielen die Besatzungen den Herero zum Opfer, die in teuflischer Weise besonders unter den nichtsahnenden, weit im Lande zerstreut lebenden Farmern und Händlern wüteten. Etwa einhundertsechsundzwanzig Weiße, meist Deutsche, und unter ihnen fünf Frauen wurden ermordet; zahlreiche Farmhäuser gingen in Flammen auf; die Wirtschaftsanlagen

und Gärten fielen der Verwüstung anheim; die Herden wurden fortgetrieben. Um Mitte Januar war die Lage eine äußerst kritische, und erst durch die kühnen Entsatzzüge des Oberleutnants von Zülow und des Hauptmanns Franke, durch das Eintreffen S. M. S. „Habicht" vor Swakopmund und eines Seebataillons unter Major von Glasenapp gestalteten sich die Verhältnisse erträglicher. Die tapferen, durch alle waffenfähigen Männer der Zivilbevölkerung verstärkten Besatzungen konnten aufatmen. Sie hatten bis zum Entsatz durch die Kompagnie Franke, die im Vormarsch gegen die Bondels in Gibeon angelangt und auf die Nachricht von der Erhebung der Herero in Eilmärschen nach Norden zurückgeritten war, an einzelnen Orten Tag und Nacht hindurch im Feuer gestanden. So in Omaruru, wo Stabsarzt Kuhn kommandierte, und in Okahandja, dessen Verteidigung Oberleutnant von Zülow leitete, nachdem er von Swakopmund aus unter harten Gefechten Verstärkungen auf einem Panzerzuge herangeführt hatte. Windhuk war nicht enger eingeschlossen worden. Die Besatzung unter dem Farmer Hauptmann a. D. von François, dem bereits früher genannten Bruder des ehemaligen Reichskommissars, entfaltete eine rege Tätigkeit, und wenn auch der mehrfach wiederholte Versuch, Verbindung mit Okahandja herzustellen, nicht gelang, so wurden doch die Herero aus der näheren Umgebung Windhuks vertrieben und durch weitausgreifende Patrouillen eine Anzahl von Farmerfamilien gerettet. Im Norden hatten die Herero kein Terrain gewonnen. Hier waren ihnen von Outjo aus Hauptmann Kliefoth mit der vierten Feldkompagnie und im Distrikt Grootfontein Oberleutnant Volkmann mit den durch Buren verstärkten Besatzungstruppen wiederholt mit großem Erfolg entgegengetreten.



Herero.

Unter dem Druck der ins Innere vormarschierenden Marinetruppen gelang es allmählich, den Gegner endgültig von der Bahnlinie zu verdrängen, und kurz darauf wurden die ersten Kolonnen gegen Osten und Norden in Bewegung gesetzt. Am 11. Februar traf der Gouverneur vom Süden auf dem Seewege in Swakopmund ein.

Die Herero, die mehrfach empfindlich geschlagen zunächst vor der unwiderstehlichen Offensive der Kompagnie Franke überall zurückgewichen waren, drängten im Februar von neuem gegen Omaruru und Okahandja vor und gefährdeten durch Ansammlungen im mittleren Swakoptal die Verbindung Swakopmund-Windhuk. Die gegen sie vormarschierenden Truppen fanden heftigsten Widerstand. Siegreiche, aber schwere Gefechte wurden unter Kapitänleutnant Gygas am Lievenberg und bei Klein-Barmen und unter Major von Estorff nordöstlich von Omaruru bei Otjihinamaparero geschlagen. Sie hatten zur Folge, daß die Herero sich enger zusammenschlossen. In gewaltigen Kriegshaufen sammelten sie sich an den zur Verteidigung günstigen Punkten, die zugleich ihren Herden ausreichende Weide und Wasser boten. Das Komashochland, das Onjati-Gebirge und der Waterberg sind derartige natürliche Riesenfestungen, deren schwer zugängliche, schroffe Abstürze und Felsenmauern die reichen Weidefelder und zahlreichen Wasserstellen des Inneren decken.



Keetmanshoop.

Hier mußten die Herero aufgesucht werden, denn die Nachricht, daß sie versuchen wollten, mit ihren Herden und Werften nach Osten abzumarschieren und die britische Grenze zu überschreiten, war durch die Tätigkeit einer fern im Osten unter Major von Glasenapp operierenden Truppenabteilung widerlegt worden.

Der allgemeine Vormarsch, den Oberst Leutwein in Okahandja vorbereitete, verzögerte sich bis zum April, da das Eintreffen von in Argentinien angekauften Pferden abgewartet werden mußte. Inzwischen waren weitere Verstärkungen eingetroffen, so daß der Oberst am 9. April mit rund siebenhundert Gewehren, zwölf Geschützen und sechs Maschinengewehren über den bei Onganjira stehenden, etwa siebenmal stärkeren Feind nach schwerem, erbittertem Treffen einen glänzenden Sieg erringen konnte. Aber bereits wenige Tage später bewies der übermächtige Widerstand der Herero im Gefecht bei Oviumbo, daß, wie Oberst Leutwein berichtete, die Truppe in ihrer gegenwärtigen Stärke — 210 Offiziere und Beamte, 3620 Mann mit 2800 Pferden — nicht ausreiche, um den Aufstand niederzuwerfen. Man war somit auf eine abwartende Haltung angewiesen; kühne, weit vorgetriebene Offizier-Patrouillen hielten sich am Feinde, der sich unter dem Oberhäuptling Samuel Maharo und den anderen Kapitänen mehr und mehr um den Waterberg zusammenballte. Die Masse des Volkes — es mögen gegen fünfzigtausend Seelen gewesen sein — sammelte sich hier, und ihre Niederkämpfung mußte sich umso schwieriger gestalten, als die Herero in den vorausgegangenen Gefechten todesverachtende Tapferkeit und wilden Offensivgeist bewiesen hatten. Weitere bedeutende Truppennachschübe in Stärke von rund 250 Offizieren, 3540 Mannschaften und 3320 Pferden trafen bis zum Juli im Schutzgebiet ein, und mit ihnen der zum Oberbefehlshaber ernannte Generalleutnant von Trotha, der bereits in Ostafrika



Aus, etwa 140 Kilometer östlich von Lüderitzbucht an der Eisenbahn nach Keetmanshoop.

Lüderitzbucht

Nördlicher Teil mit der Haifischinsel

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

und Ostasien gedient hatte. Oberst Leutwein sollte sich wieder ganz seinen Pflichten als Gouverneur widmen, auch erforderten die Verhältnisse im Namalande dringend seine Anwesenheit.

Unter großen Schwierigkeiten schoben sich nunmehr im Juli die deutschen Kolonnen von allen Seiten an den Waterberg heran; im August standen sechsundneunzig Offiziere und fünfzehnhundert Mann mit dreißig Geschützen und zwölf Maschinengewehren in weitem Umkreise um die Stellungen der Herero. Mehr Truppen zum Entscheidungskampf zusammenzubringen war nicht möglich, da die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen und die Stationsbesatzungen starke Kräfte in Anspruch nahmen.

Am 11. August schritten die deutschen Truppen zum Angriff. In mörderischer zweitägiger Schlacht wurde der mit dem Mute der Verzweiflung und rasender Erbitterung kämpfende Gegner aus allen Stellungen geworfen und nach Osten getrieben. Ungeheuere Staubmassen hüllten die Flüchtenden ein und wiesen den Verfolgern den Weg. Schon am 13. begannen die Truppen den Vormarsch in das wasserarme Sandfeld, in



Tafelberge bei Kubub.

dem sich nach monatelanger Verfolgung das harte, aber gerechte Schicksal des Hererovolkes vollendete. Tausende fielen den Geschossen der Verfolger, dem Hunger und Durst zum Opfer, und nur wenige — unter ihnen Samuel Maharo und einige Unterhäuptlinge — erreichten unter Verlust ihres gesamten Besitzes britisches Gebiet, wo sie entwaffnet wurden. Andere, denen es gelungen war, nach Westen zurückzufliehen, irrten unstät und ziellos im Damaralande umher. Von ihnen wurden geringe Teile von den Ovambo aufgenommen, die Mehrzahl jedoch ergab sich den das Land durchstreifenden deutschen Truppen und wurde in Gefangenenlagern gesammelt. In diesen befanden sich im Juli 1906 etwa siebzehntausend Seelen. —

Schon zu der Zeit, als im Damaralande die Treffen bei Onganjira und Oviumbo geschlagen wurden — im April 1904 — begann es im Bondelzwartgebiet von neuem zu gären. Morenga und Morris, Parteigänger der Bondelzwart, die als Rädelsführer in dem eben beendeten Aufstand auf englisches Gebiet geflohen waren, überschritten die deutsche Grenze und begannen an der Spitze räuberischer Banden eine systematische Ausplünderung der Farmer. Die weiße Bevölkerung des platten Landes flüchtete in den Schutz der befestigten Ortschaften; die im Süden verfügbaren Truppen waren nicht stark genug, um das riesige Gebiet zu sichern. Aber noch fochten die hottentottischen Hilfstruppen im Hererolande auf deutscher Seite, und wohl niemand

dachte an eine allgemeine Erhebung der Stämme des Namalandes, als sich plötzlich — wie ein Blitz aus heiterem Himmel! — die Nachricht vom Abfall Hendrik Witboois verbreitete.

Was den alten Feuerkopf dazu veranlaßt hat, von neuem das Kriegsbeil auszugraben und seinen Treueid zu brechen — wer vermag es zu sagen?! Ob es die grimme, von neuem aufkochende Wut über sein verlorenes Königtum war, ob eine Tat religiösen Wahns, oder ob er, was kaum glaublich ist, in der Tat hoffte, daß jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen sei, um an der Spitze aller Hottentotten die deutsche Herrschaft zu stürzen — wer könnte es entscheiden?! Aber welche Macht seine Person noch ausübte und welche Unsumme von Wut und Haß sich auch in den Herzen der gelben Männer aufgespeichert hatte, das zeigte der Verlauf der Ereignisse.

Ein ungeheuerer Brand erfaßte das Namaland von den Ufern des Nosob bis zu denen des Oranje! Was Deutsch war, sollte vernichtet werden, und um die blutige Fahne des Aufruhrs sammelten sich alle, die nur eine Waffe tragen konnten — narbenbedeckte Krieger und Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren. Die Witbooi und Bethanier, die Feldschuhträger und Bondelzwart, Hottentotten von Gochas und Hoachanas standen in Waffen; von den sämtlichen Eingeborenen des weiten Groß-Namalandes blieben nur die Bastarde und die Orlam von Berseba treu.

Alle im Damaralande entbehrlichen Truppen wurden sofort nach dem Süden geworfen, bedeutende Verstärkungen aus Deutschland erbeten. Oberst Leutwein begab sich nach Rehoboth und traf die ersten Maßnahmen im nördlichen Namalande. Zahlreiche Weiße waren inzwischen von den Hottentotten ermordet worden, unter ihnen der Bezirkshauptmann von Gibeon, von Burgsdorff. Am 27. Oktober fand der erste Zusammenstoß mit den Rebellen statt, deren Kerntruppen Hendrik in Mariental sammelte. Und nun begann jenes gewaltige, über zwei Jahre sich hinziehende Ringen, das uns Deutschen so harte Opfer an Blut und Gut auferlegte und das erst nach furchtbaren Anstrengungen und zahllosen, mit wilder Erbitterung und bis zur äußersten Erschöpfung geführten Kämpfen mit der Niederwerfung der Gegner endete.

Im Jahre 1904 schrieb ich in der Kolonialzeitung: „Der Verlauf der kriegerischen Operationen im Namalande wird, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, grundverschieden von dem gegen die Herero sein. Nicht eine geschlossene Masse von Kriegern, wie in den späteren Phasen der Kämpfe im Damaralande, wie bei Onganjira, Oviumbo und am Waterberg, wird unseren Truppen gegenüberstehen, sondern überall dort, wo nur immer ein wildes, unzugängliches Gebirge sich erhebt, werden Horden Aufständischer sich festsetzen. Die Naukluft und die sich südwärts anschließenden meilenweiten Tafelbergländer, die Gebirge des Fischflusses, die Homs-, Hanami- und Huibhochebenen, das Karasgebirge und die Oranjeklüfte sind derartige schwer zugängliche und zum großen Teil noch unerforschte Bergwildnisse, die den verschlagenen Hottentotten zahllose Schlupfwinkel bieten. Ihnen in diese Einöden zu folgen, wird mit großen Schwierigkeiten und mit fast übermenschlichen Anstrengungen verbunden sein, und zwar nicht allein für die in vorderster Linie stehenden Truppen, sondern vor allem auch für diejenigen Teile, denen der Nachschub an Proviant und Munition obliegt . . . .“

So haben sich denn auch in der Tat die Ereignisse abgespielt. Wilder Kriegslärm im ganzen, weiten Groß-Namaland! Die Kämpfe des Obersten von Deimling im Auobtal mit dem dreitägigen Gefecht der Kolonne Meister bei Groß-Nabas, das wilde Ringen in den Karasbergen, die Kämpfe der Majore von Estorff gegen Hendrik Witbooi, Gräser im Fischflußtal, Maercker gegen die Horde des Herero Andreas und die des Oberstleutnants van Semmern gegen Morenga und Morris füllten die Jahre 1904 und 1905 aus. In das

Jahr 1905 fällt auch das Ende des alten Hendrik Witbooi. Von allen Seiten eingekreist und verfolgt floh der einst so mächtige Häuptling mit einer kleinen Schar seiner Getreuen ruhelos von Wasserstelle zu Wasserstelle, bis ihn am 29. Oktober in dem unbedeutenden Gefecht bei Fahlgras sein Schicksal ereilte. Durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet starb er am 3. November. So endete dieser kühne, unerschrockene, rastlose Mann, dessen Leben von fast ununterbrochenen wilden Kriegstaten erfüllt war, und dessen hochfliegende Pläne Jahrzehnte hindurch die Völker Südwestafrikas in Atem gehalten hatten. Wir können ihm den Tod auf der Wahlstatt gönnen. Das Verblassen seines Sterns wirkte zwar niederschmetternd auf eine große Zahl der noch im Felde stehenden Rebellen, aber das Jahr 1906 brachte doch noch eine Reihe heißer, erbitterter Kämpfe. Und Monate vergingen noch, ehe man vom Beginn der allgemeinen Niederkämpfung des Gegners reden konnte. Diese wurde durch die Gefangennahme des Häuptlings Cornelius Frederiks von Bethanien durch Hauptmann Volkmann im März und durch die Niederwerfung Morengas durch Hauptmann Bech im Mai wesentlich beschleunigt, aber erst nachdem sich die Bondelzwart am 23. Dezember 1906 dem Oberstleutnant von Estorff ergeben hatten, konnte die Beendigung des Kriegszustandes im Groß-Namalande ausgesprochen werden. „Friede!“ erklang es im Geläut der Glocken über Berg und Tal, durch Steppe und Wüste — und was dies Wort für unser Schutzgebiet bedeutete, zeigt uns seine von Waffenklirren, von heißen Kämpfen und kühnen Taten, von Not und Tod erfüllte Geschichte! . . .

Aber noch waren zur Zeit der Aufhebung des Kriegszustandes — am 31. März 1907 — nicht alle Gegner niedergeworfen. In der Kalahari, dicht an der englischen Grenze, hielt sich Simon Kopper von Gochas mit einer Zahl von Anhängern versteckt, und am Oranje und in den südöstlichen Grenzgebieten trieben räuberische Banden versprengter Hottentotten ihr Unwesen. Ihnen fielen noch mehrfach Angehörige der Schutztruppe und friedliche Farmer zum Opfer. Gegen Simon Kopper zog im März 1908 — kurz vor der Reise des Staatssekretärs Dernburg nach Südwestafrika — Hauptmann von Erckert mit einer wohlausgerüsteten Expedition, der ein starkes Kamelreiterkorps beigegeben war. Nach furchtbaren Anstrengungen auf dem Vormarsche durch die „Durststrecken“ jener wasserarmen Landschaften gelang es zwar, Simon Kopper zu stellen und in dem sich entspinnenden Gefecht, in dem der tapfere deutsche Führer fiel, den Hottentotten bedeutende Verluste beizubringen und sie zu zersprengen, Kopper selbst aber entkam und flüchtete auf englisches Gebiet.

Diese Ereignisse zeigen, mit welchen Schwierigkeiten — vielleicht noch auf Jahre hinaus — die Aufrechterhaltung des Landfriedens in den entlegenen Grenzgebieten verknüpft sein wird. Mit eiserner Strenge muß gegen alle Friedenstörer vorgegangen werden, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß neuerdings die deutschen und britischen Behörden gemeinsame Maßregeln ergriffen haben, um die Räuberbanden, die bald auf deutschem, bald auf englischem Gebiet aufgetreten sind, zwischen zwei Feuer zu nehmen.

Wenn aber im Süden des Schutzgebiets der wankelmütige und unruhige Charakter der Hottentotten ernste Zwischenfälle auch für die Zukunft keineswegs ausschließt — und wenn im Norden die Haltung der bisher unberührten Ovambostämme noch nicht endgültig geklärt ist, so weisen diese Verhältnisse darauf hin, bei der Verringerung der Machtmittel in Südwestafrika vorläufig eine weise Vorsicht walten zu lassen. Falsch angebrachte „Sparsamkeit“ könnte hier die bittersten Früchte zeitigen. „Schutz dem weißen Manne und seiner Arbeit!“ das ist der hoch-sittliche, unabänderliche Leitsatz, den das deutsche Volk in der Verwaltung seiner Kolonien allen seinen Handlungen zu Grunde zu legen hat. Nach der Erfüllung dieser Forderung

mögen dann auch die Bestrebungen zu Worte kommen, die den „Schutz der Eingeborenen“ bezwecken. Allerdings muß betont werden, daß — soweit es sich hier um die Erhaltung gewisser Institutionen der Eingeborenen auf den Gebieten der Religion, des Rechtes, der Gesetze und der Sitte handelt — zunächst auf das gewissenhafteste zu untersuchen sein wird, inwieweit diese Institutionen nicht etwa unmittelbar-kulturfeindliche sind. Dieser Punkt wird — bei uns ebenso wie in England — von den Kreisen des Volkes in der Heimat, die sich als die Träger der „humanitären Forderung weitgehendsten Eingeborenenschutzes“ bezeichnen, zumeist nicht erkannt, weil diesen Kreisen vielfach die Grundlage der Beurteilung, die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in den Kolonien, fehlt. Es sei hier festgestellt, daß der weitgehendste und wirksamste Schutz der wirtschaftlichen Existenz der Eingeborenen in der für sie vorbildlichen Arbeit der Weißen und in dem gesetzlich zu regelnden Arbeitszwang der eingeborenen Männer liegt. Dabei soll und muß die Behandlung aller wohlgesinnten Eingeborenen selbstverständlich gerecht und wohlwollend sein,



Trockenliegendes Bett des Fischflusses westlich von Keetmanshoop.

wie dies in den deutschen Kolonien auch ausnahmslos geübt wird — diejenigen aber, die im Verbrechen ergraut der Schrecken des Landes geworden sind, treffe die volle Strenge der Gesetze, wie sie die überlegene Moral der weißen Rasse geschaffen hat. Diese Forderung erscheint so einfach und so billig — und doch ist oft gegen sie gefehlt worden, mehrfach sogar in Rücksicht auf die Parteipolitik in der Heimat. Für alle Siedlungskolonien, in denen der Weiße gezwungen ist, unter Eingeborenen zu leben, deren der Kultur feindlich gegenüberstehende Macht noch nicht gebrochen ist, muß der Satz doppelte Gültigkeit behalten, den Professor K. Dove ausgesprochen hat und der besagt, daß „Milde gegen den Eingeborenen Grausamkeit gegen den Weißen“ ist. Diese Worte treffen den Kern einer zielbewußten und kraftvollen Eingeborenenpolitik, einer Politik, die ohne Härte, aber voller Energie das Heil der ihr anvertrauten Eingeborenen in der Erziehung zur Arbeit und zur Kultur sieht.

Die Schwierigkeiten, die sich der Durchführung dieser Politik entgegenstellen, sind allerdings meist übergroße. Handelt es sich doch vielfach um Gebiete, in denen noch nicht genügend geklärte Landesverhältnisse und mangelhafte Straßen- und Eisenbahnverbindungen den Einfluß der Regierung merklich erschweren, vor



Hottentott der Roten Nation.

allem in den entlegeneren Landesteilen. In Südwestafrika treten hierzu noch die zum Teil gigantischen Schwierigkeiten, die durch die natürliche Beschaffenheit des Schutzgebiets sich ergeben — durch wildzerrissene Gebirge, undurchdringliche Dornbuschwälder und wasserlose Sandwüsten, die dem Fuße des Menschen ein gebieterisches Halt zurufen.

Die Landeskunde des Schutzgebiets wird uns ein eingehenderes Bild dieser mannigfachen Schwierigkeiten geben und den engen Zusammenhang dartun, der zwischen ihnen und den Fragen der Eingeborenenpolitik besteht, die im Vorhergehenden kurz gestreift wurden. —

Das Innere Südafrikas ist erfüllt von einem gewaltigen Hochplateau, das von tiefeingeschnittenen Flußsenkungen durchbrochen und in eine Reihe von Hochländern zerteilt wird. Vom Nordosten über Süden nach Nordwesten gerechnet sind dies die Hochländer von Rhodesien und von Matabeleland, das Burenhochland, Südwestafrika und das Hochland von Angola. Sie umschließen das in das Hochplateau eingesenkte Kalaharibecken, eine Reihe zusammenhängender und ineinander übergehender Landschaften, deren bemerkenswerte Eigenart in dem Vorherrschen der wasserlosen Trockensteppe besteht. Dies sich von Süd nach Nord hinziehende, ununterbrochene Band von Wüstensteppen schafft — abgesehen von wenigen Straßen und oasenartig eingesprengten Kulturflecken — im Herzen Südafrikas eine Zone menschenarmer und für den Verkehr fast verschlossener Gebiete. Gegen diese Beckenlandschaften dachen sich die Hochländer sanft und allmählich ab, nach außen hin aber — den Meeren zu — gehen sie in gewaltige Terrassenländer über, denen das mehr oder weniger breite Küstenland vorgelagert ist. Die Abstürze der Hochländer werden von Randgebirgen gekrönt, die eine durchschnittliche Höhe von zwölfhundert bis siebzehnhundert Metern zeigen, während die Gipfel der Berge sich bis zu zweitausend, im Basutolande sogar bis zu dreitausendsechshundert Metern erheben.



Bastardmädchen.

Die Seehöhe dieser weiten Gebiete gibt ihnen den gleichartigen Charakter subtropischer Steppenländer. Das Klima der Hochländer ist dem Europäer durchaus zusagend und bietet ihm in jeder Hinsicht angenehme Lebensbedingungen, die Küstenländer dagegen zeigen je nach der Bespülung durch warme oder kalte Meeresströmungen scharf von einander abweichende klimatische Verhältnisse. So tritt in den von warmen Gewässern berührten Küstengebieten des portugiesischen Ostafrika bereits eine üppige tropische Vegetation und allerdings auch ein rein-tropisches Klima mit seinem Gefolge von schweren Tropenkrankheiten auf,

während die unter gleicher Breite liegenden Küstenstriche Südwestafrikas, die von auffallend kühlen, ja kalten Strömungen und Auftriebwassern bespült werden, ein gesundes Klima zeigen — ein Klima, das unter dem Einfluß des Seewinds und der häufig auftretenden Nebel den aus dem Hochlande kommenden Europäern und Eingeborenen oft empfindlich kalt und unfreundlich erscheint.

Wenn wir uns nunmehr der engeren Landeskunde unseres Schutzgebiets zuwenden, so sei zunächst nochmals erwähnt, daß Südwestafrika den Westrand des südafrikanischen Hochplateaus darstellt; grundfalsch wäre es jedoch, aus dieser Tatsache auf eine Gleich- oder Einförmigkeit der Landesverhältnisse schließen zu wollen. Die von den Subtropen in die Tropen hineinreichende Längenausdehnung des Schutzgebiets, etwa dreizehnhundert Kilometer, gibt vielmehr im Verein mit der wechselnden Seehöhe dem Lande eine überaus große Mannigfaltigkeit des Klimas, der Bodenbedeckung, der Wirtschaftsmöglichkeiten, kurz aller der Verhältnisse, die in erster Linie von klimatischen Einwirkungen abhängig sind.

Dementsprechend zeigen die nach dem Namen der sie bewohnenden Völker benannten drei Hauptgebiete, das Groß-Nama-, das Herero- und das Amboland, in bezug auf das Klima, auf Fauna und Flora scharf begrenzte Unterschiede. Als vierter Teil treten die Küstengebiete hinzu, in sich mehr gleichartig und abgeschlossen.

In einer Länge von rund vierzehnhundert Kilometern zieht sich die Küste des Schutzgebiets zwischen den Grenzströmen, dem Oranje und Kunene, hin, einförmig-geradlinig und arm an Häfen und solchen Einbuchtungen, die den Schiffen Schutz gewähren könnten. In einer Breite, die zwischen fünfzig und einhundertfünfzig Kilometern schwankt, begleitet der Gürtel mächtig ansteigender Sand- und Steinwüsten das Gestade. Den nördlichen Teil bis zum Omarurufluß nimmt das gewaltige Bergland des Kaokofeldes ein, das oft bis ganz dicht an das Meer herantritt und nur durch einen schmalen Streifen von Sanddünen und von Strandsand von ihm getrennt wird. Zahlreiche tiefeingerissene und von kahlen Randgebirgen begleitete Flußbetten durchbrechen das Bergland. Vom Omarurufluß aus nach Süden dagegen zeigen die Küstenlandschaften bis zum Swakop weitausgedehnte allmählich ansteigende sterile Hochflächen, die von Geröll und Wüstensand bedeckt sind. Auch hier ist die Dünenbildung eine nur spärliche, so daß als Südgrenze des dünenarmen Gebietes der Lauf des Swakopflusses angesehen werden kann. Unmittelbar an seinem Südufer aber, mit ihrem Fuße auf diesem ruhend, erhebt sich bereits die erste gewaltige Dünenmasse, die nach Süden zu immer mehr anwachsend und landeinwärts ins Ungemessene sich ausdehnend, auf der ganzen Strecke zwischen dem Swakopflusse und Lüderitzbucht jeden Verkehr in das Innere zur Unmöglichkeit macht. Eine Ausnahme bildet allein die englische Walfischbai, von der aus längs des Laufes des Kuisebflusses sich ein schlechter Weg durch die Dünen in das Innere windet, der allerdings bald Anschluß an den Lauf des Swakop sucht. Südlich des Kuiseb aber beginnt dann die eigentliche Region der todbringenden Dünen- und Flugsandwüsten, und die Flüsse, die wie der Tsondab und Tsauchab sich hier aus dem Innern des Landes dem Meere zuwenden, verschwinden an der östlichen Dünengrenze unter den Sandbergen, die schroff in das Flußbett abfallen und in der Regenzeit die Wasser anstauen. Es ist nicht wissenschaftlich erwiesen, aber doch nach Lage der Dinge wahrscheinlich, daß einzelne dieser Flüsse, so die beiden ebengenannten, nach langem unterirdischen Lauf das Meer erreichen, denn man hat in der Höhe, in der etwa ihre Mündungen liegen könnten, dicht am Strande Süßwasser gefunden.

Mit Ausnahme der Bewohner der Hafenplätze ist von einer Bevölkerung der Küstengebiete kaum zu reden, wenn man nicht die Topnaar von Rooibank im Hinterlande der Walfischbai und hoch oben in Zesfontein

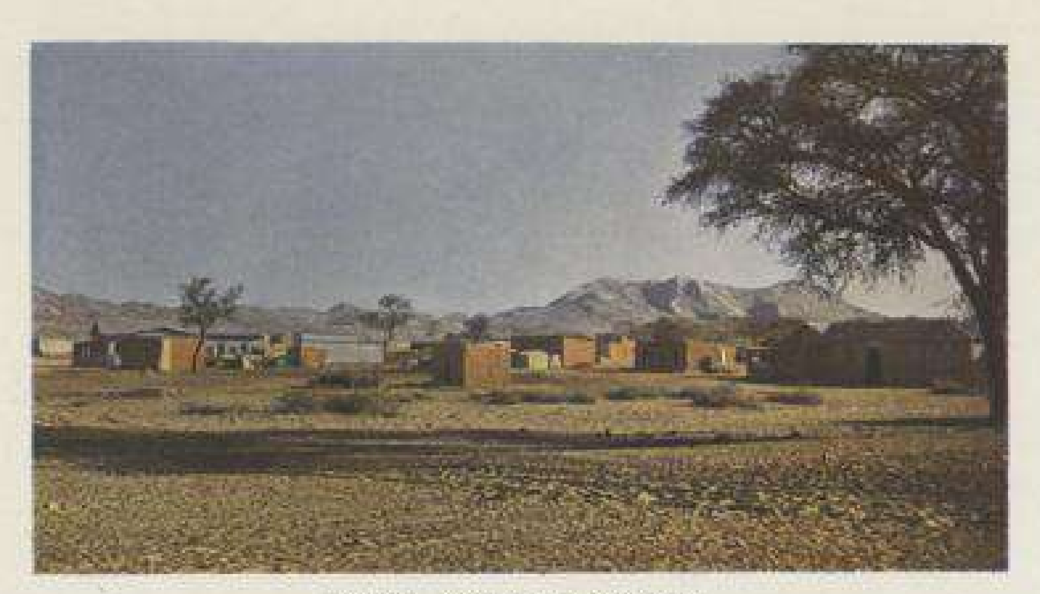
im Kaokofeld zu ihnen rechnen will. Sie und wilde Buschleute durchstreifen gelegentlich diese Einöden und sammeln sich um die wenigen nur ihnen bekannten Wasserstellen, um dem Fischfang oder der Jagd auf Seevögel obzuliegen.

Die frei und offen daliegenden Küstenteile sind dem Anprall der mächtigen Dünung und Brandung des Südatlantik schutzlos preisgegeben, so daß Landungen außerhalb der Häfen und der wenigen und nur teilweise geschützten Reeden gefahrvoll und in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht durchführbar sind.

Auf die Gestaltung der Küstenlinie hat der in südnördlicher Richtung hinstreichende kalte Benguëlastrom einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Ihm und den in diesen Regionen meist aus Süden und Südwesten wehenden Winden ist es zuzuschreiben, daß die von der Brandung dem Gestade entrissenen und die von den Flüssen dem Meere zugeführten ungeheueren Sandmassen nordwärts geschwemmt und an vorspringenden Punkten der Küste abgelagert werden. Durch diese fortdauernde Bewegung und Verschiebung des Schwemmsandes ist die Küstengestaltung alljährlich bedeutenden Veränderungen unterworfen — vor allem dann, wenn in regenreichen Jahren die Flüsse starkströmend das Meer erreicht haben, oder wenn heftige Sturmfluten aufgetreten sind. Unter dem Einfluß dieser unablässig arbeitenden Kräfte ist im Laufe der Jahre die Versandung einer Anzahl von Häfen eingetreten, und zwar anscheinend zumeist von solchen, die nördlich größerer Flußmündungen lagen. Andererseits erscheint aber auch die Neubildung von hafenähnlichen Einbuchtungen durchaus nicht ausgeschlossen, wenn uns auch hierüber alle Nachrichten fehlen, denn unsere Kenntnis von der Küste des Schutzgebiets geht nicht weit, kaum über die Mitte des verflossenen Jahrhunderts zurück. Und sie ist auch insofern eine nur spärliche, als wir nur hier und dort genauere Angaben durch Berichte von Seefahrern erhalten haben, die das Gestade an verschiedenen, weit auseinander liegenden Punkten berührten. Wir wissen aber doch, daß der im Jahre 1832 entdeckte Ogdenhafen bereits im Jahre 1879 versandet war und nicht mehr aufgefunden werden konnte, und das gleiche Ereignis hat sich vor unseren Augen im Sandwichhafen abgespielt, in den um 1888 noch Seeschiffe einlaufen konnten, während er im Jahre 1895 durch die in rasender Schnelle fortschreitende Versandung zu einer Lagune geworden war, die keine Verbindung mit dem Meere mehr hatte. Die einzigen brauchbaren Häfen sind heute Lüderitzbucht und die Walfischbai, während Swakopmund eine offene, allerdings durch vorgelagerte Riffe geschützte Reede darstellt. Sie wurde vom Major von François dem Verkehr erschlossen und ist, abgesehen von den Häfen, zweifellos der günstigste Landungsplatz an der ganzen Küste, nur hätte man sich vom Beginn des Ausbaues an vor Augen halten sollen, daß die schwierigen Strom- und Brandungsverhältnisse sich, wie schon die Geschichte der Küste zeigt, nicht in eine Formel oder ein System bringen lassen. In dieser Erkenntnis hätte man statt des Baues einer festen Mole, eines Wellenbrechers, dessen Versandung immerhin eine große Wahrscheinlichkeit für sich hatte, von vornherein die Anlage eines in Eisenkonstruktion auszuführenden Piers anordnen sollen.

Zu bemerken bleibt, daß die aus Sandwüsten und Dünenmassen bestehenden Küstengebiete von Lüderitzbucht aus südwärts bis zur Oranjemündung noch vor wenigen Monaten ebenso unbekannt waren, wie die nördlich anstoßenden Landstriche. Inzwischen sind in diesen Küstenwüsten reiche Diamantenfelder entdeckt worden, und durch die Tätigkeit zahlreicher Expeditionen beginnt sich nun allmählich das Dunkel zu lichten, das diese Teile des Schutzgebiets bisher umhüllte.

Unter der Einwirkung des Benguëlastroms, dessen Temperatur sich nach den vorhandenen Messungen nicht über 15° Celsius erhebt, und unter dem Einfluß der fast das ganze Jahr hindurch über das kalte Meer



Rehoboth. Blick auf die deutsche Station.

dem Lande zuwehenden Südwestwinde zeigen die Küstenlandschaften ein ausgesprochenes Seeklima. Die Mittelwerte der Wärmegrade, die für die kältesten Monate etwa 13.5°, für die wärmsten 19.5° betragen, erweisen die geringen Schwankungen der Temperatur. Gleichwohl aber tritt hier der Umstand ein, daß in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft dieser meeresnahen Gebiete die an und für sich geringen Temperaturunterschiede schärfer empfunden werden als die weit höheren Schwankungen in der trockenen Luft des Hochlandes. Zu dieser Erscheinung trägt wesentlich der Seenebel bei, der wohl fast täglich einige Stunden, oft aber auch wochenlang ununterbrochen den Himmel bedeckt und die Sonnenbestrahlung ausschaltet. Wenn dann am Morgen der zu Wasser verdichtete Nebel von den Dächern tropft und ein kältender Wind vom Meere her über die kahlen Flächen weht, hüllt man sich dicht in den Mantel und ersehnt die wärmenden Strahlen der Sonne. Häufig rückt der Nebel, der morgens wie eine dichte, grauschwarze Wand am Horizont über dem Meere steht, erst in den Vormittagstunden landwärts vor und bedeckt nur einen Teil des Himmels, so daß man vom Strande aus das Einfallen der Sonnenstrahlen auf den nach Osten zu sanft ansteigenden Flächen deutlich wahrnimmt, während der Strand selbst unter dichten Nebelschwaden liegt.

Für die Vegetation der Uferlandschaften ist der Nebelniederschlag trotz seines häufigen Auftretens ohne Belang, weil die Durchnässung des Bodens eine nur ganz oberflächliche ist, und unmittelbar unter der dünnen durchfeuchteten Schicht staubtrockener Sand erscheint. Und da auch Regenfälle nur sehr selten auftreten, so selten, daß auch ihre Einwirkung auf die Vegetation ohne Bedeutung ist, so erscheint die Pflanzenwelt der Küstenzone überaus arm und kümmerlich.

Niedrige, kriechende Salzpflanzen, unter denen die „Buschmannskerze“ mit ihren kleinen, fingerartigen Stengeln hervorsticht, verschiedene krautähnliche Büschchen und die vereinzelten verkümmerten Halme einiger Strandgrasarten sprießen hier und dort aus dem Sande hervor und bilden die armselige Flora der durchaus wüstenhaften Uferlandschaften. Lediglich die Mündungen der Flüsse bieten ein lebhafteres Bild. In ihnen zaubern die für das Auge meist unsichtbar unter der oberen Sandschicht dem Meere zu strömenden Wasser eine grüne Decke von Queckgras hervor, aus der sich die schlanken Stauden des wilden Tabakstrauchs erheben, während an den Rändern des Flußbetts — oft dicht bis an das Meeresgestade heran — Dawesträucher und vereinzelte Akazien in Buschform grünen, die allerdings als vom Flusse hierher getragene Einwanderer aus dem Binnenlande bezeichnet werden müssen. Die lagunenartigen Wasserlöcher aber, die sich

Wasserstellen im Bett des Swakop bei Kanikontes

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



Die Pforte von Aris am Wege Windhuk-Rehoboth.

an den Flußmündungen meist dicht hinter dem seewärts vorliegenden Strandwall bilden, sind umstanden von Schilf- und Rohrdickungen. So bilden die Mündungen der Flüsse grüne Inseln in dem unendlichen gelben Sandmeere des Strandes, Ruhepunkte für das Auge des Wanderers. Auch die einzige nutzbare Pflanze dieser Gegenden, die „Nara", ein rankendes Gewächs mit melonenartiger, stachelbewehrter Frucht, deren saftiges Fleisch an die Mango erinnert, findet sich hier im Mündungsgebiet des Kuisebflusses, wo sie im Leben der dort ein elendes Dasein fristenden Topnaar eine große Rolle spielt.

Belebter, wenn auch noch eintönig genug, ist bereits die Pflanzenwelt der hinter dem Strandgebiet allmählich und stetig ansteigenden Wüstenflächen. Hier finden wir auf dem heißen und staubtrockenen Boden die weitausgreifenden, wie Polypenarme anmutenden Riesenblätter der Welwitschia mirabilis ausgebreitet, hier sehen wir die in ihrer Gestalt oft an die Bienenkorbhütten der Eingeborenen erinnernden „Milchbüsche", umfangreiche, vielfach fast kugelförmige Euphorbien, weit über die Sandwellen der Wüste verstreut. In den Bodensenkungen finden sich bereits häufiger dürre, von der Sonne ausgetrocknete Gräser von unscheinbarem, farblosen Aussehen. Aber in den Flußbetten nimmt die Vegetation schon im Bereiche des Küstenklimas, dessen Einfluß sich sechzig bis achtzig Kilometer weit landeinwärts bemerkbar macht, rasch und stetig zu, besonders in den tief in das Massiv der Terrassenländer eingerissenen Küstenflüssen des Damaralandes und des Kaokofeldes. Wildverworrene, übermannshohe Schilf- und Rietdickichte füllen oft weithin die Sohle des Bettes aus, und an seinen Rändern, an denen ein humoses Schwemmland breite, erhöhte Bankette bildet, erheben sich aus dem wirren Gestrüpp von dornigen Sträuchern, wildem Tabak, Rizinus- und Ebenholzbüschen die Giraffenakazien. In der Küstennähe von gedrücktem, knorrigen Wuchs, zeigen sie landeinwärts freiere Formen, und neben ihnen erscheinen bereits nicht allzufern der Küste die herrlichen Anaakazien, Baumriesen, unter deren weitverzweigtem Geäst der Boden weithin mit ihren braunroten Schoten bedeckt ist, die als Kraftfutter für das Vieh geschätzt werden. Modernde Stämme, die von den in der Regenzeit mit elementarer Gewalt zu Tal stürzenden Wassern entwurzelt wurden, und große Haufen angeschwemmten Gestrüpps häufen sich an den Rändern der Schilfdickichte und Bankette auf, umgeben den Fuß der mitten im Flußbett sich erhebenden Anabäume und vervollständigen das fremdartige und fesselnde Bild, das uns diese weltfernen und vereinsamten Flußwildnisse bieten. Zu ihnen senken sich von den Wüstenflächen labyrinthische Gewirre von tiefsandigen Regenschluchten nieder, in denen hier und dort verkümmerte Giraffenakazien auftauchen, oft von wunderlich-zwerghaftem Wuchs und dicht unter die Randfelsen der Schlucht geschmiegt. Auf den

Hängen der Talspalten und auf den aus Verwitterungsschutt bestehenden Halden erscheint die seltsame, einem vielarmigen, riesenhaften Standleuchter gleichende Gestalt der Aloe dichotoma . . . .

Seltsam und fremdartig in ihrer wechselnden Form erscheinen uns auch die gewaltigen Felsenmauern, die Klippen und Ufergebirge, die das Flußbett begleiten. Bald engen senkrecht aufsteigende Felswände das „Rivier" ein, bald springen Bergnasen weit in seine sandige Sohle vor. Hier ragen unersteigliche Spitzkuppen jäh zum Himmel empor, und dort breiten sich riesige Steinplatten und abgerundete Blöcke aus, die das Flußbett oft weithin durchsetzen.

Von den Küstenflüssen des Schutzgebiets bildete der Swakop mit seiner ununterbrochenen Reihe ergiebiger Süßwasserstellen in früheren Jahren — vor der Eröffnung der Eisenbahn — die wichtigste Verkehrsstraße in das Innere. Hunderte der schweren, ungefügen Ochsenwagen zogen alljährlich auf den Wüstenflächen der Namib zu beiden Seiten des Flusses dahin, um auf den Wegen Otjimbingwe-Anawood-Büllsbout-Modderfontein oder Otjimbingwe-Tsaobis-Salem den unteren Swakop bei Usab, Haigamkab oder Kanikontes zu erreichen und von einem dieser Wasserplätze nach Swakopmund oder Walfischbai weiter zu „trekken". Diese Reisen waren beschwerlich und oft mit großen Verlusten an Zugtieren verbunden, besonders dann, wenn die Zugochsen bereits von früheren Reisen her ermattet oder die Wagen zu schwer beladen waren. In den Jahren 1893 bis 1895, in denen die durch die fast ununterbrochenen Kriegszüge im ganzen Lande verschleppte Lungenseuche die schwersten Opfer forderte, konnte man hunderte und aberhunderte von gebleichten Ochsengerippen an den Straßen zur Küste zählen.

In einem gewissen Gegensatz zu der Armut der Flora steht die Fauna der Küstengebiete, doch ist hier scharf zu unterscheiden zwischen den Bewohnern des Strandes, denen der Flußbetten und endlich denen der Namibflächen.

Überaus zahlreich ist die Vogelwelt am Meere. Viele Millionen von Pinguinen, Möven, Meerenten, Seeschwalben und Strandläufern, von Albatrossen, Kormoranen, Pelikanen und Flamingos bevölkern den Strand und die der Küste vorgelagerten Inseln, und diese ungeheuere Anzahl von Seevögeln legt zugleich Zeugnis ab von dem Fischreichtum der Küstengewässer. Seit Jahrhunderten haben die Vogelscharen diese stillen, entlegenen Gestade bewohnt, das beweisen die weitausgedehnten Lager wertvollen Guanos in gewissen Teilen der Strandflächen und auf den flachen, felsigen Inseln, den Hauptbrutplätzen der Vögel — Lager, die am Kreuzkap die Gestalt ansehnlicher Höhenzüge zeigten und der sie abbauenden Damaraland-Guanokompagnie große Gewinne brachten. Die Zahl der für den Menschen als Nahrung verwertbaren Vögel ist gleichwohl sehr gering. Nur der Flamingo kommt hier in Betracht, der, wenn er noch jung und zart ist, einen leidlich wohlschmeckenden Braten liefert, und ferner eine unserer heimischen Wildente in Aussehen und Geschmack sehr ähnliche Süßwasserente, die ebenso wie der Flamingo besonders in den seichten, lagunenartigen Wasserflächen an der Walfischbai und an einigen Flußmündungen zu finden ist. Ein hochgeschätztes Nahrungsmittel bilden auch die Eier der Pinguine, die Form und Farbe des Kibitzeies mit der Größe eines Enteneies vereinen. Zahlreiche und wertvolle Pelzrobben bewohnen das Meer längs der ganzen südwestafrikanischen Küste und werden seit Jahren am Kreuzkap geschlagen, und endlich zeigen sich vereinzelt Wale in der Nähe der Küste. Ihre riesenhaften Rippen und Wirbel bedecken, vermischt mit Treibholz und Schiffstrümmern, weithin den Strand und deuten auf die Häufigkeit des Vorkommens in früheren Zeiten hin.

In den Mündungen und dem Unterlauf der Küstenflüsse ist das Tierleben nur spärlich. Wohl streifen in den Flußbetten des Kaokofeldes Gemsböcke (Oryx gazella) und Strauße bis unmittelbar an das Meer heran, aber als Bewohner dieser Region können sie gleichwohl nicht bezeichnet werden. Große Herden von Pavianen, die vormittags und gegen Abend mit heiserem Gebell von den Felsen zum Wasser herniedersteigen, Hasen, und endlich hin und wieder Pärchen von Klippspringern (Oreotragus saltatrix) — kleine, scheue und schnelle Bergantilopen — bilden neben Tauben und, weiter flußaufwärts, dem Savannenhuhn die Fauna dieser engbegrenzten Gebiete.

Ein wesentlich anderes Bild bietet uns die Tierwelt der Namibflächen. Dort, wo die ersten Grasbüschel den Übergang von der Wüste zur Steppe andeuten, finden wir die Vorposten des Steppenwildes. Herden von Springböcken (Antilope euchore), Zebras und Strauße durchwandern diese abgelegenen Landstriche, gegen das Meer vorrückend, wenn die selten und unregelmäßig auftretenden Regenfälle junges Gras aus dem sandigen und anscheinend ganz unfruchtbaren Boden der welligen Flächen hervorsprießen lassen — und gegen Osten zurückweichend, wenn die Weide aufgezehrt ist oder die zarten Gräser unter den sengenden Strahlen der Sonne verdorrt und verbrannt sind. Allen Teilen der Küstengebiete gemeinsam ist das Raubwild, als dessen Vertreter Schakale sehr häufig, Leoparden und Hyänen seltener und mehr nach dem Inneren zu vorkommen. Auch der „wilde Hund" (Canis piktus), dieses gefährlichste Raubtier Südwestafrikas, tritt in Rudeln in den Flußbetten auf.

Wenden wir uns nun zunächst der Betrachtung des Groß-Namalandes zu, des Teiles unseres Schutzgebiets, der am frühesten von Süden her europäischem Einfluß erschlossen wurde. Englische Händler waren es, die schon fünfzig und mehr Jahre vor der Errichtung der deutschen Herrschaft im Süden des Groß-Namalandes mit den Hottentotten in regem Handelsverkehr standen und ihnen die Gewehre, Munition, Sättel und Pferde lieferten, deren die Naman zu den Kriegszügen gegen die Herero so dringend bedurften. Und wenn auch die ersten Standorte und Niederlassungen dieser Händler sich dicht an den südlichen Grenzen des Landes befanden, so schoben sie sich doch mit der Zeit weiter nach Norden, bis in die Gegend von Keetmanshoop, ja über diesen Ort hinaus vor, denn die Gewinne waren übergroße und die Hottentotten behandelten die ihnen unentbehrlichen Geschäftsfreunde auf das beste. Einzelne dieser Händler ließen sich im Lauf der Jahre dauernd im Lande nieder, und so entstanden hier im Süden des Schutzgebiets die ersten Farmniederlassungen unter dem Schutze der Eingeborenen. Später, nach Errichtung der deutschen Herrschaft und vor allem nach dem Ausbruch des ersten Krieges gegen Hendrik Witbooi, verschob sich das Bild vollkommen, denn die ersten deutschen Ansiedler und Farmer sammelten sich am oberen Lauf des Swakop in unmittelbarster Nähe und gewissermaßen unter dem Schutze der Kanonen von Windhuk.

Jahre hindurch blieb der Norden von den Ansiedlern bevorzugt, wozu die größere Sicherheit der Person und des Eigentums, die Nähe der Zentralregierung und die weitgehenderen wirtschaftlichen Möglichkeiten im Hererolande gleichmäßig beitrugen. Zudem fehlten der Regierung die Mittel, um die beiden räumlich weit von einander entfernten Hauptansiedlungsgebiete im Herero- und Groß-Namalande gleichzeitig erschließen zu können. Bis zum Bau der Lüderitzbuchtbahn erhoben daher die im Namalande ansässigen Weißen berechtigte Klagen über die wirtschaftliche Vernachlässigung des Südens, besonders in verkehrspolitischer Hinsicht. — Heute sind diese Zeiten vorüber. Gerade das Groß-Namaland hat in den letzten Jahren einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, wobei bemerkenswert ist, daß die Besiedlung im

allgemeinen von Norden her über das Bastardland längs des Laufes des Fischflusses vordringend erfolgte. Die überaus langsame, sich durch fast ein Jahrzehnt hinziehende Erschließung des Namalandes hatte, wie bemerkt, ihren Hauptgrund in den mangelhaften Verkehrsverhältnissen im Lande selbst, vor allem auf der Straße zur Küste, dem in früheren Jahren so gefürchteten „südlichen Baiweg" Kubub-Lüderitzbucht.



Farmer Ludwigs Heim in Klein-Windhuk.

Diese unsicheren und beschwerlichen Verkehrsverhältnisse finden ihre Erklärung in der hydrographischen Eigenart des Landes — der Wasserarmut weiter Landesteile — und in seinem geologischen Aufbau. Dieser ist im Namalande ein wesentlich anderer als in den nördlicheren Gebieten, wenn auch die Gesteine der Grundlage des südafrikanischen Hochlandes die gleichen sind: Granite, Gneis und Glimmerschiefer.

Aber während diese Urgesteine im Herero-, im Bastardlande und in den nordwestlichen Teilen des Namalandes offen zu Tage treten und den Gebirgen ihre mannigfache, wechselnde Form verleihen, werden sie im übrigen Groß-Namalande von gewaltigen Sandstein- und Kalksteinmassen bedeckt, die dem Landschaftsbilde sein eigenartiges Gepräge geben, nämlich das der Tafelbergregionen. Vergebens suchen wir hier die schroffen Spitzen, die scharfen Grate und abgerundeten Kegel der romantischen, wildzerrissenen Gebirge des Herero- und Bastardlandes; wir finden statt ihrer tausendfach und immer wieder wechselnden Linienführung im Namalande das Vorherrschen wagerechter Schichten — ein für das Auge eintöniger und ermüdender Anblick.



Bergdamarajunge.

Wenn wir uns von Lüderitzbucht aus ins Innere wenden, steigen wir nach Durchquerung des an sich schmalen, aber durch eine Kette von Wanderdünen schwer zu überwindenden Küstenstreifens auf dem mit Wüstensand bedeckten Granit- und Gneismassiv, das den Sockel des gesamten Küstengebiets Südwestafrikas bildet, rasch zu bedeutenden Höhen an. Bald treffen wir auf die ersten Tafelberge, und fünfunddreißig Kilometer östlich von Aus haben wir in einer Entfernung von einhundertfünfundsiebzig Kilometern von der Küste bei der Schakalskuppe, fünfzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel, den höchsten Punkt des Terrassenlandes erreicht, um nun in eine Grabenlandschaft, die von Bethanien, hinabzusteigen. Das ganze Groß-Namaland

zeigt nämlich eine außerordentlich eigentümliche Anordnung seiner Oberflächengestaltung: Die höchsten Erhebungen des Stufenlandes bilden am Ostrand desselben ungeheuere, von Norden nach Süden streichende Hochebenen, die bei Aus von einer paßähnlichen Niederung durchbrochen werden, durch die sich der alte Baiweg wand, und durch die jetzt auch die Eisenbahn nach Keetmanshoop ihren Weg nach Osten gefunden hat. Nördlich dieser Niederung ragt die Homs-, südlich die Huibhochebene auf, zusammen in einer Längenausdehnung von etwa dreihundertsechzig Kilometern. Östlich dieses gewaltigen Walles folgt die bereits erwähnte Grabenlandschaft von Bethanien, in der sich das Bett des Konkipflusses hinzieht, und wiederum am Ostrande dieser schmalen und scharfeingeschnittenen Senke erhebt sich ein neues gigantisches Plateau, die Hanamihochebene, die sich, im Norden vom Blumfischfluß begrenzt, in ihren Ausläufern bis an die



Weinpflanzung des Farmers Ludwig.

Randberge des Oranjestroms erstreckt. Und nun folgt nach Osten zu eine zweite Grabenlandschaft: das an Naturschönheiten reiche Tal des Großen Fischflusses. In einer Länge von über fünfhundertzwanzig Kilometern durchzieht dies mächtige Rivier das ganze Groß-Namaland von seinen nördlichen Grenzen bis zum Oranje, in den es mündet.

Östlich seines Laufes und einer Linie Mariental-Keetmanshoop dehnt sich ein weites Hochland aus, das sich gegen die Ostgrenze des Schutzgebiets und die Südkalahari sanft abdacht und im wesentlichen die Gebiete umfaßt, die ehemals von dem Feldschuhträgerstamm bewohnt wurden. Wie gewaltige Inseln erheben sich südlich dieser Hochebene die Großen und Kleinen Karasberge, zwischen denen hindurch die Hauptwege von Keetmanshoop nach dem Süden führen, in das Gebiet der Bondelzwart, dessen sandige und steinige Ebenen von den wildzerrissenen Randgebirgen des Oranje begrenzt werden.

Während so das westliche Groß-Namaland von dem am weitesten nach Norden vorgeschobenen Tafelberg, dem Gansberg bei Hornkranz, vom Zarris- und Hakosgebirge und von den südlichen Grenzen des Bastardlandes bis hinunter zu den Oranjeklüften eine einzige großartige Gebirgswelt bildet, ist der Osten in seinen nördlichen und mittleren Teilen arm an Erhebungen und durch das Vorherrschen sandiger Ebenen unendlich reizlos in seinen Landschaftsbildern. Aber auch die Gebirgswelt des West-Namalandes zeigt uns

wiederum wechselvolle Formen: in den südlichen und mittleren Teilen eine Anhäufung wasserloser Tafelgebirge, im Norden dagegen, an den Grenzen des Bastardgebietes, vielgestaltige Bergländer mit einem Wasserreichtum, wie man ihn in Südwestafrika nur selten und im Namalande nur hier in den Gebirgen um Hornkranz, von Zarris, in der Naukluft und in den Karasbergen findet.

Wer diese Bergländer nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich kaum eine Vorstellung von ihrer Wildheit machen. In gewaltigen, unersteiglichen Felsenmauern erheben sich die Gebirge aus den Ebenen, meist nur dort zugänglich, wo Flußbetten das Massiv durchbrechen und in finsteren Schluchten und Toren ihren Weg in die Ebene finden. Ein Gewirr von tiefeingerissenen Felsspalten, die aus allen Himmelsrichtungen zusammenlaufen, empfängt den in das Gebirgsinnere eindringenden Wanderer, und an den Seiten des Weges, den er sich auf der Sohle des Flußbettes suchen muß, ragen steilabfallende Wände auf, die sich oft so eng zusammenschließen, daß die Sonne nur um Mittag ihre Strahlen in den dunklen, kellerartigen Schlund zu werfen vermag. Moderluft herrscht in der Tiefe, und während der Reisende in den das Gebirge umgebenden Ebenen vielleicht eben noch unter Wassermangel zu leiden hatte, rauschen in der Bergwildnis Bäche und Rinnsale in den Schluchten hernieder, und von den mit Schlingpflanzen behangenen Wänden tropft das Wasser. Und dann steigt wieder Grat hinter Grat, Kuppe hinter Kuppe auf, gewaltige Querriegel und Steinwände springen in das Flußbett vor, und aus dem wilden Gewirr erheben sich riesige steilaufragende Spitzkuppen, die weithin die Wildnis zu ihren Füßen beherrschen. In ununterbrochenen Windungen ziehen sich die Riviere hin. Ihr Boden ist mit gewaltigen Blöcken, mit Gesteinstrümmern und Verwitterungsschutt bedeckt; Schilf und Röhricht umgeben die versumpften Wasserlöcher und Tümpel, die sich in den Kesseln angesammelt haben. Wir steigen weiter bergan. Schäumend und tosend springt der Wildbach über die glatten, mit feuchtem Moos bedeckten Steine — da schlägt das starke Brausen eines Wasserfalls an unser Ohr, dem Kundigen ein unwillkommener Klang, denn meist kündet er das Ende der gangbaren Schlucht an, und nun heißt es, die Seitenfelsen zu erklimmen und so einen Ausweg zu suchen, oder umzukehren und in einer der Nebenschluchten einen gangbaren Pfad zu finden. Unendlich mühevoll und anstrengend sind die Märsche in diesen Bergländern schon für den Reisenden. Sie werden aber zu einer furchtbaren, qualvollen Strapaze für die Truppen, die gezwungen sind, in diesen Gegenden zu operieren — und das trifft für alle Gebirge des Namalandes zu.

Wochenlang mußten unsere tapferen Reiter in den Kämpfen in der Naukluft, im Zarris-, Tiras- und Karasgebirge, auf dem „Schwarzrand" und auf der Zwiebelhochebene dem flüchtigen Gegner folgen, und die Erfolge, die hier in den Jahren 1894 und 1904 bis 1906 gegen Hendrik Witbooi, den Hererobandenführer Andreas, den Bethanier Cornelius Frederiks und gegen Morenga errungen wurden, erschöpften die Truppen bis aufs Äußerste.

Ein wesentlich anderes Bild bieten die Gebirge auf ihrer Westseite. Während im Norden, in der Gegend des Naukluft- und Zarrisgebirges, die Dünenmassen ganz dicht bis an die westlichen Abstürze der Bergländer herantreten, lassen sie weiter südlich breite Namibflächen frei, die nach günstigen Regenjahren mit Gras bedeckt sind und von sandigen Flußbetten durchzogen werden, deren Ränder grünende Dornbäume begleiten. Aber der Fluch der Wasserlosigkeit lastet auf diesen Gebieten und hat sie zu menschenleeren Einöden gemacht, so daß selbst die jagenden Hottentotten und Bastarde sie nur dann aufsuchen, wenn reichliche Regen ihnen die Ansammlung von Wasser in den Felsspalten und Steinbassins der Bergwildnis

versprechen. Die auffallende Tatsache, daß sich gerade in den wasserlosen Namibflächen vielfach Wild in Menge findet, erklärt sich daraus, daß Antilopen, Strauße und Zebras tagelang ihren Durst an den niedrigen, saft- und wasserreichen Wüstenpflanzen zu löschen vermögen, und daß sich in den Bergen hin und wieder ergiebige Wasserstellen finden, die durch ihre versteckte Lage hoch oben in dem Gewirr der Felsen für den Menschen fast unauffindbar sind. In derartigen Felslöchern kann sich, wenn sie tief genug und durch überhängende Felsen vor Verdunstung geschützt sind, das kostbare Naß über ein Jahr hinaus halten.

Wenn so die von den Grabenlandschaften durchfurchte Gebirgswelt des westlichen Groß-Namalandes für den Verkehr eine Anhäufung von Hindernissen und Schwierigkeiten bedeutet, wie sie in dieser Ausdehnung wohl selten in der Welt gefunden wird, so sind doch die an die Flußtäler grenzenden Teile dieser Landschaften in wirtschaftlicher Hinsicht von hoher Bedeutung. Sie enthalten im mittleren und nördlichen Lande weitausgedehnte wertvolle Farmländereien, die sich durch das Vorhandensein nahrhafter Grasweiden auf den Höhen und ergiebiger Wasserstellen in den Flußbetten auszeichnen. So wurden fast unmittelbar nach der Beendigung des ersten Krieges gegen Hendrik Witbooi die Naukluft und die angrenzenden Gebiete von deutschen Farmern und von Bastarden besetzt, die hier Pferde- und Schafzucht treiben. Auch eine Reihe altbekannter Farmplätze, wie Nomtsas, Maltahöhe, Grootfontein-Süd, Kubub und andere, weisen auf die vorzüglichen Weideverhältnisse in diesen Gegenden hin. Zahlreiche Farmer sind inzwischen im Laufe der Jahre den ersten Pionieren gefolgt.

Das Nord-Südstreichen der Landschaftsformen des westlichen Namalandes bedingt es, daß fast das gesamte Gebiet nach dem Oranjestrom zu abwässert. Den großen Rivieren, dem Konkip und dem Großen Fischfluß, die weit im Norden ihrer Mündungen — rund dreihundert und fünfhundertzwanzig Kilometer von diesen entfernt — aus zahlreichen Quellflüssen gebildet werden, wird durch ihren an die Grabenlandschaften gebundenen Lauf eine scharf nordsüdliche Richtung vorgeschrieben. Kurz vor seiner Mündung in den Oranje nimmt der Große Fischfluß den Konkip auf. Das Gebiet westlich und nordwestlich ihres Unterlaufs bis zur Küste und zum südlichen Baiwege gehört zu den unbekanntesten und ödesten des ganzen Schutzgebiets.

Im Bereich ihrer Stromsysteme liegen auch die Hauptorte des mittleren und nördlichen Namalandes, und zwar an den Flüssen selbst Bethanien am Konkip und Gibeon am Großen Fischfluß, Berseba und Keetmanshoop an Nebenflüssen des letzteren.

Ein Gewirr von großen und kleinen Rivieren senkt sich von den Gebirgen und Hochebenen zu den beiden Hauptflüssen nieder und speist ihre Grundwasserschätze in ergiebigster Weise, so daß sich — besonders im Laufe des Fischflusses — weite Strecken finden, in denen das Wasser auch in regenlosen Jahren in großen, tiefen Bassins und weiherartigen Buchten zutage tritt. Eine üppige Vegetation findet Nahrung in dem humosen Boden, der oft viele Kilometer weit die Ufer der bedeutenderen Flüsse begleitet, und bereits vor Jahrzehnten haben einzelne bildungsfähige und strebsame Hottentotten an diesen Stellen unter der Leitung der Missionare dem Gartenbau obgelegen.

Weniger erfreulich ist im allgemeinen das Bild, das uns die Ebenen des östlichen Namalandes bieten. Es ist, besonders in seinen südlichen Teilen, ein trockenes und durstiges, ein sandiges und steiniges Land, das sich hier über sechs Breitengrade zwischen dem Oberlauf des Nosobflusses und dem Oranje ausdehnt, ein Land voll unfruchtbarer Wüstenstrecken und wasserarmer Steppen, die von den Menschen gemieden werden. Wohl finden sich auch in ihm zahlreiche baumbestandene Riviere, gute Weideflächen und Flecken kulturfähigen



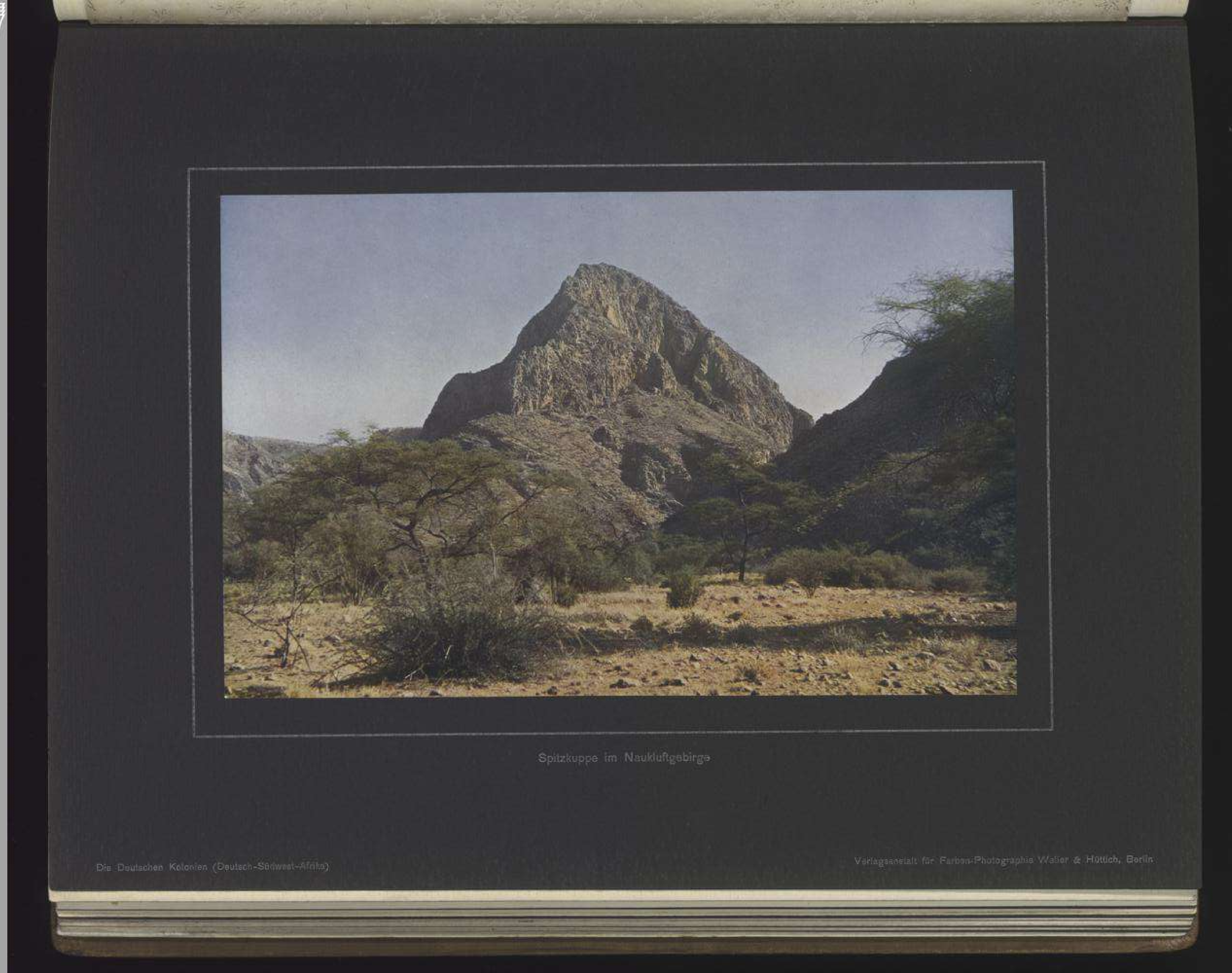
Das Bett des Etiroflusses im Hererolande.

Landes, aber diese Striche sind meist nur oasenartig in das Land eingestreut und werden seltener, je mehr wir uns der Kalahari, der großen Trockensteppe im Osten nähern. Allmählich wird hier an den östlichen Grenzen des Schutzgebiets die Pflanzenwelt spärlicher und spärlicher, die Versandung des Landes nimmt zu, und endlich wachsen aus dem vom Winde wie mit einem Wellengeriesel bedeckten Sandmeere rötliche Dünenketten hervor: der Binnenlanddünengürtel, der die Kalahari von ihren südlichen Grenzen bis hoch hinauf in die Höhe von Gobabis begleitet. Bald ganz kahl, bald von zerzausten, halbvertrockneten Dornbäumen, von Strauchwerk und Gras bedeckt, ziehen sich die Dünen in Reihen dahin, wasserlos, glühende Hitze in der Mittagzeit ausstrahlend. Die Vegetation, die auf ihren Wellen ein dürftiges Dasein fristet, kann nicht, wie die Flora der Kalahari, Feuchtigkeit aus dem Grundwasser ziehen, sondern sie ist auf die gelegentlichen Regengüsse angewiesen, die in diesen Gegenden noch seltener und ärmer sind als in dem schon an und für sich trockenen Osten des Namalandes.

Auch in den großen Flußbetten, die das dürre Land von Nordwesten nach Südosten durchfurchen, findet die Wasserarmut und der wüstenhafte Charakter der an die Südkalahari grenzenden Gebiete ihren Ausdruck. Es sind der Auob mit dem Elephantenfluß und der Nosob, die sich sämtlich zum Molopo hinziehen, dessen Bett die Südkalahari von Ost nach West durchquert und unweit der deutschen Grenze in den



Blick auf Groß-Windhuk mit dem Auasgebirge.

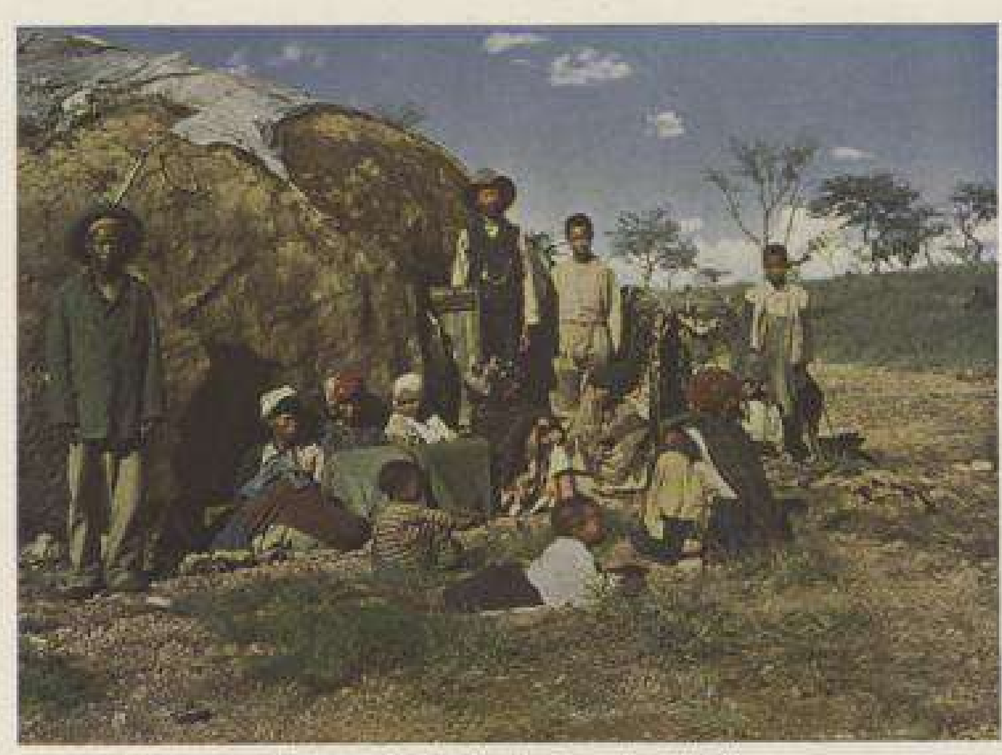


Spitzkuppe im Naukluftgebirge

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Waller & Hüttich, Berlin

Oranje mündet. In ihrem Oberlauf weisen die in weite Talsenkungen eingebetteten Flüsse noch ergiebige Wasserstellen in reicher Zahl auf, aber je mehr sie sich in südöstlicher Richtung den Grenzen des Schutzgebiets nähern, desto mehr nehmen ihre Betten das Gepräge enger, tief in den Sandstein eingerissener Spalten an, die Vegetation wird zwerghaft und spärlich und verliert sich endlich fast ganz.

Westlich des Mittellaufs des Auob erheben sich im Feldschuhträgergebiet eine Reihe niedriger Kalkplateaus mit guter Grasweide, auf denen sich in zahlreichen flachen Senkungen — sogenannten „Pfannen" oder „pans" — Wasser sammelt, das allerdings oft von stark salzigem Geschmack ist. In diesem Gebiet spielten sich im Oktober 1905 die letzten Kämpfe gegen Hendrik Witbooi ab, die deswegen von besonderem Interesse sind, weil ihr Verlauf die Eigenart des Landes grell beleuchtet. Die Witbooi waren damals zum zweitenmal im Verlaufe des Krieges nach dem äußersten Osten des Schutzgebiets zurückgewichen und sammelten



Eingeborene des Groß-Namalandes vor einem Pontok.
Links (stehend) ein Bergdamara, sitzend: Hottentottenfrauen und -kinder, in der Mitte (stehend) ein Bastard.

sich an einzelnen großen in den Dünen versteckt liegenden Pfannen. Der Major von Estorff, der schon früher vergeblich versucht hatte, mit seinen Truppen längs des Nosob- und Auobflusses nach Südosten vorzudringen, aber im Mittellauf dieser Flüsse kein Wasser fand, besetzte, um ein Durchbrechen des Gegners nach Westen zu verhindern, alle wichtigeren Wasserplätze des östlichen Namalandes. Von Gochas und Aubes am oberen Auob bis hinunter nach Kiriis und Hasuur und vom Fischflußgebiet bis zu den am weitesten nach Osten gelegenen Pfannen östlich von Koes wurden sämtliche bekannten Wasserstellen gesperrt, so Persip, Mukorob, Fahlgras, Koes, Gaibis, Kiriis und andere. Hendrik Witbooi hatte schon vom Januar bis zum April 1905 in den Dünen östlich des Nosob und zwischen Nosob und Elefantenfluß gesessen, aber die dortigen Wasserplätze, ausnahmslos Sammelwasserstellen im Kalk- und Lehmboden, waren zur Zeit der letzten Kämpfe erschöpft und mußten verlassen werden. Es zeigte sich nun, wie zweckmäßig die Maßnahmen des Majors von Estorff waren, denn bereits kurz nach der Sperrung der Wasserplätze stellten sich als die Vorboten der Auflösung auf witbooischer Seite Haufen von halbverdursteten und halbverhungerten Weibern und Kindern bei den deutschen Besatzungen ein, die um Wasser und Nahrung flehten. Und dann folgten wilde, aber stets

vergebliche Angriffe der angesichts des drohenden Verschmachtens mit dem Mut der Verzweiflung fechtenden Witbooi auf die Wasserstellen. Neben dem Tod Hendriks bei Fahlgras trugen die schweren Verluste, die sie in diesen Kämpfen erlitten, zu ihrer späteren Unterwerfung erheblich bei.

Mit welch' ungeheueren Schwierigkeiten die deutschen Truppen in den Dünen- und Kalkgebieten an den drei großen Flüssen des Ostens zu kämpfen hatten, geht aus dem Bericht einer Abteilung hervor, die auf dem Marsch über den oberen Elefantenfluß nicht weniger als einhundertdreißig Sanddünen zu überschreiten hatte.

Und doch ist, wie bereits angedeutet wurde, keineswegs der ganze Osten als unfruchtbar und wirtschaftlich-unbrauchbar zu bezeichnen. Selbst das Dünengebiet vom Auob bis zum Nosob ist schon nach einigermaßen ergiebigen Regenjahren ein durch seinen Grasreichtum ausgezeichnetes Weideland, dessen Ausnutzung bisher nur der Mangel an offenen Wasserstellen unmöglich machte oder doch nur auf eine gewisse Zeit beschränkte. Erschwerend fällt ins Gewicht, daß die flachen Pfannen einer starken Verdunstung unterworfen sind, und daß die Wasserschätze in dem durchlässigen Kalkboden dieser östlichen Landschaften rasch versickern, so daß auch ein unterirdischer Zufluß neuen Wassers, wie wir ihn in den „Vleyen" des Herero- und Bastardlandes gelegentlich finden, ausgeschlossen ist. Daß Bohrungen in diesen Gebieten von Erfolg begleitet sein würden, ist durchaus wahrscheinlich; es müssen daher energische Versuche angestellt werden, um die reichen Grasländer, die sich westlich der Dünen in der Richtung auf Gibeon, Berseba und Keetmanshoop ausdehnen, der Ausnutzung und Besiedlung zu erschließen. Daß es sich hierbei um ein in volkswirtschaftlicher Hinsicht durchaus lohnendes Geschäft handelt, beweist allein schon die Zunahme der Viehzucht und der Wollausfuhr in den letzten Jahren. So hatte sich der Viehbestand des Schutzgebiets in der Zeit vom April 1907 bis zum April 1908 um folgende Zahlen vermehrt: Rinder um 20800 Stück auf die Gesamtzahl von 73331, Fleischschafe um 90000 auf 193000, Wollschafe um 8200 auf 11700, Ziegen um 56000 auf 156000, Angoras um 250 auf 3950 und Pferde um 3400 auf 6500. An Wolle wurden im Jahre 1907/1908 4033 Kilogramm ausgeführt gegen 1367 Kilogramm im Vorjahre.

Von diesen Zahlen, die auch den Ungläubigsten vom Wert des vielverlästerten Schutzgebiets überzeugen müssen, kommen auf das Groß-Namaland ein großer Teil der Zunahmen bei den Fleischschafen und Ziegen, der überwiegende bei den Wollschafen und Pferden. Gerade die eben besprochenen Gebiete des Feldschuhträgerlandes mit den nördlich gegen den Oberlauf des Nosob anstoßenden Landschaften eignen sich in hervorragender Weise für die Schaf- und Pferdezucht. Auch die Zucht des Straußes hat hier eine große Zukunft.

Der äußerste Süden des Namalandes — die Huibhochebene und die Landstriche südlich von Keetmanshoop und den Karasbergen — gilt mit Recht als derjenige Teil des Schutzgebiets, der in bezug auf die Niederschläge und die von ihnen abhängigen wirtschaftlichen Möglichkeiten die geringsten Aussichten bietet. Im Gegensatz zum Nordosten des Namalandes sind es hier die östlichen und südöstlichen Landesteile, die noch verhältnismäßig bessere Weiden und Wasserstellen aufweisen als das mittlere und vor allem das westliche Land, in dem sich die unfruchtbaren Tafelberge der Huibhochebene erheben. Aber auf all' diesen Gebieten lastet gleichmäßig die Unregelmäßigkeit und Unsicherheit der Regenfälle, die strichweise in den einzelnen Landstrecken auf Jahre des Überflusses Jahre furchtbarer, trostloser Dürre folgen lassen, in denen das Auge vergeblich auf dem kahlen, staubtrockenen Boden die Spuren der blumengeschmückten Grasweiden regenreicher Jahre sucht. Diese Verhältnisse machen die Farmwirtschaft in den an sich durchaus nicht wertlosen östlichen Landesteilen zu einem fast gewagten Unternehmen und zwingen dazu, den Flächeninhalt der einzelnen

Farmen möglichst groß zu bemessen. Daß Quellen und brauchbare Wasserstellen keineswegs fehlen, sondern im Gegenteil, mit Ausnahme einiger wüstenhafter Landstriche, häufig sind, ändert nichts an der Unsicherheit, der die Farmbetriebe ausgesetzt sind, denn der Farmer braucht neben dem Wasser gute Weide, und für die Erneuerung derselben ist der Regen unerläßlich. Beständiger und regelmäßiger sind die Niederschlagsverhältnisse im Gebiet der Großen und Kleinen Karasberge, deren Massive sich weithin sichtbar aus dem Gewirr der sie umgebenden Vorberge und Hügellandschaften erheben und in ihrem wildzerklüfteten Inneren reiche Wasserstellen und Hochflächen mit bester Weide bergen. Zahlreiche Flußbetten ziehen sich von ihren Hängen hernieder und durchbrechen die Vorberge in tiefeingerissenen, unwegsamen Schluchten, um sich im Osten und Süden dem Oranje, im Westen dem Fischfluß und im Norden dem Löwenfluß zuzuwenden, dessen ost-westlicher Lauf die Kalkplateaus des Feldschuhträgergebiets von dem Karasberglande scheidet.

Tief im Süden des Bondelzwartgebiets liegt der Hauptort Warmbad in öder, reizloser und wirtschaftlich ganz wertloser Gegend. Meilenweite mit Steintrümmern und Felsbrocken übersäte Landstriche umgeben die warmen Quellen des Ortes, deren heilkräftige Wirkung bei gewissen Hautkrankheiten den Hottentotten schon seit Menschenaltern bekannt war.

Von Warmbad aus führen die Wege zu den Furten des Oranje strahlenförmig auseinander, am weitesten östlich der zur Velloordrift, dem nach Westen die nach Pelladrift, Homsdrift, Ramansdrift (der Hauptweg) und nach Violsdrift folgen. Im südwestlichsten Teil des Bondelzwartgebiets liegt in fast wüstenhafter Gegend die Polizeistation Uhabis und nordwestlich derselben die sogenannte „Außenkehr-Plantage". Hier wurden früher auf humosem Schwemmland mit Erfolg Südfrüchte gezogen, der Betrieb wurde jedoch bereits vor Jahren aufgegeben, da er infolge der hohen Transportkosten keinen Gewinn brachte. Dicht nördlich finden wir am Kameldornfluß heiße Mineralsprudel, die Marinka-Quellen, die ebenso wie die von Warmbad von den Eingeborenen in Krankheitsfällen aufgesucht werden.

Die Landschaften des Groß-Namalandes, die hier in großen Zügen skizziert wurden, bilden ein Landgebiet, das zu den ärmeren der Erde gehört. Es ist kein Land mit üppiger Vegetation, in dem der Mensch sich sorglos die Früchte des Feldes entgegenreifen lassen und sie mühelos ernten kann — und doch sind diese Gebiete anderseits durchaus nicht wertlos, nur fordern sie von dem weißen Mann, den sie ernähren sollen, Arbeit und Energie!

Die Eingeborenen allerdings lebten, als sie noch unumschränkte Gebieter in diesem Lande waren, trotz alledem sorglos dahin, und wohl selten in der Welt hat ein Volk weniger durch seiner Hände Arbeit für seine Heimat geschaffen, als die Hottentotten es im Groß-Namalande getan haben. Wohl waren auch sie — und vor allem die Orlamstämme in ihrem früheren, südlicheren Heimatland — einmal Viehzüchter, die im Besitz reicher Herden ein Hirtendasein führten, aber das Eindringen der Weißen und die Kriege mit diesen zwangen sie im Verein mit der Eigenart der Länder, in die sie zurückgetrieben wurden, zu nomadischer Wanderschaft. Und im Lauf der Jahrhunderte bildete sich hieraus ein Hang zum Wandern, der so tief Wurzel gefaßt hat, daß er zum hervorstechendsten Zug im Charakter aller Hottentotten wurde, und daß sie ihn auch dann freiwillig und voller Lust betätigten, wenn er durch die Ungunst der Verhältnisse nicht gefordert wurde. So waren sie Nomaden geworden im besten und schlechtesten Sinne des Wortes. Ihre Bienenkorbhütten, die Pontoks, die sie aus kunstvoll genähten, zusammenrollbaren Rohrmatten schnell über einem Holzgerüst aufschlugen, ihre Gefäße, die Tragsättel für die Ochsen und endlich ihre Vorliebe für die Pferde — alles dies deutet auf ihre Lust am Reisen, am ununterbrochenen Umherziehen hin. Ein Jägervolk sind sie zudem wohl stets



Die evangelische Kirche der Eingeborenen in Windhuk.

gewesen und ein Krieger- und Reitervolk wurden sie im Lauf ihrer wechselvollen Schicksale, ein Volk, das zur Seßhaftigkeit zu erziehen den deutschen Missionaren Schwierigkeiten ohne gleichen bereitete. Vollständig ist dies trotz aller Mühen auch niemals gelungen, denn ein Teil der Hottentotten aller Stämme hielt sich fast ängstlich von den Missionsstationen fern und lebte weit draußen im Felde. So traten sie uns denn auch in Krieg und Frieden gegenüber als ein Volk mit allen Tugenden und Fehlern der reinen Nomaden: tapfer, zäh, genügsam, oft edelmütig, mit scharfen Sinnen und voller Listen im Kriege, freigebig, gutmütig und gastfreundlich im Frieden — aber auch wieder tückisch, verschlagen und ränkevoll, gewalttätig, grausam, treulos und diebisch. Mit einem Wort: ein Volk voller Gegensätze. Aber man muß, wenn man gerecht urteilen will, doch sagen, daß bei ihnen — ganz im Gegensatz zu den Herero — die guten, menschlichen Seiten des Charakters überwiegen. Nur darf man niemals vergessen, daß gerade die Hottentotten bei ihrem leichtsinnigen, wankelmütigen Volkscharakter stets einer scharfen und unnachsichtlich strengen leitenden Hand bedürfen werden.

So bewohnten — oder besser gesagt: durchstreiften sie einst die Stammesgebiete, die sie im Verlauf des großen Rassenkrieges mit den Herero allmählich und unter mancherlei Verschiebungen besetzt hatten, bald dem Kriege, bald der Jagd, bald — aber immer seltener in der neueren Zeit — der Viehzucht lebend. Heute hier und morgen dort zu sein, das ist das Ideal des Namab, der übrigens — ebenfalls im Gegensatz zum Bantuneger — ein Freund und liebevoller, scharfer Beobachter der Natur ist. Daraus erklärt sich auch sein verhältnismäßig starkentwickeltes Geistesleben, das um so höher einzuschätzen ist, als es bei der Abgeschlossenheit der Heimatländer der Naman an Anregung von fremder Seite stets gefehlt hat. Hochentwickelt ist auch die musikalische Begabung des Hottentotten, und seine Vorliebe für Musik läßt ihn im Verein mit einer ganz auffallenderweise sich vorfindenden ausgesprochenen Liebe und Begabung zur Poesie bald als einen ernsten — fast möchte man sagen: philosophischen, träumerischen Denker, bald als einen lustigen Burschen erscheinen, der das „Leben und Leben-lassen“ aus dem Grunde



Zug der Lüderitzbuchtbahn in den Wanderdünen.

versteht. Durch diese Eigenschaften wird uns der Hottentott menschlich näher gerückt, als, mit Ausnahme des Bastards, irgend ein anderer Eingeborener des Schutzgebiets, und man vergißt oft über dem regen Geistesleben des munteren Gesellen seine meist ungewöhnliche Häßlichkeit, die enggeschlitzten Augen, die platte Nase, die stark hervortretenden Backenknochen und die Runzeln und Falten, die oft schon bei ganz jungen Leuten das Gesicht bedecken. Geradezu abschreckend in ihrer grotesken, in das affenähnliche übergehenden Häßlichkeit des Gesichts und des Körpers wirken vielfach die älteren Frauen. Dagegen ist der Körperbau der Männer stets feingliedrig, oft ebenmäßig und erinnert keinesfalls an den in Extremen schwankenden des Buschmanns, wie es oberflächlichen Beobachtern erscheinen könnte.

Bezeichnend und ihrem regen geistigen Leben entsprechend ist die Stellung der Hottentotten zur Mission



Diamantengewinnung bei Kolmanskop.

und zur christlichen Lehre, der sie mit Ausnahme einiger besonders wilder und ungeberdiger Stämme und Persönlichkeiten zu allen Zeiten Verständnis und eine gewisse Zuneigung, ja in einzelnen Fällen eine uneingeschränkte Anhänglichkeit entgegengebracht haben.

Die deutsche evangelische Mission in Südafrika sieht heute auf über einhundertundsiebzig Jahre einer harten, entsagungsvollen, aber auch an Erfolgen reichen Zeit zurück. Im Jahre 1737 sandte die Brüdergemeinde den ersten Missionar, Georg Schmidt, nach dem Kaplande. Ihr folgte 1798 die Londoner Mission und später die Wesleyaner. — 1828 entstand dann durch die Vereinigung der seit 1799 bestehenden Elberfelder und der 1818 gegründeten Barmer Mission die Rheinische Missionsgesellschaft, die bereits 1829 ihre ersten vier Sendboten nach Südafrika schickte. Dort waren Missionare der Brüdergemeinde, der Londoner und Pariser Mission und der Wesleyaner bereits unter den Naman, Basuto, Griqua, Betschuanen, unter Buschmännern und Bastarden tätig. Auf die Länder nördlich des Oranje aber lenkte zuerst 1839 der Missionar Schmelen die Aufmerksamkeit, ein Zögling der Jänekenschen Missionsschule in Berlin, der 1808 im Dienste der Londoner Gesellschaft nach Südafrika gegangen war und sich schon 1814 in Bethanien niedergelassen hatte. Nur zu beiden Seiten des „Großflusses“, des Oranje, hatten schon seit 1805 deutsche Missionare,

meist Schüler der obenerwähnten Berliner Missionsschule, aber im Dienst der Londoner Gesellschaft, Stationen in Pella, Steinkopf, Komaggas, Blydeverwacht, Warmbad und Jerusalem gegründet. Die wechselvollsten Schicksale unter diesen ersten Stationen hatte Warmbad, das 1805 gegründet, 1811 von Jager Afrikaner, dem Vater Jonkers, zerstört, 1834 von den Wesleyanern wieder besetzt wurde und endlich 1865 in den Besitz der Rheinischen Missionsgesellschaft überging.

Von den Niederlassungen am Oranje breitete sich die Missionstätigkeit, vielfach dem Vordringen hottentottischer Orlamstämme und dem der Bastarde folgend, nach Norden aus. So entstanden die älteren Stationen Berseba (1850), Hoachanas (1853), Rehoboth (1854), Gobabis (1855), Gibeon (1862), Keetmanshoop (1864), Grootfontein-Süd (1878), Rietfontein (1885) und Gochas (1889), und wenn auch in den wilden Kriegsjahren einige Stationen aufgegeben werden mußten, wie Gibeon, Gobabis und Grootfontein, so wuchs doch der Einfluß der Missionare unter den Naman stetig und sie konnten mit Befriedigung auf ihre Erfolge zurückblicken. Leicht sind ihnen diese auch in Friedenszeiten nicht gemacht worden, vor allem durch das Nomadenleben ihrer Pfleglinge, das den Kirchen- und Schulbesuch in jeder Weise erschwerte. Im Jahre 1909 bestanden im Groß-Namalande die Stationen Warmbad, Bethanien, Berseba, Gibeon, Keetmanshoop und Lüderitzbucht, die von acht Missionaren bedient wurden und etwa dreitausendzweihundert Gemeindemitglieder aufwiesen. Die übrigen Stationen waren nach dem Kriege noch nicht wieder besetzt worden.

Über die Stellung, die die Hottentotten in der Zukunft, im Wirtschaftsleben des Schutzgebiets einnehmen werden, lassen sich bestimmte Schlüsse noch nicht ziehen. Ihre geringentwickelte Begabung und Lust zu dauernder, ernsthafter Arbeitsleistung, ihr Leichtsinn und ihre offenkundige Unzuverlässigkeit — wie bereits bemerkt leider Eigenschaften des Volkscharakters, die in jahrhundertlangem, unstäten Wanderleben ausgebildet sich nicht so leicht verändern werden — geben kein allzu hoffnungsreiches Bild. Anderseits aber muß hier angeführt werden, daß zahlreiche Hottentotten aus den verschiedensten Stämmen, sogar häufig ganze Familien, sich schon seit über zwei Jahrzehnten im Dienst der deutschen Regierung, der Schutztruppe, der Mission und von Privaten befunden und diesen vielfach treue und wertvolle Dienste geleistet haben. Zu schwerer Arbeit, wie z. B. in bergbaulichen Betrieben, sind die Hottentotten allerdings schon in Berücksichtigung ihrer zarten Körperkonstitution vollständig unbrauchbar, aber als Viehwächter und -pfleger und in allen Arbeiten der Farmwirtschaft werden sie unter straffer Zucht ein durchaus brauchbares, ja sogar hochwertiges Arbeitermaterial sein können. Die patriarchalische Unterordnung und der Familiensinn, beides Eigenschaften, die den Naman von jeher zu eigen waren, lassen in dieser Hinsicht hoffnungsvolle Ausblicke zu. Auch die geachtete und oft sogar einflußreiche Stellung, die der Frau im Familienleben zugewiesen ist, sei hier verzeichnet. Vergleiche mit den Verhältnissen in der Kapkolonie, in der „zivilisierte“ Hottentotten in großer Zahl zu finden sind, würden allerdings scheinbar ungünstige Schlüsse ergeben, denn es hat sich dort ein Eingeborenenproletariat gebildet, das in seiner Nichtsnutzigkeit, seiner Faulheit und seinem Dünkel im höchsten Grade abstoßend wirkt. Aber man darf nicht vergessen, daß die unseren englischen Vettern eigentümliche lasche, nachgiebige und den Dünkel geradezu großziehende Eingeborenenbehandlung es ist, die diese Zustände geschaffen hat. In den ehemaligen Burenstaaten, im Transvaal und im Oranjefreistaat, waren diese Verhältnisse ungleich besser, und den aus dem britischen in das burische Gebiet Reisenden fiel der Unterschied zwischen den ungeberdigen und unerzogenen Eingeborenen der Kapkolonie und den gesitteten in den Burenstaaten scharf ins Auge. — So dürfen wir in dieser so überaus wichtigen Frage wohl

hoffen, aber dann nicht untätig sein, sondern mit starker Hand zugreifen und lenken. Nur so wird sich ein Fortschritt erzielen und in stetig aufsteigender Bahn erhalten lassen. —

Eine der wichtigsten Arbeiten für die Erschließung eines „Neulandes", für die Ausbreitung des Einflusses der Regierung und für die Kultivierung der Eingeborenen ist die Schaffung von Verkehrswegen und von Eisenbahnen. In dieser Beziehung war, wie wir gesehen haben, das Groß-Namaland lange Zeit hindurch stiefmütterlich behandelt worden. Zwar wuchs mit dem Zunehmen der Besiedlung und des Verkehrs im Süden das Bedürfnis, die Überwindung der Wüstenstrecke Lüderitzbucht-Aus durch den Bau einer Eisenbahn zu erleichtern, von Jahr zu Jahr, aber diese Strecke war — wie wir heute sehen: ganz zu unrecht — in den Ruf gekommen, unüberwindbar zu sein. Dazu hatten in erster Linie die Berichte von Ingenieuren beigetragen, die im Auftrage der aus dem Karaskomasyndikat hervorgegangenen South African Territories-Kompanie die Strecke Lüderitzbucht-Aus für einen etwaigen Bahnbau erkundet hatten. Für diese englische Gesellschaft wurde die Anerkennung des auf recht fraglichen Verträgen mit den Hottentotten beruhenden Rechts auf einen bedeutenden Landbesitz im Namalande an die Bedingung des Baues der Bahn Lüderitzbucht-Aus geknüpft, an den die Gesellschaft jedoch niemals ernstlich gedacht hat. So verfiel, zum Glück für das Schutzgebiet, der Hauptteil der Landzubilligung, die ursprünglich in nicht weniger als fünfhundertundzwölf Farmen bestanden hatte, und nur einhundertundachtundzwanzig blieben der Gesellschaft. Diese war im übrigen für die Erschließung und Entwicklung des Namalandes stets nur ein Hemmschuh, und ihre britischen Vorstandsmitglieder haben sich zum Teil noch neuerdings offen einer deutschfeindlichen Haltung befleißigt. Gesellschaften von der Richtung der ebengenannten gegenüber ist ein möglichst geringes Entgegenkommen der deutschen Regierung angebracht.

So blieb denn der Bahnbau trotz seiner allseits zugegebenen Dringlichkeit unausgeführt, bis in der zweiten Hälfte des Jahres 1904 der sich immermehr ausbreitende Hottentottenaufstand den Bau gebieterisch forderte, wenn man nicht die deutschen Truppen, die in immer größerer Zahl in das Namaland geworfen werden mußten, einem Zusammenbruch aussetzen wollte. Trotz der wiederholten, überaus dringlichen Vorstellungen des Oberkommandierenden, des Generalleutnants von Trotha, konnte indessen der Bahnbau, der, wie der Generalstab treffend bemerkt, auf einem europäischen Kriegsschauplatz lediglich als eine selbstverständliche operative Maßnahme angesehen worden wäre, aus „innerpolitischen Rücksichten" zunächst noch nicht zur Ausführung gelangen. Immerhin aber begann die zweite Eisenbahnbaukompagnie umgehend mit den Vorarbeiten, dem Aussuchen der Trace und umfangreichen Sprengungen. Im November 1905 hatten Rinderpest und Lungenseuche, die entsetzlich unter den Zugtieren der Fuhrparks aufräumten, die Leistungsfähigkeit des südlichen Baiweges so herabgedrückt, daß von den zu dieser Zeit im Süden versammelten fünftausend Mann und sechstausend Pferden täglich nur je fünfhundert auf diesem Wege verpflegt werden konnten. Von dem Rest der Tagesportionen und Rationen mußte der größere Teil auf dem fünfhundertundfünfzig Kilometer langen Wege Windhuk-Keetmanshoop herangeschafft werden, während der kleinere durch Zufuhren aus der Kapkolonie, meist über Ramansdrift, gedeckt wurde. 61 Offiziere, 1360 Mann, 2535 Treiber, 12350 Tiere und außerdem noch 430 Privatwagen mit 9600 Zugtieren wurden damals auf den Wegen von Keetmanshoop nach Lüderitzbucht und Windhuk verwendet. Aber trotz dieser gewaltigen Anstrengungen drohte das Verhängnis doch über die deutschen Truppen hereinzubrechen, als die englischen Behörden infolge unliebsamer Streitigkeiten an der Südgrenze plötzlich die Furten des Oranje für die Zufuhren

sperrten. Die Weiterführung des Feldzuges war ernstlich bedroht, und wenn es nicht kurz vor dem Eintreten der Krisis noch unter übergroßen Anstrengungen gelungen wäre, größere Reservevorräte aufzustapeln, so wäre ein vollständiger Zusammenbruch erfolgt. „Erst Ende 1905", sagt der Generalstab, „als die Zustände unerträglich waren, ja als das militärische Ansehen Deutschlands auf dem Spiele stand, hatte man in der Heimat ein Einsehen und die Mittel für den Bahnbau wurden bewilligt, freilich zunächst nur für eine Bahn durch den Wüstengürtel von Lüderitzbucht bis Kubub". Über zwei Millionen Mark wären monatlich an Transportkosten für die Verpflegung der Truppen erspart worden, wenn man die Bahn auf die Vorschläge des Generals von Trotha hin früher gebaut hätte.



Bergdamara.

Am 15. Dezember 1905 bewilligte der Reichstag die für den Bau der Strecke Lüderitzbucht-Aus geforderten neun Millionen Mark, und schon im Anfang des folgenden Jahres begann die Deutsche Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, unterstützt von der Eisenbahnbaukompagnie, mit den Arbeiten. Bereits am 1. November konnte die Betriebseröffnung bis Aus erfolgen. Nachdem nunmehr am 12. März 1907 noch weitere zwanzig Millionen Mark für die Fortführung der Bahn über Feldschuhhorn bis nach Keetmanshoop bewilligt worden waren, wurde nach einer Pause von einigen Monaten rüstig weitergearbeitet. Während der in diesem Jahre von neuem drohenden Aufstandsgefahr unter Anspannung aller Kräfte und zeitweise mit über zweitausend Arbeitern. Im Juli wurde das wasserreiche Kuibisrivier, im November Feldschuhhorn erreicht. Die nun folgende dreißig Kilometer lange Strecke bis zum Fischfluß war die schwierigste während des ganzen Baues. Keetmanshoop wurde gegen Ende Juni 1908 erreicht, und am 21. Juli fand die feierliche Eröffnung der gesamten Südbahn durch den Staatssekretär Dernburg statt.

Die Schwierigkeiten des Baues waren zwar streckenweise sehr erhebliche, aber doch nicht so übergroße gewesen, wie man zuerst gefürchtet hatte. Den neunzehn Kilometer von der Küste beginnenden, fünf Kilometer breiten Flugsandgürtel — das Gebiet der „Wanderdünen" — hatte der Bau bereits gegen Ende Mai 1906 überwunden.

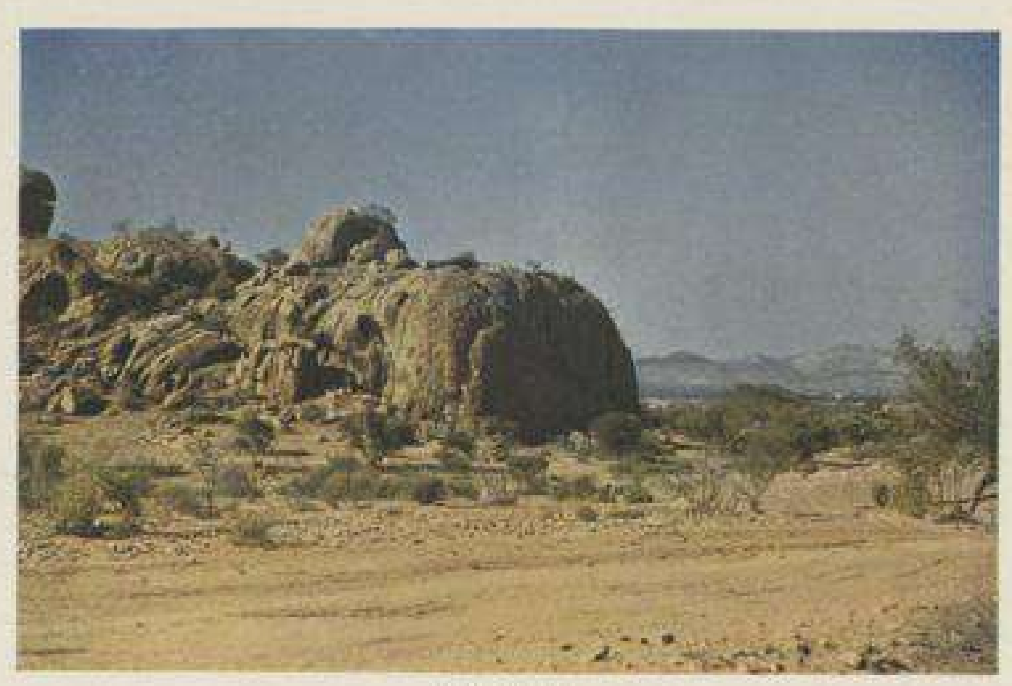


Herero- und Hottentottenkinder an einer Wasserstelle bei Windhuk.



Stauweiher auf Farm Hoffnung

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



Im Auasgebirge.

Man war hier südlich des alten „Pad", des Ochsenwagenweges, geblieben und hatte in geschickter Weise die Strecke auf den Nordrand eines felsigen Plateaus gelegt, da an dieser Stelle die Sandansammlungen am dünnsten sind. Allerdings mußten auch hier einige mächtige Dünen mit Spaten und Karre weggeräumt werden. Den drohenden Verwehungen der Strecke ist man in zweifacher Weise entgegengetreten, einmal durch den Versuch zu einer Festlegung der Dünen durch Bepflanzung, und ferner durch das Aufstellen von Ablenkungszäunen und von niedrigen, starken Mauern. Von weiteren wichtigen und schwierigen Arbeiten ist vor allem die Bewältigung der zahlreichen Flußläufe hervorzuheben. Während des kriegsmäßigen Baues hatte man dieselben vermittelst aufgeschütteter Dämme durchquert, zugleich aber mit den Vorbereitungen für den späteren Bau der vierundzwanzig Brücken, die eine Spannweite von zehn bis zu fünfzig Metern



Wildbach im Auasgebirge.

zeigen, begonnen. Die größten von diesen sind die vierzig Meter langen Brücken bei Buchholzbrunn, Brackwasser und Sandverhaar, sowie die Fischflußbrücken bei Seeheim zu vierzig und fünfzig Metern. Von Seeheim aus zweigt sich von der Hauptstrecke die Eisenbahn nach Kalkfontein ab, die nunmehr endlich den äußersten Süden dem Verkehr erschließt und von den Zufuhren über den Oranje aus englischem Gebiet unabhängig macht.

In einer günstigen und alle Erwartungen weit übertreffenden Weise hat sich auch die Wassererschließung längs der Eisenbahn nach Keetmanshoop entwickelt. Aufs neue ist hier bewiesen worden, daß selbst in Gegenden, die man in dieser Beziehung schon ganz aufgegeben hatte, doch oft sachgemäße Arbeiten und Bohrungen noch zu einem überraschenden Resultat führen. An dieser Stelle sei besonders der großen Verdienste des Landrats von Uslar gedacht, dessen Arbeit mit der vielgeschmähten Wünschelrute gerade hier in dem für den Bau und Betrieb der Bahn schwierigsten Gebiet, in der Wüste zwischen Lüderitzbucht und Aus, einen schönen und ganz unerwarteten Erfolg brachte. Auf seine Angaben hin wurde nämlich bei Garub, etwa einhundertundvierzehn Kilometer von der Küste, eine Bohrung ausgeführt, die reichliches und gutes Wasser ergab. So konnte nunmehr die gerade an dieser Stelle überaus wichtige Speisung der Lokomotiven ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden, während vorher den auf der Bergfahrt befindlichen Zügen das Wasser von Aus her entgegengefahren werden mußte. Auch die Brunnen der in Bezug auf die Wasserverhältnisse besonders schwierigen Strecke bis Feldschuhhorn, bei Schakalskuppe, Buchholzbrunn, Sandverhaar und Feldschuhhorn, spenden — zum Teil mit Motorpumpen ausgerüstet — ausreichende Wasservorräte. In Kuibis, zweihundertundsechs Kilometer von Lüderitzbucht, ist eine bemerkenswerte Anlage durch die Ausmauerung eines großen Bassins geschaffen worden, das von einer Quelle gespeist wird. Eine Dampfpumpe besorgt das Füllen der Maschinen in wenigen Minuten.

Die Pläne für den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes der Kolonie umfassen zunächst das Projekt einer Bahn Keetmanshoop-Windhuk, also einer Verbindung des Südens mit dem Norden. Aber die durchgreifende und endgültige Erschließung des Schutzgebiets wird zweifellos aus wirtschaftlichen und strategischen Gründen früher oder später auch den Weiterbau einer Reihe bereits bestehender Eisenbahnen erfordern. Zu diesen Bauten, die der Erschließung des Ambolandes und der östlichen Grenzgebiete dienen werden, gehören: die Verlängerung der Nordbahn bis ins Amboland und bis in das nordöstliche Grenzgebiet, den „Caprivizipfel", der Weiterbau der Bahnen Swakopmund-Windhuk und Lüderitzbucht-Keetmanshoop bis zur Ostgrenze, sowie endlich die Durchführung der Bahn Seeheim-Kalkfontein bis zum Oranje. Diese Linien würden auch den Personen- und Frachtverkehr nach den englischen Grenzgebieten an sich ziehen. —

Von den sämtlichen Ortschaften Südwestafrikas hat Lüderitzbucht den schnellsten und bedeutendsten Aufschwung genommen, der durch die Entdeckung der Diamantenfelder hervorgerufen wurde.

Seit einer geraumen Reihe von Jahren wußte man bereits, daß das Muttergestein der Diamanten, der Kimberlit oder „Blaugrund", an mehreren Stellen des Groß-Namalandes vorkommt, so im Gibeon- und Bersebagebiet und bei Mukorob. Auch hatten hervorragende Sachverständige, Dr. Hahn in Kapstadt und Professor Dr. Scheibe von der Königlichen Bergakademie in Berlin, die Gleichartigkeit des südwestafrikanischen Blaugrundes mit dem von Kimberley festgestellt, aber die Schürfarbeiten — sowohl die zahlreicher Privatpersonen, wie die der „Gibeon-Schürf- und Handelsgesellschaft" — blieben ergebnislos. Der aufgefundene Blaugrund enthielt keine Diamanten.

Da wurden plötzlich im Frühjahr 1908 durch einen Zufall unweit von Lüderitzbucht am Kolmanskop Diamanten gefunden, und sofort begann ein starkes Zusammenströmen schürflustiger Elemente, ein „boom“, in diese Gegenden, unter dessen Einfluß sich die Entdeckungen sehr bald vertieften und erweiterten. Zahlreiche Expeditionen drangen — zumeist längs der Meeresküste — von Lüderitzbucht aus nach Süden und Norden vor. Infolge der Wasserlosigkeit und Öde der Küstenwüsten waren diese Unternehmungen mit den größten Schwierigkeiten, Mühsalen und Strapazen verknüpft, aber das „Diamantenfieber“ erwies sich auch hier als eine so starke Quelle der Energie, daß all den Hindernissen zum Trotz, die bisher für fast unüberwindbar gegolten hatten, sich rasch und stetig der Schleier lüftete, der Jahrhunderte hindurch diese Dünen- und Sandmeere verhüllt hatte.

Bald hier, bald dort wurden die Prospektoren „fündig“, und nachdem die Funde zunächst, besonders von englischer Seite, als unwesentlich und schlecht im Material bezeichnet worden waren, zeigte es sich bald, daß man es mit durchaus hochwertigen Steinen in reichlicher Lagerung zu tun hatte. Noch war kaum mehr als ein halbes Jahr seit der Entdeckung der ersten Diamanten bei Lüderitzbucht vergangen, als bereits weitere Lager über Pomona hinaus bis nach Angras Juntas, etwa einhundertvierzig Kilometer südlich von Lüderitzbucht, aufgefunden worden waren, und das Jahr 1909 brachte die Entdeckung nördlicher Felder über Anichab hinaus bis Spencerbucht.

Das Vorkommen der Diamanten ist ein „sekundäres“ und ihre Herkunft und die Entwicklung der Ablagerung auf den Fundstätten vielumstritten. Oft ist der Gedanke ausgesprochen worden, der Oranje könne diamanthaltigen Blaugrund in den Ozean geführt haben, und der Benguëlastrom habe dann im Verein mit der Brandung die Verteilung und Ablagerung an der Küste bewirkt. Aber dieser Therorie, die in der Stärke des Stroms und der Brandung und in dem allmählichen Heben und Anwachsen des Küstenlandes Unterstützung findet, stehen eine Reihe gewichtiger Momente entgegen. Von ihnen sei hier nur angeführt, daß an dem gegenüber der Pomonainsel auf dem Festlande emporragenden Tafelberg nur auf der östlichen, der Landseite, Diamanten gefunden wurden. Es erscheint demnach zweifellos, daß längs der Küste diamanthaltige Kimberlitvorkommen liegen, deren Entfernung von den bisher entdeckten Feldern allerdings höchst ungewiß ist. Ihre Auffindung dürfte gleichwohl nur eine Frage der Zeit sein, falls sie nicht etwa unter Dünenmassen begraben sind.

Die Diamanten kommen hauptsächlich in den mit der Küste parallel laufenden Tälern in einer Kiesschicht vor, deren Charakter der eines ganz feinkörnigen Flußkieses ist. Die Steine werden an der Oberfläche gefunden, sind aber natürlicherweise auch tieferliegend in dem zweifellos von Wasser stark gewaschenen Kiese vorhanden. Klare weiße Steine von bester Beschaffenheit kommen vermischt mit minderwertigen, gelblich oder schwarz getönten vor. Die besten und größten bisher aufgefundenen Diamanten stammen aus der Gegend der Pomona-Mine und südlich derselben aus dem Küstengebiet gegenüber dem Riff „Bogenfels“. Bei Pomona wurden Steine auch auf dem kahlen Fels des dort gelegenen Tafelberges gefunden, wohin sie vom Winde getragen worden sind.

Kurze Zeit nach der ersten Entdeckung hatte sich bereits eine recht bedeutende Zahl von Gesellschaften gebildet, die sich auf Grund erworbener Schürfscheine mit der Diamantengewinnung beschäftigen. Die „Lüderitzbuchter Zeitung“ vom 3. April 1909 nennt im „Kursbericht des Börsenvereins Lüderitzbucht“ folgende: Kolmanskop Ltd., Germania, Anichab, Swakopmunder Diamanten-Gesellschaft, Glück Auf,



Die früher befestigte Bergkuppe „Sperlingslust" zwischen Groß- und Klein-Windhuk.

Deutsche Berg- und Minengesellschaft, Kaukausib, Grillental, Elisabethbucht-Gesellschaft, Kubub, Meteor, Karlstal, Windhuk, Südstern, Südwest und Keetmanshooper Diamanten-Gesellschaft. — Bemerkt muß hierbei werden, daß eine größere Anzahl von Gesellschaften infolge von Rechtsstreitigkeiten verhindert war, sofort den Betrieb aufzunehmen.

Der Abbau geschah zunächst auf höchst primitive Weise, indem man die Steine mit der Hand auflas. Hierzu wurden eingeborene Arbeiter unter Beaufsichtigung durch Weiße verwendet. Heute ist bereits ein verbesserter Betrieb eingeführt worden. Die monatliche Ausbeute betrug im Durchschnitt bisher etwa 25000 Karat. Sämtliche entdeckte Lagerstätten liegen im Gebiet der Berggerechtsame der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika", und ein Teil dieses Gebiets, das der Hauptfunde, wurde im September 1908 durch Übereinkommen des Reichskolonialamts mit der Gesellschaft für die Schürftätigkeit Privater gesperrt. Die Bearbeitung dieses Sperrgebiets, daß sich, einhundert Kilometer breit, vom Oranje bis zum 26° südlicher Breite hinzieht, wurde von der Kolonialgesellschaft der neugebildeten Deutschen Diamantengesellschaft übertragen.

Die aus der Diamantenförderung dem Landesfiskus zufließenden Abgaben sind sehr hohe. Die Gesamtabgaben — an die Regierung und die Kolonialgesellschaft — erreichen etwa die Höhe von 53 Prozent des Wertes, worin allein 33⅓ Prozent an Ausfuhrzöllen liegen. Die Gesamteinnahmen des Fiskus aus den in der Zeit von Mitte März bis Mitte August 1909 in Deutschland angelangten Diamanten beliefen sich auf 1848250 Mark. Zur Lagerung und Verwertung sämtlicher im Schutzgebiet gewonnener Steine wurde in Berlin die Diamanten-Regie-Gesellschaft gegründet, vor allem, um einer Verschleuderung der Steine und einem hierdurch eintretenden Sinken der Preise vorzubeugen.

Die Entwicklung der Diamantengewinnung, die sich nach Erledigung der schwebenden, den Abbau weiter Strecken hindernden Rechtsstreitigkeiten noch stark steigern wird, gibt ein lebhaftes Bild von dem enormen Einfluß, den derartige hochwertige Entdeckungen auf die Gestaltung der gesamten Verhältnisse eines Landes auszuüben geeignet sind. Von anderen Mineralschätzen ist im Groß-Namalande wohl hier und da Kupfer und — bei Keetmanshoop — auch Kohle gefunden worden, aber bisher nicht in einer für Großbetrieb abbauwürdigen Menge.

Wenn wir uns vom nördlichen Namalande, von Gibeon aus weiter nach Norden wenden und auf der großen Heerstraße westlich des Fischflusses dahinziehen, gelangen wir einige Tagemärsche nördlich von Kub in das Gebiet der Rehobother Bastarde, das zu den Zeiten der Eingeborenenherrschaft einen Puffer zwischen dem Namalande und dem Gebiet der Herero bildete.

Schälen wir aus dem Schutzgebiet nur die kulturfähigen Landschaften heraus, so gibt uns das Bastardland das Bild einer Zusammenschnürung. Weit greifen hier die Ausläufer der Namib- und der Ganswüste

nach Osten in das Land hinein, und etwa in gleicher Höhe finden die sandigen Ebenen am Nosob, Auob und Elephantenfluß ihre größte Ausdehnung nach Westen. Die Grenzgebiete des Bastardlandes weisen daher — wenigstens im Westen und Osten — vielfach geringwertigere Weiden auf, während der Kern zu den besten, kulturfähigsten Teilen Südwestafrikas gehört.

Das Land ist verhältnismäßig spät von seinen heutigen Herren in Besitz genommen worden. Noch in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts saßen die Bastarde südlich des Oranjestroms in de Tuin und Pella auf britischem Gebiet. Den Grund zu ihrer Auswanderung gab das Vordringen der burischen Bevölkerung der Kapkolonie nach Norden, das von der englischen Regierung gutgeheißen und unterstützt wurde. Diese hatte zwar seinerzeit die herrenlosen Weidefelder an den Grenzen des Buschmannlandes den



Stausee bei Windhuk.

Bastarden zugewiesen, sah nun aber untätig zu, als sie aus denselben verdrängt wurden. Räuberische Einfälle von wilden Buschmännern und Korannahottentotten in den Jahren 1867 und 1868 trugen das ihrige dazu bei, den Entschluß der Bastarde, nach Norden auszuwandern, zu beschleunigen. Im November 1868 begann der Auszug des Volkes unter der Führung des Missionars Heidmann der Rheinischen Missionsgesellschaft. Trostlose Jahre des Umherwanderns folgten, Jahre, in denen es Heidmann und seiner Frau nur unter unsäglichen Mühsalen und unter Einsetzung von Leben und Gesundheit gelang, das Volk zusammenzuhalten und es vor der Zerstreuung und Vernichtung zu bewahren, denn scheelen Auges sahen die Namastämme auf das Häuflein der neuen Einwanderer. Im Jahre 1871 sammelten sich die Bastarde in Rehoboth, das vorher — bis zum Jahre 1864 — von den Zwartbooi bewohnt gewesen war, dann aber, nach dem Auszuge dieses Stammes, verödet gelegen hatte.

Heidmann und die Ältesten der Bastarde hatten die Vorzüge des Platzes mit scharfem Blick erkannt. Seine Lage inmitten eines vorzüglichen Weidegebiets, die Nähe des wasserreichen Oanobflusses und die heißen Quellen, die mitten im Ort hervorsprudeln, boten die besten Vorbedingungen für eine dauernde Niederlassung. Zudem umgeben ihn schattenspendende Baumbestände, und klippenreiche Höhenzüge erleichtern seine Verteidigung. Die Bastarde begannen ungesäumt mit dem Bau von Steinhäusern; Kirche und Schule wurden errichtet, und nachdem das Volk sich in den folgenden Jahren dauernd durch Zuzug

von Stammesgenossen verstärkt hatte, konnte man allmählich die Grenzen weiter ausdehnen und den Einwendungen und Drohungen der benachbarten Hottentottenstämme energisch entgegentreten. Schwere Kriegsjahre voll Not und Elend sind den Bastarden keineswegs erspart geblieben, aber alle Angriffe, auch solche auf Rehoboth selbst, wurden stets tapfer abgewiesen. Und wenn auch Herero und Hottentotten voll Neid auf das aufblühende Gemeinwesen, den wachsenden Reichtum und die erstarkende Macht der Bastarde sahen, so wußten sich diese, wenn die Not es erforderte, ihrer Haut kräftig zu wehren. Der Gemeinsinn der Bürger gab der jungen Gemeinde von vornherein einen starken, festen Boden.

Ursprünglich Nachkommen weißer Väter meist burischer Abkunft und hottentottischer Mütter sind die Bastarde in ihrem Charakter, in ihrer Lebensauffassung und in ihren Lebensgewohnheiten ein seltsames Gemisch der Rassen, das jedoch nichts Abstoßendes an sich hat, sondern im Gegenteil für ihr Heimatland wie geschaffen erscheint und den Europäer angenehm berührt.

Zwar werden den Bastarden häufig Trunksucht, Leichtsinn, Untreue, Habsucht und andere wenig erfreuliche Eigenschaften nachgesagt, aber Kenner dieses Mischvolkes werden nicht umhin können, zuzugestehen, daß derartige Untugenden bei ihm nicht mehr entwickelt sind, als bei den Weißen. Jedenfalls haben wir Deutschen keinen Grund, uns über diese „Nation", wie sich die Bastarde selbst mit Vorliebe bezeichnen, in irgend einer Hinsicht zu beklagen. Treu hat dies Volk in all den Wirren und Kriegsjahren seit den ersten Kämpfen gegen Hendrik Witbooi zu uns gehalten, und wenn die Bastarde in ihrer Stellung zu den Deutschen auch gewiß ihren eigenen Vorteil klar erkannten, so muß doch anerkannt werden, daß sie unseren Waffen große und wertvolle Dienste geleistet haben.

Die Lebensweise dieses eigenartigen Volkes wird man der unserer Bauern vergleichen können, während sie in ihrer Lebensauffassung vielleicht ihre Vorväter, die Buren, noch übertreffen, nämlich vor allem durch einen, wie mir scheint, vielfach bedeutend stärker ausgeprägten Hang zur Seßhaftigkeit und durch eine Anhänglichkeit an die heimatlichen Weidegründe, die aller Ehren wert ist. Ihr Element, ihre Kunst, ihr Stolz ist die Viehzucht, in der sie durchaus Anerkennenswertes in der Zucht eines das Steppenrind der Hererorasse weit übertreffenden verfeinerten, schwereren Schlages leisten. Das „Afrikanerrind" der Bastardrasse ist im ganzen Schutzgebiet hochgeschätzt. Auch die Kleinviehzucht ist von Bedeutung, und während in früheren Jahren ausschließlich Fleischschafe und Ziegen gezogen wurden, haben sich neuerdings auch die Bastarde — dem Beispiel der unter ihnen wohnenden Weißen folgend — der Wollschafzucht zugewandt. Daneben spielt die Pferdezucht eine bedeutende und charakteristische Rolle, wie denn die Bastarde von jeher eifrige, geschickte und erfolgreiche Pferdezüchter und gute, verständnisvolle Reiter gewesen sind — ganz im Gegensatz zu den ihre Tiere unmenschlich-roh behandelnden Herero, denen die Hottentotten übrigens hierin nicht viel nachgeben.

Seit den Zeiten des ersten Witbooikrieges, nachdem Rehoboth eine deutsche Besatzung erhalten hatte und nachdem in regelmäßiger Wiederkehr junge Bastarde von deutschen Offizieren zu Soldaten ausgebildet worden waren, ist ein immer engerer Anschluß des Volkes an die Deutschen erfolgt. Die nachbarliche Lage und die wirtschaftliche Interessengemeinschaft gegenüber den anderen Eingeborenen haben das ihrige dazu beigetragen, dies anfangs recht lose Band immer fester zu knüpfen.

Auch der Gartenbau wird gepflegt, obschon Heuschreckengefahr, drohende Dürre und die Schwierigkeiten einer geregelten Berieselung den Bastard eher abschrecken als den zäher veranlagten Weißen, und vor allen den Deutschen. Immerhin aber wird bereits seit Jahrzehnten, besonders in und nach ergiebigen

Regenjahren, Getreide, Mais, Tabak, Kürbis, Melonen, sowie eine Reihe weiterer Gartenfrüchte angebaut. Zu bemerken ist, daß der Getreidebau in recht ursprünglicher Weise erfolgt. Der Weizen wird am Schluß der Regenzeit in die noch durchfeuchteten Flußbetten gesät — bei Beginn der heißen Monate wird geerntet. Gedüngt wird mit dem Mist, der sich in den Viehkraalen angesammelt hat.

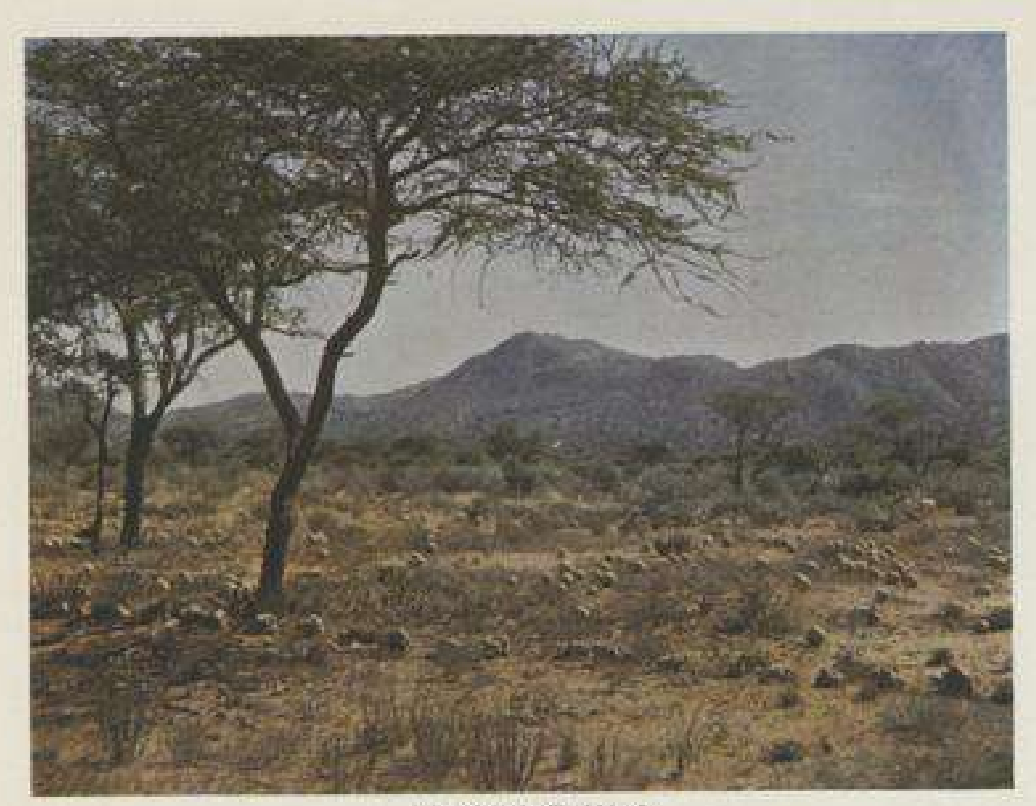
Neben dieser rein-bäuerlichen Betätigung liegt der Bastard mit besonderer Vorliebe dem Frachtfahren ob, indem er sich entweder einem Unternehmer verdingt oder für eigene Rechnung fährt. Bei ihrem Geschick für die durchaus nicht leicht zu erlernende und äußerst anstrengende Technik des „Wagentreibens" und ihrer von Jugend auf vervollkommneten Übung haben zahlreiche Bastarde bedeutende Gewinne aus diesem Geschäft gezogen. Da sie auch gewandte Wagenbauer, Stellmacher und Schmiede sind, wissen sie sich überall zu helfen und stehen den durch die schwierigen Wegeverhältnisse den Transporten drohenden Gefahren zu jeder Zeit und in allen Lagen gerüstet gegenüber. Kein gebrochenes Rad, keine gesplitterte Deichsel vermag sie zu schrecken. Bemerkenswert ist ferner das Geschick, die „Begabung" wird der Afrikaner sagen, die wohl ein jeder Bastard beim Anlernen der Zugochsen zu zeigen weiß. Hierbei tritt seine Liebe zum Tier und sein Verständnis für dasselbe im hellsten Licht hervor, denn die Aufgabe ist recht schwer und erfordert ein Maß von Geduld, wie es der Weiße für diesen Zweck nur selten besitzt.

Stark ausgeprägt ist die Jagdleidenschaft des Bastards; er kann ihr tagelang fröhnen, ohne zu ermüden. Dabei ist er ein vorzüglicher, seinen Schuß mit Ruhe und Überlegung abgebender Schütze. Wie der Hottentott besitzt er ein scharfes, sicheres Auge, das unverdorben durch die Anforderungen europäischer Kultur, gestählt durch Übung und gewöhnt an die infolge der klaren, dünnen Höhenluft eigenartigen Verhältnisse des Landes diesen voll Rechnung zu tragen vermag.

Die Pflege des Familienlebens ist gut ausgebildet und von bemerkenswerter sittlicher Höhe; Achtung vor dem Alter wird in strengster Weise gefordert und nur selten verletzt. Auch die Stellung der Frau ist eine in jeder Hinsicht angesehene und oft einflußreiche. Im Hause und im Familienleben findet ihre Stimme achtungsvolles Gehör, in der Erziehung der Kinder ist sie vielfach von ausschlaggebender Bedeutung.

Die äußere Erscheinung des Bastards kann als eine ansprechende bezeichnet werden — besonders die von Personen aus den „alten" Familien, das heißt von solchen ohne eine weitere, verstärkte Beimischung hottentottischen Blutes. Die hohe, muskulöse Gestalt, das reichere, oft leichtgewellte Haar und der freie, stolze Blick lassen die Angehörigen dieser Familien unschwer herauserkennen unter den weniger angesehenen, bei denen der hottentottische Einschlag überwiegt. Übrigens befinden sich unter der Gemeinde auch einige Familien fast reinblütiger Hottentotten, die später zugezogen sind, und denen das Bürgerrecht verliehen wurde.

Aber diese Elemente haben zur Stärkung des Ansehens der Bastardnation niemals beigetragen, ihr politischer Einfluß war stets ein ungünstiger, wurde jedoch durch die ausnahmslos deutschfreundliche Haltung der älteren Familien im Zaum gehalten. Den ansprechendsten Eindruck macht die erwachsene Jugend beiderlei Geschlechts aus den „alten" Familien. Die jungen Männer, meist schlank und ebenmäßig gebaut, mit offenen Zügen, in denen die Merkmale der europäischen Abkunft stark überwiegen, mit klarblickenden Augen, vollem schwarzen Haar und leicht bräunlich getönter Hautfarbe sehen ebenso frisch und jugendkräftig aus wie der Hottentott gleichen Alters bereits verkommen und gebrechlich. Auch dem weiblichen Geschlecht der Bastardnation hat die Natur Reize verliehen, die schon manchen Europäer betört und zur Eheschließung veranlaßt



Landschaft bei Teufelsbach.
Mit wilden, bitteren Melonen bedecktes Weidefeld in der Trockenzeit.

haben. Die jungen Bastardmädchen weisen einen oft vollkommen südeuropäisch-anmutenden Typus auf, sie sind vielfach hübsch von Gesicht, meist von schlankem, graziösen Wuchs und in der Art und Weise sich zu geben bei aller natürlichen Frische bescheiden und zurückhaltend. Die, besonders in den ersten Jahren der deutschen Herrschaft, mehrfach geschlossenen Mischehen zwischen Deutschen und Bastardmädchen haben daher öfter, als es allgemein bekannt sein dürfte, die durchaus einwandsfreie, sittliche Grundlage gegenseitiger Zuneigung gehabt — wenn sie auch, wie trotzalledem rückhaltlos zuzugeben ist, in jedem Falle in der Zukunft zu bekämpfen sein werden. Denn wohl niemals wird selbst das bestgeartete Bastardmädchen auch dem einfachen deutschen Manne eine vollwertige Lebensgenossin sein können. Dazu sind Erziehung, Lebensauffassung und Lebensgewohnheiten zu verschieden. Und ist dann der Reiz der Jugend verflogen — und das tritt bei den Bastardmädchen fast ebenso früh ein wie bei den anderen Eingeborenen und wie in Europa bei den romanischen Völkern — dann nehmen derartige Ehen nur zu oft ein trauriges Ende. Hemmend in wirtschaftlicher Hinsicht tritt zudem für den mit einer Bastardfrau verheirateten Weißen fast stets hinzu, daß die ärmeren Verwandten der Frau ihm auf der Tasche liegen und ihn ausnutzen, wo sie es nur können. Denn neben den tätigen, arbeitsamen und wohlhabenden Bastarden sind auch liederliche, verkommene und verarmte nicht selten zu finden, ja der aufmerksame Beobachter wird feststellen können, daß sich diese gegensätzlichen Eigenschaften in einer ganz auffallenden Weise in der Familie vererben und geradezu als vom Himmel zugeteiltes Erbe in fatalistischer Weise respektiert werden. Hier macht sich das hottentottische Blut in krasser Weise



Die Feste in Okahandja; im Hintergrunde der Kaiser Wilhelm-Berg.



Blühende Dornbäume bei Osona

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

bemerkbar. Der wohlhabende Bastard ist an diese „Ordnung der Dinge“ übrigens vollkommen gewöhnt; er füttert seine oft recht zahlreichen armen Verwandten auf den Viehposten als Aufseher oder als Wagentreiber durch und versucht es nur selten, diese unverbesserlichen Tagediebe und Hungerleider zu selbständiger, geregelter Arbeit anzuhalten. Diesen schweren wirtschaftlichen Gefahren verfällt der mit einer Bastardfrau verheiratete Weiße unbedingt: er „verbastardet“, wie man im Schutzgebiet bezeichnenderweise zu sagen pflegt. In neuerer Zeit hat sich daher unter den deutschen Farmern und Ansiedlern Südwestafrikas eine starke Bewegung gegen die Mischehen bemerkbar gemacht; die mit Bastardfrauen verheirateten Weißen wurden von der Aufnahme in die Schützen- und Turnvereine ausgeschlossen und man zeigte ihnen auch sonst, daß man ihren Entschluß nicht gutheißen könne. Diese allerdings oft recht scharfen Maßnahmen sind voll zu billigen, denn einer weiteren Vermehrung der Mischehen muß, wie gesagt, mit allen Kräften Einhalt getan werden. Daß man dies auch in Deutschland in den Kreisen erkannt hat, die dem inneren Leben in den Kolonien näher und verständnisvoll gegenüberstehen, beweisen vor allem die sich in dieser Richtung bewegenden Bestrebungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, die allgemeiner Unterstützung wert sind. Rasse soll bei Rasse bleiben — dieser alte, auf vielfacher Erfahrung beruhende Satz findet auch hier wieder seine volle Bestätigung! —



Der im Hereroaufstande zerstörte Bahnhof von Waldau.

Rehoboth, der Hauptort des Landes, hat sich im Laufe der Jahre nicht unwesentlich vergrößert. Mit seinen gutgebauten, zahlreichen Steinhäusern und Gehöften gewährte er bereits zu Beginn der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts den Anblick eines wohlhabenden Dorfes, dem auch der gemeinschaftlicher Benutzung dienende, von den Quellen gespeiste Dorfteich nicht fehlt.

Das Land, der „Grund“, wurde zum Teil der Gemeinde



Marmorbrüche bei Ababis.

vorbehalten, zum Teil unter die einzelnen Familien verteilt, die den Namen ihres burischen oder englischen Stammvaters tragen. Zu den bekanntesten gehören die van Wijk, die Cloete, Diergaard, Campbel, de Clerk, Beukes, Bezuidenhout und Engelbrecht.

Das Land wird von einem Gewirr von Rivieren durchzogen, die in der Naukluft, dem Urihuib- und Groote Doden-Gebirge entspringend sich zum größten Teil nach Osten wenden und in langgestrecktem Lauf, oft in tiefeingeschnittenen felsigen Betten, dahinziehen. Diese kleinen Fluß- und Bachbetten des Bastardlandes sind ebenso wie die des südlichen Damaralandes von großer landschaftlicher Schönheit. An ihren Rändern häufen sich die Baum- und Buschgruppen zu dichten, unentwirrbaren Beständen, saftige Gräser und — in der Regenzeit — zahlreiche blühende Pflanzen fassen die Ufer ein; schattige Kühle empfängt den Reisenden auch an den heißesten Tagen. Vielfach bilden die Bachbetten den einzigen Zugang zu den entfernter liegenden Bergweiden, und dann ist der Marsch in ihnen für das Vieh und die Menschen allerdings wenig angenehm, denn große Steinblöcke, Geröll, querliegende mächtige Baumstämme, Massen verworrenen Gestrüpps und tiefe vom Wasser gerissene Löcher versperren bald hier, bald dort den Weg. In der Regenzeit stürzen die schäumenden Fluten mit elementarer Gewalt zu Tal, alles fortreißend, was sich ihnen in den Weg stellt. Von anerkannter Güte ist das Weidegras der Bastardfarmen, so daß ihre Größe, die zwischen 7000 und 9000 Hektar schwankt, etwas hinter dem sonst üblichen Landesdurchschnitt von 10000 Hektaren zurückbleiben kann.

Im Bereich des Kamflusses liegt im Groote Doodenbergland und südlich desselben am Tsondabfluß ein Gebiet, das sich in hervorragender Weise zur Pferdezucht eignet. Die reine, frische Bergluft, verstärkt durch den sich noch geltendmachenden Einfluß des Seeklimas, verhindert das Auftreten des größten Feindes der Pferdezucht in fast ganz Südafrika: der sogenannten „Sterbe", die in der Regenperiode oft hunderte von Opfern fordert. An den Quellflüssen des Kam liegt in starkbergigem, herrlichen Weideland das Gestüt der Regierung, Nauchas, in 1647 Meter Seehöhe, und südwestlich am Tsondabflusse die zehntausend Hektar große Pferdefarm des Farmers Albert Voigts. Die Zucht hat, wie die Berichte der Regierung angeben, zwar in den geeigneten Landesteilen weitere Fortschritte gemacht, doch standen ihrer Ausbreitung vielfach die hohen Kosten, die für das Zuchtmaterial aufgewendet werden müssen, hinderlich gegenüber. Dennoch aber ist zu hoffen, daß die Pferdezucht sich zu einem hochwertigen Wirtschaftszweig entwickeln wird. Weite Teile des Schutzgebiets sind dazu angetan, diese Hoffnung zu verwirklichen, und das Gleiche kann von der Straußenzucht gelten.

Im Nordwesten von Nauchas dehnt sich, dicht an die Namibwüste gepreßt, ein Gebiet aus, das reich an historischen Erinnerungen ist und auf das Jahrzehnte hindurch die Augen aller Völker Südwestafrikas gerichtet waren: Hornkranz! Von hier aus unternahmen Jan Jonker und Hendrik Witbooi ihre zahlreichen Züge gegen die Herero, hier wurden die großen und wilden Pläne geschmiedet, deren Endziel die Vorherrschaft der Hottentotten in ganz Südwestafrika sein sollte.

Von Gurumanas, einem der ältesten Farmplätze der Bastarde aus streicht in südwestlicher Richtung das Hakosgebirge, dessen Flüsse bereits dem Kuiseb zustreben, und westlich von Hornkranz erhebt sich der gewaltige, 2336 Meter hohe Koloß des nördlichsten Tafelberges, des Gansberges, weithin sichtbar über die ihn umgebenden Grassteppen. Von seinen Hängen aus erblickt man im Westen und Südwesten unendliche Wüstenflächen, die Kuiseb-, die Gans- und die Namibwüsten, die sich in

unermeßlicher Weite gelbflimmernd bis zum Horizont ausdehnen — ein unbeschreiblich wildes, bedrückendes Bild!

Quer durch die Ganswüste führt von Ababis an der Naukluft eine gefahrvolle, unsichere und meist wasserlose Straße über Guiwreb an den tief in die Wüstenflächen eingerissenen Cañon des Kuisebflusses, der an Wildheit der öden, menschenleeren Landschaft selbst die Gebiete des südwestlichen Namalandes noch übertrifft. Senkrecht abstürzende Felswände schließen meilenweit das Flußbett ein, so daß ein Hinuntersteigen nur an wenigen, meist mehr als einen Tagesritt auseinanderliegenden Stellen möglich ist, aber auch hier nur unter den größten Schwierigkeiten und oft unter Lebensgefahr. Bei Hudaub, „Teufelshöhle", dort, wo der Barrowberg seinen Kegel erhebt, trifft der Wüstenweg den Fluß, dessen Lauf er nun auf schmaler, oft nur wenige Meter breiter Fläche folgt, die zwischen den Dünenmassen im Südwesten und den Abstürzen des Felsentals eingepreßt ist. Hier liegen dicht nördlich von Hudaub die Kupferfundstellen Gorob, Naramas und die Hopemine, die sämtlich mehrfach untersucht, aber noch nicht abgebaut wurden. Das Gleiche gilt von der dicht am Kuiseb liegenden Nickelfundstätte Umib. Über Narob, Osswells Werft und Ururas erreicht der Kuisebweg, eine alte Schmugglerstraße, dann Rooibank und von dort aus über Plüm die Walfischbai.

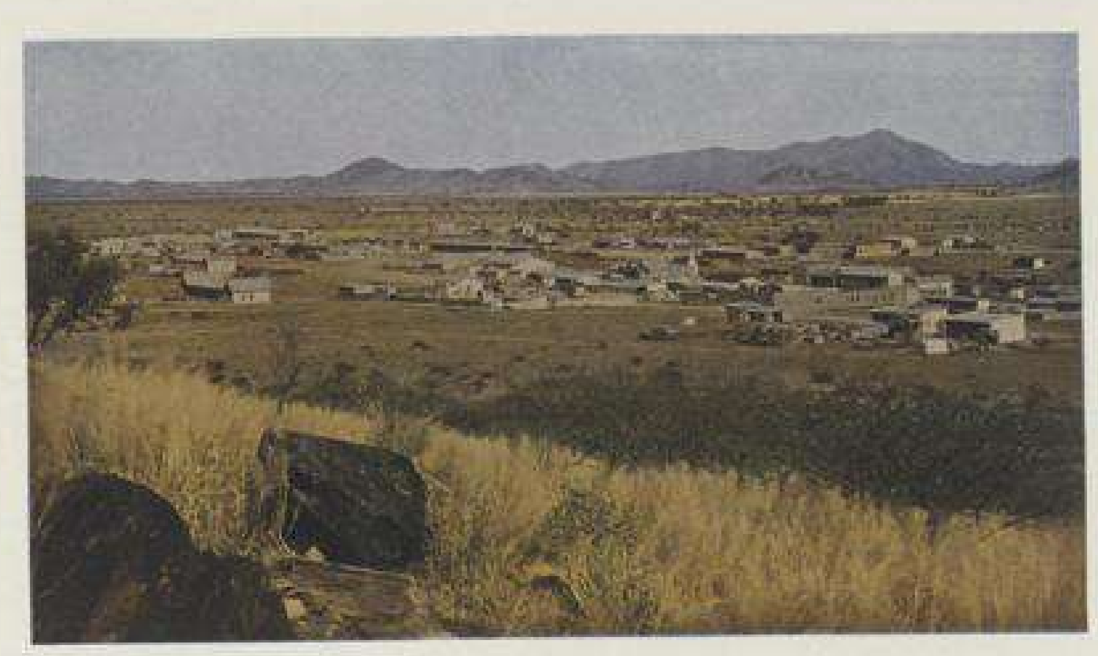
Während der Süden, Westen und Norden des Bastardgebietes dicht besetzt sind, werden die Siedlungen und Viehposten im Osten spärlicher. Hier hören die faltenreichen, steilaufgerichteten Gebirge des westlichen Landes auf, und es beginnen die unendlichen Grasebenen, die schon bald von niedrigen Sanddünen durchsetzt sind, um immer sandiger und dünenreicher zu werden, je mehr sie sich den großen Steppenflüssen des Ostens nähern. Es ist das Gebiet der Roten Nation, der Hottentotten von Hoachanas, das sich hier südöstlich und östlich des Bastardlandes ausbreitet, ein Land, das mit seinen unsicheren und meist weitauseinanderliegenden Wasserstellen wie geschaffen ist, von den unstäten Hottentotten durchschweift zu werden. Unter ihrem Kapitän Manasse Noreseb waren sie den Bastarden höchst unbequeme und gefährliche Nachbarn, immer bereit, die an die Grenzen vorgeschobenen Viehposten der Bastarde zu plündern.

Auf dem östlichen Wege von Rehoboth nach Windhuk längs des Usibflusses und durch das Bergland zwischen Kranzneus und Hatsamas hat man durch die Pforten des Gebirges öfter weite Ausblicke auf diese hunderte von Kilometern sich ausdehnenden Ebenen am Elefantenfluß und Nosob, die noch heute ein Dorado für den Jäger sind. Ein Wildreichtum ohnegleichen ziert die dürre Heimat der Roten Nation. Antilopen aller Art, Strauße, Zebras, Wildschweine und zahlloses Flugwild bevölkern die weiten Steppen. Neben dem niederen Raubwild ist der Leopard überaus häufig, und auch der Löwe wird noch angetroffen.

Aus diesen östlichen Gebieten ziehen sich einige alte Straßen nach Norden, in das Damaraland, die viel begangen wurden, als in den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Ausfuhr lebenden Viehs aus dem Lande der Herero nach der Kapkolonie noch eine bedeutende Rolle spielte.

Heute liegen diese Wege einsam und verödet, und der Verkehr zwischen Süd und Nord, der bereits in den ersten Jahren der Ausbreitung der deutschen Herrschaft immer lebhaftere Formen zeigte, hat sich seit dieser Zeit, seit 1893, fast ausschließlich der großen Straße über Rehoboth und über die Pässe des Auasgebirges bedient.

Weit ausladend mit seinen steinigen Höhen und tiefen Tälern, den Felsenmauern, den bald gezackten, bald abgerundeten, langgestreckten Bergwänden und zahlreichen grasbewachsenen Hochflächen wächst der



Karibib.

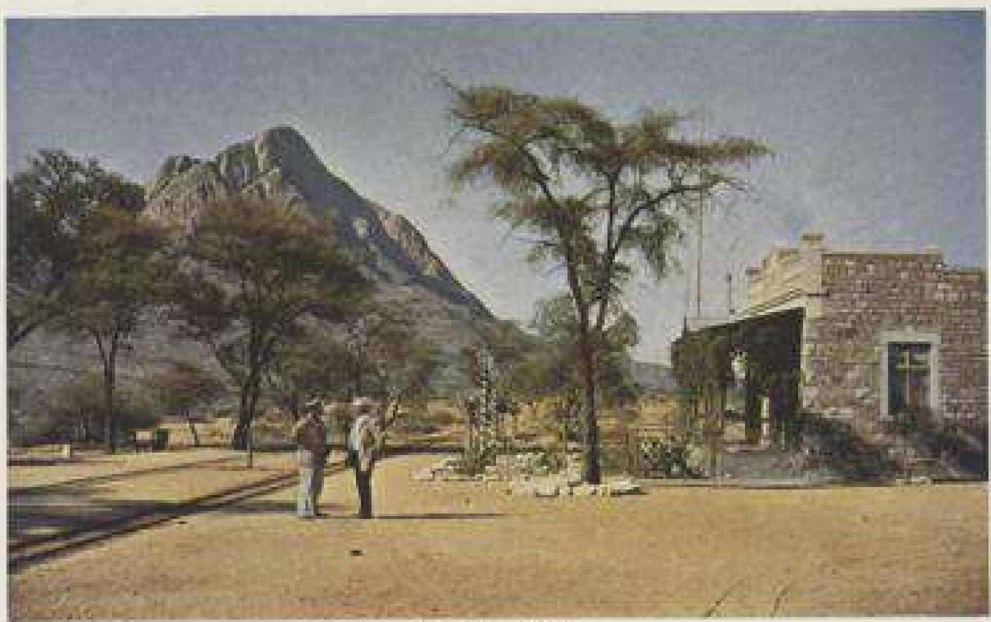
Koloß des „Nord"-Gebirges steil aus den südlichen, lachenden Ebenen bei Aris-Kranzneus empor, während im Norden niedrigere Vorberge und ein Hügelland von sanften Formen seinen Fuß umgeben. Nur eine für Wagen befahrbare alte Paßstraße windet sich über den Hauptwall des Gebirges, eine Straße, die in früheren Jahren große Schwierigkeiten bot und die erst durch umfangreiche Wegebauten zu einem bequemen Übergang umgestaltet werden mußte. Im Westen schließt sich das wasser- und weidereiche Komashochland, im Südwesten das wildromantische, von einem Labyrinth von Bergen und Hügeln, von Tälern und Schluchten angefüllte Quellgebiet des Kuisebflusses an das Auasgebirge an. Im Nordosten vermitteln die Berge bei Eros, Otjihase und Okatumba den Übergang zu dem gewaltigen Bergland von Onjati, das sich nach Norden bis zum Swakop bei Otjosasu und Okahandja hinzieht.

Die Seehöhe dieser weiten Gebiete schwankt zwischen 1600 und 1900 Metern und beeinflußt die Niederschlagsverhältnisse in der günstigsten Weise, so daß, ganz abgesehen von den grasreichen Hochländern, selbst die steilaufgerichteten, felsigen und kahlen Höhen der eigentlichen Gebirge, aus denen sich einzelne Kuppen des Onjatiberglandes bis über 2000 und die Gipfel des Auaskolosses bis über 2100 Meter erheben,



Karibib. Bahnhof und Werkstätten.

als Segenspender der sie umgebenden Landschaften gelten können. Ihre Rinnsale, Sturzbäche und Wildflüsse speisen die Grundwasserschätze der Riviere in den Landschaften um Windhuk und im südlichen und mittleren Damaralande in so ergiebiger Weise, daß diese Gegenden in der Tat weit wasserreicher sind, als es für gewöhnlich angenommen wird. Sowohl der sich zum Oanob hinziehende Schaffluß, der Elefantenfluß, der Nosob und Kuiseb, als wie besonders der das Damaraland weithin beherrschende Swakop mit seinen zahlreichen von Osten und Süden ihm zustrebenden Quell- und Zuflüssen nehmen an diesem Segen teil. Wohlbestellte Gärten, schattige Anabaumhaine und Reihen von Wasserstellen, die sich in den Rivieren oft hunderte von Metern weit hinziehen, Akaziengehölze in den grasbestandenen Tälern und an den Talhängen geben Kunde von den in den Flüssen aufgespeicherten Wasserschätzen. Und so erscheint das ganze Damaraland



Bahnstation Ababis.

von den nördlichen Abstürzen des Auasgebirges und des Komashochlandes bis hinauf zu den Grenzen des Ambolandes und von der Linie der beginnenden Steppenvegetation im Westen bis an das Sandfeld als ein besonders gesegnetes Land unter den Steppengebieten der Welt. Sanftgewellte Hügelketten umsäumen die Flüsse, die in den Ebenen in weiten, nur wenig eingeschnittenen Tälern dahinströmen, und deren oft breite, weitübersichtliche Betten Landschaftsbilder von großer Schönheit zeigen. Nördlich des mittleren Swakop geht dann das Land in die offene, wellige Grasflur über. Es ist das Gebiet der Parklandschaft und der lichten Dornbuschsavanne, in das wir hier eintreten, das Land der Herero mit seinen herrlichen Weiden, mit dem frischen Grün seiner Dornbaumgehölze und dem duftigen Blau seiner weit über die Ebenen verstreuten Berge. Bis hoch hinauf in die Grate und Schründe, bis an die steilen „Kränze“ sind die Höhen mit Bäumchen, Büschen und saftigen Gräsern bewachsen, und in der Regenzeit sprießen zahllose Staudengewächse und Blumen zwischen den Steinen hervor. Lichte und doch warme Farben geben den Landschaftsbildern hier ein frohes, freundliches und oft liebliches Ansehen, das scharf von den kalten und stumpfen Tönen absticht, die weiten Teilen des Groß-Namalandes einen düsteren, schwermütigen und bedrückenden Charakter verleihen. Nirgends finden wir im Hererolande die unabsehbaren, baumlosen, geröllbedeckten Hochsteppen des Südens, deren Einförmigkeit und Öde den Wanderer schrecken, sondern in reizvoller Mannigfaltigkeit wechseln hier Berg und Tal, Fels und Fluß, Baum, Busch und Grasweide.

Eine etwa siebzig Kilometer lange, schmale Talspalte, die im Westen von den Abstürzen des Komashochlandes, im Osten von den Bergen bei Eros, Okapuka, Otjihavera und Okahandja eingeengt wird, bildet den Zugang von den Pässen des Auasgebirges zu den Ebenen des Hererolandes. Am Südende dieses an Naturschönheiten und wertvollen Farmländereien reichen Hochtals liegt in den regenreichen Vorbergen des Auasgebirges Windhuk, die stark aufstrebende Hauptstadt des Schutzgebiets, der Sitz des Gouverneurs und der Zentralbehörden. Hier, an einer verschilften, sumpfigen, quellendurchrieselten Berglehne, hatte einst Jan Jonker gehaust, bis er von Hendrik Witbooi vertrieben wurde. Und dann nahm, gegen Ende des Jahres 1890, der Reichskommissar Hauptmann von François von dem herrenlosen Gebiete Besitz und errichtete auf der Plattform des weithin das Land beherrschenden Berges, dicht unter der zu jenen Zeiten gleichfalls befestigten Spitzkuppe „Sperlingslust", die stolze viertürmige Feste, die von den Tagen des ersten Krieges gegen Hendrik an das stärkste, uneinnehmbare Bollwerk der deutschen Herrschaft, die Zuflucht der Bedrängten gebildet hat.

Aus der Ansiedlung von fünf bis sechs Häusern, die Windhuk noch zu Beginn des Jahres 1893 war, hat sich ein stattlicher Ort entwickelt, der mit seinen Regierungsgebäuden und Kirchen, mit den Beamtenwohnhäusern, Kasernen, Kaufläden, Hotels, dem Bahnhof und den Anlagen der Eisenbahn, den Gärten, sauberen Straßen und Eingeborenenvierteln einen schönen Beweis der Entwicklungsfähigkeit des Landes gibt. Über die Paßhöhe bei Sperlingslust und durch die Pforte dicht nördlich der Hauptstadt führen die Wege in das liebliche Tal von Klein-Windhuk, in dem von fleißigen deutschen Siedlern Gemüse und Getreide, Wein und Obst gezogen wird. Auch dieses Tal zeichnet sich durch seinen Reichtum an Quellen aus, die an den Hängen des Klein-Windhuker Berges entspringen.

In der mit dichter Parklandschaft bedeckten Talspalte, durch die sich seit dem Jahre 1902 die Eisenbahn nach Okahandja und weiterhin zur Küste zieht, wurden neun Jahre früher von wagemutigen deutschen Einwanderern die ersten Versuche in der Farmwirtschaft gemacht — Versuche, deren Kühnheit umsomehr anzuerkennen ist, als die politischen Verhältnisse jener Tage eine Ansiedlung nur in der Nähe Windhuks, unmittelbar vor seinen Toren und im Bereich seiner Gewehre, gestatteten, und weil wirtschaftliche Erfahrungen aus früherer Zeit den ersten deutschen Siedlern nicht zur Verfügung standen. Jeder von ihnen setzte seine Existenz allein auf die Karte der eigenen Tüchtigkeit, angesichts einer ungewissen, gewitterschwülen Zukunft. Aber den Mühen und Hoffnungen dieser echt-deutschen, mutigen, arbeitsfrohen Männer, die sich mit Stolz die Bahnbrecher der Besiedlung des Landes nennen können, hat die Entwicklung des Schutzgebiets glänzend Recht gegeben, und ihre, in den ersten Jahren tastender Versuche von gewissen Kreisen Deutschlands mit großem Unrecht bespöttelte und doch so schwere Arbeit hat reiche Früchte getragen: Heute reiht sich in den Hochtälern um Windhuk, in den Landschaften längs der Eisenbahn und in den östlich und nördlich anstoßenden Gebieten des Damaralandes Farm an Farm, und wenn auch unliebsame Schwankungen in der wirtschaftlichen Lage den Farmern und Kleinsiedlern, den Kaufleuten und sonstigen Gewerbetreibenden keineswegs erspart bleiben werden, so haben die verflossenen Jahre doch mit voller Klarheit erwiesen, daß alle Vorbedingungen für eine gesunde und glückliche Fortentwicklung des Landes vorhanden sind. Seine Zukunft liegt im Erstarken der Viehzucht, die Unterstützung und Ergänzung im Gartenbau, im Handel und Bergbau finden wird. Die Ausgestaltung des Eisenbahn- und Straßennetzes ist auch weiterhin berufen, große und entscheidende Wendungen im Wirtschaftsleben des Schutzgebiets zu bewirken, neue Faktoren zu schaffen

und Gebiete zu erschließen, die — wie die nordöstlichsten Landschaften — durch ihre Produkte eine vollwertige Ergänzung der bereits bestehenden, erprobten Wirtschaftsmöglichkeiten bilden werden.

Diese Erwägungen stellen nicht phantastische Zukunftsbilder dar, sondern zweimal bereits hat das Damaraland bedeutende Umwälzungen und Neubildungen auf wirtschaftlichem Gebiet erfahren: nach der Eröffnung der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk und der Otavibahn. Von dem Umfang und der einschneidenden Wirkung derartiger Umwälzungen in einem Neulande vermag sich wohl nur der einen annähernden Begriff zu machen, der ihre Zeit mit sehendem Auge durchlebt hat. Sie geben nicht allein dem Handel und Verkehr, dem alltäglichen Leben und Treiben der gesamten Bevölkerung, der Wirtschaft in ihren tausend Einzelheiten ein neues, ganz verändertes Gepräge, sondern beeinflussen auch vielfach die Landschaft in einer überraschend starken, oft den Charakter des Bildes völlig umgestaltenden Weise. Okahandja, Osona, Karibib, Usakos, Ababis, Jakalswasser und zahlreiche andere Orte an den Bahnstrecken legen hierfür Zeugnis ab. Wer vermöchte in den Kleinsiedlungen am Osonarivier die Buschwildnis früherer Jahre wiederzuerkennen, wer aus dem Bilde des betriebsamen Karibib mit den Werkstätten der Eisenbahn, den Hotels und Kaufhäusern die weiten, menschenleeren, grasbedeckten Ebenen, in denen wir im Jahre 1895 Strauße jagten!? Und wer denkt im Kettengerassel der Kräne auf dem Pier, im Heulen der Dampfpfeifen, im Fauchen der Lokomotiven, angesichts der mit Gütern bedeckten Stapelplätze, der Zollschuppen und Warenlager — kurz des ganzen lebhaften Verkehrs eines aufblühenden Küstenortes noch an die wie in fernem Dämmer liegenden Zeiten zurück, in denen — im Jahre 1893! — der Name „Swakopmund" zwei sandumwehte Wellblechhäuschen bezeichnete, die, von einem Offizier, einem Feldwebel und sechs Matrosen bewohnt, einsam und weltverlassen von sandbedeckter Felsplatte auf den unendlichen Ozean hinaussahen? Dazu die mit niedrigem Grün bewachsene Mündung des Flusses, der von tausenden und abertausenden von Seevögeln belebte Strand und die langgestreckten Lagunen, in denen rotgefiederte Flamingos fischten — das war das Swakopmund jener Tage, das fünfzehn Jahre später, trotz aller Wechselfälle und schweren Zeiten, die über das Land dahingezogen waren, bereits über fünfzehnhundert weiße Einwohner zählte.

Die soeben mit flüchtigen Strichen gekennzeichnete Entwicklung wäre undenkbar ohne die stetig fortschreitende Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse, sowohl mit dem Mutterlande, als im Schutzgebiet selbst. In erstgenannter Hinsicht hat sich unter der weitschauenden Leitung Adolph Woermanns die Woermannlinie Verdienste erworben, deren Umfang bisher in der Öffentlichkeit nicht gebührend gewürdigt worden ist. Schwieriger, weil abhängig von den Entschließungen der damals noch bureaukratisch arbeitenden Kolonialbehörden, gestaltete sich die Anbahnung des Baus der ersten Eisenbahn Swakopmund-Windhuk, trotz des Herannahens der seit dem Ende des Jahres 1896 drohenden Rinderpest, die diesen Bau gebieterisch forderte. Ein Syndikat unter Vorsitz des Geheimen Regierungsrats H. Schwabe, das zunächst den Bau der ersten Strecke durch den Wüstengürtel aus Privatmitteln geplant hatte, ebnete der Regierung die Wege, aber die zögernde Zurückhaltung, die anfangs diesen Bestrebungen nicht allein von den heimischen Kolonialbehörden, sondern auch von einem bedeutenden Teil der beteiligten außeramtlichen Kreise entgegengebracht wurde, war bezeichnend für die damalige Auffassung von den Mitteln und Wegen zur Erschließung unseres überseeischen Besitzes. Auch hierin ist im Laufe der Jahre ein großer und erfreulicher Umschwung eingetreten, der zum nicht geringen Teil der Arbeit verdienstvoller Gouverneure zuzuschreiben ist, an der für Südwestafrika die Gouverneure General Leutwein und von Lindequist den bedeutendsten Anteil haben.



In der Namib bei Nonidas.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß auch die weitere Ausgestaltung des Wirtschaftslebens auf den Gebieten der Farmerei, der Kleinsiedlung und des Bergbaus in dem fortgeschrittensten Landesteil, dem Damaralande, vor sich ging. In großzügigem, planvollen Vorgehen wurden allmählich unter der Beteiligung der gesamten weißen Bevölkerung und unter Heranziehung von Sachverständigen, denen Erfahrungen aus gleichartigen Ländern zur Verfügung standen, die Grundlagen der Wirtschaft festgestellt und in die Tat umgesetzt.

Der blutige Krieg in den Jahren 1904 bis 1906 unterbrach diese Entwicklung wohl und vernichtete kostbare Werte, er vermochte es aber nicht, der Wirtschaft nachhaltige Wunden zu schlagen. Mit eiserner Energie bemächtigten sich die zum Teil schwer geschädigten Farmer unmittelbar nach der Niederwerfung der Aufständischen von neuem ihres Arbeitsfeldes und gaben hierdurch einen offenen, überzeugenden Beweis ihrer Wertschätzung des Grund und Bodens. Dieser Beweis wird ergänzt und bekräftigt durch die bereits erwähnte starke Vermehrung des Viehstandes der Kolonie, durch die in neuerer Zeit erfolgten Gründungen kapitalkräftiger Viehzuchtgesellschaften und durch die Aufwendungen, die neben der Regierung und den Gesellschaften auch zahlreiche Private zur Veredlung der Viehrassen und in der hochwichtigen Frage der Wasserbeschaffung — durch die Anlage von Staudämmen — geleistet haben.

Das gemeinsame Ziel der Regierung und der weißen Bevölkerung gipfelt in dem Bestreben, die Wirtschaft durch die Schaffung solcher Erzeugnisse, die auf dem Weltmarkt Geltung und Wert haben, auf feste Füße zu stellen und sie von den Schwankungen der lokalen Märkte unabhängig zu machen, deren Aufnahmefähigkeit mit der wachsenden Produktion nicht Schritt halten konnte und somit eine noch unsichere ist. Hat das Schutzgebiet dies Ziel in der Verwertung seiner bergbaulichen Erzeugnisse bereits in hohem Maße erreicht, so ist zu hoffen, daß Landwirtschaft und Viehzucht in nicht allzu ferner Zeit nachfolgen werden. Wird der Süden Wolle und Mohair hervorbringen, so ist das



Reiter der Schutztruppe beim Gewehrreinigen in Swakopmund.



Gross-Windhuk

Blick nach Nordwesten

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin



Bezirksamt und Leuchtturm in Swakopmund.

Damaraland bei dem Vorherrschen des die Wollschafzucht ausschließenden Dornbusches das Land der Rinder.

Eine Folge der eben dargestellten Bestrebungen der Bevölkerung ist das in starkem Aufblühen befindliche Genossenschaftswesen. Neben der älteren Afrikabank ist bereits eine Genossenschaftsbank entstanden und ferner eine Anzahl genossenschaftlicher Vereine, welche die Verwertung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen bezwecken.

Mit dem Anwachsen der weißen Bevölkerung, die am 1. Januar 1908 bereits 8213 Köpfe betrug — mit der 3988 Mann starken Schutztruppe, die inzwischen auf 2958 Mann vermindert worden ist, also 12201 Köpfe, verstärkte sich der Wunsch nach tätiger Anteilnahme an der Verwaltung des Schutzgebiets. Die Regierung trug diesen Wünschen durch die Berufung des Oberbürgermeisters Dr. Külz Rechnung, dessen verdienstvolle Tätigkeit für die zu Beginn des Jahres 1909 ausgesprochene Einführung der Selbstverwaltung grundlegend war. Die Organe derselben bestehen in den Gemeindeverbänden von Windhuk, Swakopmund, Lüderitzbucht, Keetmanshoop, Karibib, Omaruru, Okahandja, Aus, Tsumeb, Warmbad, Usakos und Klein-Windhuk, den Bezirksverbänden und dem Landesrat.

Auch der Seelsorge der Gemeinden, dem Schulwesen für weiße Kinder, dem Krankenhauswesen und der Zukunft der Eingeborenen wandte die Regierung ihre volle Aufmerksamkeit zu. In all' diesen hochwichtigen und schwierigen Fragen wurden unter der tätigen Mithilfe der Missionen und der weißen Bevölkerung bedeutsame Erfolge erzielt.

Der evangelischen Mission, der Rheinischen Gesellschaft, die im Damaraland seit 1844 wirkt und gegenwärtig die Stationen Windhuk, Otjimbingwe, Okahandja, Okombahe, Omaruru, Gaub, Karibib, Outjo, Swakopmund, Usakos, Tsumeb und Gobabis besetzt hält, folgte im Jahre 1896 die katholische, die von der Kongregation der „Oblaten der heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria", und im südlichen Namalande — seit 1905 — von den „Oblaten des heiligen Franz von Sales" geleitet wird.

Während die letztgenannte Gesellschaft erst im Beginn ihrer, trotz der Kürze der Zeit bereits erfolgreichen Tätigkeit steht, blicken die Oblaten im Hererolande auf eine Reihe von Jahren voll schwerer Arbeit

und Mühe zurück, die dem Lande reichen Segen gebracht haben. Auf den Gebieten der Seelsorge, des Schulwesens, der Krankenpflege, der Missionierung der Eingeborenen und ihrer Erziehung zur Arbeit ist hier eine Fülle selbstloser Kulturarbeit geleistet worden, die uneingeschränkte Achtung und Bewunderung verdient. Niederlassungen der Oblaten bestehen in Groß- und Klein-Windhuk, Swakopmund, Aminuis, Epukiro, Döbra, Usakos, Okombahe, Omaruru, Gobabis, Grootfontein und Andara. Besonders hervorzuheben ist die Deutsche Kolonialschule in Windhuk. Beide Missionen, die evangelische wie die katholische, unterhalten eine große Anzahl von Eingeborenenschulen und einige Erziehungsanstalten für halbweiße Kinder, die Rheinische Gesellschaft außerdem ein Erziehungshaus für Hererowaisen in Otjimbingwe. Auch der Farmwirtschaft haben sich die Missionen beider Bekenntnisse zugewandt, in neuester Zeit in verstärktem Maße.

Und so sind denn ihre Bestrebungen allgemeiner und weitgehendster Unterstützung wert. Neben der sorgenden Tätigkeit für die weiße Bevölkerung wirken sie in zweifacher Hinsicht auch für die Eingeborenen segenspendend: in der Christianisierung derselben und in der Vorbereitung für die Anteilnahme an der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebiets, der all' die farbigen Söhne des Landes als friedliche, fleißige und dann auch geachtete Arbeiter große Dienste leisten können.

Die durch den letzten großen Krieg bewirkte Auflösung der Stammesorganisationen hat im ganzen Lande eine Vermischung der Stämme hervorgerufen, wie man sie in früheren Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Finden wir doch heute unter den Gemeindemitgliedern einer Missionsstation oft Herero, Hottentotten, Bergdamara und Ovambo, ja sogar vereinzelte Buschmänner.

Das nördliche Hereroland und die Omaheke.

Von *Philalethes Kuhn.*

Das nördliche Hereroland umfaßt die Quellgebiete dreier Flüsse: des Omaruru, der in der Sprache der Hottentotten auch Eiseb genannt wird, des Ugab und des Omuramba u Omatako. Die beiden ersteren fließen dem Ozean zu, der letztere nimmt seinen Lauf landeinwärts.

Dem Omaruruſluß hat der altbekannte Ort Omaruru, einst der Hauptsitz des großen Hererostammes, den Namen gegeben. Er entspringt, ebenso wie der Omuramba u Omatako, nahe den Omatakobergen, zwei nebeneinander gelagerten mächtigen roten Granitpyramiden, die als Wahrzeichen jener Gegenden weithin erkennbar sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie die höchsten Berge der Kolonie; westlich von ihnen liegt die Wasserscheide zwischen den beiden Flußgebieten. Der Omarurufluß erhält einen wichtigen Quellarm aus der Gegend des Etjoberges, eines Tafelberges von rotem Sandstein, der einige der schönsten Landschaftsbilder aufweist, deren wir uns in Südwestafrika erfreuen. Die Flußbetten sind hier von außerordentlich reichem Schwemmland mit Baumbestand umsäumt, der namentlich in der Regenzeit mit dem Hintergrunde des mächtigen roten Etjowalles und dem strahlenden blauen Himmel Bilder von unvergleichlicher Farbenpracht schafft. Ein zweiter Quellzufluß entspringt in der Nähe von Kalkfeld, dem früheren Okovakuatjivi.

Nach Süden zu grenzt das Gebiet des Omaruruflusses in seinem oberen Lauf an das Quellgebiet des Khan, der sein Wasser in den Swakop führt. Die Zuflüsse des Khan entspringen nur wenige Kilometer von

dem Lauf des Omaruru entfernt. In dieser Gegend liegen die wichtigsten Orte des westlichen Hererolandes: die alten Missionsstationen Omburo und Omaruru, letzteres in der Nähe eines weithin sichtbaren, auffallend spitzgeformten Berges. Südwestlich von Omaruru tritt der Fluß an das gewaltige, hauptsächlich aus Urgestein bestehende Erongogebirge heran und zieht sich nun hart an dem Nordrande der Berge entlang. An diesem Wege ist die wichtigste Ansiedlung Okombahe, der Sitz der Bergdamara, an der Nordwestecke des Erongogebirges. Im Norden folgt dann das Quellgebiet des Ugab, dessen Nebenflüsse südlich bis in die Gegend von Kalkfeld reichen. Seine ersten Zuflüsse erhält er aus dem Gebiet nördlich von Otavi. Er zieht als schwache, mit Gras bestandene Rinne ohne Uferbäume bis in die Gegend von Oketuoveni, um sich südlich von Outjo als ausgeprägtes sandiges Flußbett mit mächtigen Akazienbäumen, wie es für die Riviere des Hererolandes charakteristisch ist, durch die westlichen Gebirgszüge seinen Weg zu bahnen. An seinem Lauf war früher keine größere Niederlassung vorhanden, und auch seine Nebenflüsse waren von den Herero wenig besiedelt, da sie nicht so zahlreiche Wasserstellen aufweisen, wie das Omaruruland. Im Ugabgebiet saßen die nördlichsten Familien des Omarurustammes, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter der kraftvollen Herrschaft des Häuptlings Manasse Tjiseseta stand. Das Gebiet des Omaruruflusses dagegen besaß dichtgedrängte Ansiedlungen dieses Stammes mit einem großen Besitztum an Rindern. Es zeigt einen außerordentlichen Reichtum an Wasser. Im Omaruruflusse selbst, besonders in der Gegend von Omburo und Omaruru tritt das Wasser auch in der Trockenzeit an vielen Stellen ständig fließend in Rinnen von mehreren Metern Breite zutage. Einen besonderen Vorzug genießt das Gebiet ferner dadurch, daß ein reiches Schwemmland den Lauf des Omaruru durch das ganze Hereroland begleitet. Je mehr sich der Omaruru und der Ugab der Küste nähern, desto mehr tritt besonders beim letzteren der Dornbusch zurück.

In dem Gebiet des Ugab liegen zwei gewaltige, bis in die neueste Zeit kaum durchforschte Bergmassive von Urgestein, südöstlich von Outjo das Paresisgebirge und südlich von Soris-Soris der Brandberg. Beide sind im Verein mit dem Erongogebirge die hauptsächlichsten Schlupfwinkel der Bergdamara. Dorthin hatten sie sich einst zurückgezogen, soweit sie nicht den Schlächtereien der Herero zum Opfer gefallen oder als Überlebende zu deren Sklaven gemacht waren. Es ist ein großes Verdienst des Gouverneurs Leutwein, daß er in Okombahe eine Bergdamaraniederlassung unter einem eignen Kapitän schuf, die stets ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegen die Herero darstellte. Dieser weitschauenden Maßregel Leutweins verdanken wir es, daß die Bergdamara dieses ganzen Gebietes trotz aller Bedrohungen durch die aufständischen Herero im letzten großen Kriege treu geblieben sind. Der Brandberg spielt in den Sagen der Eingeborenen eine große Rolle. Nach ihren Erzählungen sollen sich dort Trümmer finden, die wie die Überreste eines gestrandeten Schiffes aussehen. Auch sollen mehrfach schiffbrüchige weiße Männer von der Küste her bis in das Gebirge vorgedrungen und dort den Bergdamara zum Opfer gefallen sein. Diese Mär entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit, denn der Brandberg ist nur etwa hundert Kilometer von der Küste entfernt und bei klarem Wetter von der See aus gut zu sehen.

Die eben besprochenen Gebiete werden durch die Otavibahn wirtschaftlich erschlossen. Sie sind für die Landwirtschaft und Viehzucht von hohem Wert, denn das Schwemmland des Omaruruflusses ermöglicht im Verein mit den reichen Wasservorräten überall einen erfolgversprechenden Gartenbau und die gewinnbringende Anpflanzung von Wein, Obstbäumen und Dattelpalmen. Die alten Gärten des Ortes Omaruru geben einen Beweis dafür, wie fruchtbar diese Uferböden sind. Gelingt es hier doch, sogar im Flußbett

während der kalten Jahreszeit Weizen zu bauen. Die Bestellung der Uferländereien erfordert freilich große Aufmerksamkeit und sorgfältige Befestigungen, wenn der abkommende Fluß nicht alle Mühen vernichten soll. Das gesamte Gebiet des Omaruru und des Ugab eignet sich, mit alleiniger Ausnahme des in der Namib liegenden Teils, ferner sehr gut zur Rindviehzucht, denn die weiten Steppen bergen neben einem gewaltigen Grasreichtum, den selbst die herdenreichen Herero nur zu einem Bruchteil ausnutzen konnten, zahlreiche salzhaltige Quellen, ein Vorzug, den die Herero für ihr Vieh außerordentlich zu schätzen wußten, und dessen zum Beispiel das Gebiet nördlich des Waterbergs entbehrt. Für eine ausgesprochene Kleinviehzucht fehlen zwar die Futterbüsche des Südens, die zahlreichen Dornbuscharten bieten aber einigen Ersatz und es steht zu hoffen, daß sich auch die eine oder die andere Zucht, sei es von Ziegen-, sei es von Schafarten lohnen



Pontok in Omaruru.

wird. Auch im nördlichen Hereroland herrschen die Dornbüsche vor, erreichen aber vielfach eine erhebliche Höhe. Der niedrige, auf einem Stämmchen stehende dunkle Strauch mit rundlicher Krone tritt mehr zurück, dafür sieht man etwas hellere Büsche, die mit einer Anzahl von starken Stämmen im Boden wurzeln und eine mehr längliche, hochragende Krone bilden. Auch die in den Flächen stehenden Dornbäume sind kräftiger entwickelt als in der Windhuker Gegend. Überall taucht ein einsamer Laubbaum auf, der zwar auch weiter südlich, am meisten noch im Okahandjagebiet, aber nur in kümmerlichen Exemplaren zu finden ist: der heilige Baum der Herero, der Omumborombonga, ein charakteristischer, knorriger Baum mit weißlicher Rinde, dessen Kernholz schwarz und hart wie Eisen ist. Aus ihm soll der Ahnvater des Hererovolkes entsprossen sein. Auch der Graswuchs wird üppiger, hohe schlanke Gräser wogen in den Steppen, die feinen zarten Gräser des Südens, die besonders von den Pferden bevorzugt werden, verschwinden entweder ganz oder entwickeln sich zu stärkerer Entfaltung, mit der der Gehalt nicht gleichen Schritt hält. Die nahrhaften Futterbüsche des Südens hören ebenfalls auf. Westlich von der Linie Omaruru-Outjo tritt der Dornbusch des Hererolandes zurück, hier eignet sich das Land besonders zur Wollschafzucht.

Ein besonderer Vorzug des unteren Ugablaufes ist es, daß er sterbefrei ist. Dort liegen die alten, berühmten Sterbeplätze Soris-Soris, auf dem die Schutztruppe ihre Pferde in der Regenzeit unterbringt, und



Omaruru.

Ais, während im übrigen das ganze Gebiet während der Regenzeit der Pferdesterbe wie auch der menschlichen Malaria unterworfen ist.

An der Otavibahn reiht sich jetzt Farm an Farm. Die hauptsächlichsten Ortschaften dieses Gebietes sind Omaruru und Otjivarongo. Ersteres trägt alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung in sich, einmal wegen seiner Lage an dem wasserreichen, fruchtbaren Flusse, und sodann, weil der gesamte Verkehr aus dem nordwestlichen Teile des Schutzgebietes, der nach Swakopmund zur Küste geht, an der Nordostecke des Erongogebirges vorbei muß und Omaruru nicht umgehen kann. Daher ist der Ort seit Jahren der Sitz einer Station der Rheinischen Mission, die besonders viel für die Entwicklung des Gartenbaus unter den Schwarzen getan hat, und deshalb hatte sich hier seit den siebziger Jahren eine Handelsniederlassung gebildet, die mit dem alten Warenplatz Otjimbingwe an Bedeutung wetteiferte. Otjivarongo ist zwar der gegebene Knotenpunkt für Anschlußbahnen nach Outjo und nach dem Waterberg, verfügt aber nicht über diejenigen Wasserverhältnisse, die Omaruru besitzt. Es liegt an einem der vielen Zuflüsse zum Ugab.



Termitenhaufen in Omaruru.

Der Bergbau ist in dem besprochenen Gebiet, das zu den Minenrechten der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gehört, noch wenig entwickelt. Hier ist für den Schürfer noch ein weites Feld, denn die großen, an Tälern und Schluchten reichen Gebirge, wie das Erongo, der Brandberg, das Paresisgebirge, sind noch wenig erforscht, trotzdem sie allem Anschein nach geologisch nicht einförmig sind. Nur in Kalkfeld werden Eisenerze abgebaut, welche die Otavigesellschaft zur Verhüttung ihrer Erze als Zuschläge verwendet.

Das Flußbett des Omuramba u Omatako hält trotz fortwährender Windungen von den Zwillingspyramiden an bis zu seiner Mündung in den Okavango unverrückbar eine nordöstliche Richtung ein. Größere Zuflüsse erhält der Omuramba nur an der Westseite, von der Gegend des Waterberges her. Sein Bett ist im Oberlauf in der ganzen Breite mit Sand gefüllt, weiterhin aber mit Gras bestanden. Nirgends bildet der Fluß ein enges, tief eingeschnittenes Tal, aber oft ist sein Bett so weitausgebreitet und flach, daß es der Neuling im Lande kaum erkennt. Den Oberlauf bis etwa in die Gegend von Ossire begleitet ein reicher Baumbestand, besonders von Akazienarten, aber weiter abwärts bis hinein in das Sandfeld treten die Bäume zugunsten eines dichten Gürtels von Dornbüschen zurück. Dann erkennt man den Omuramba von weitem, wenn man von der Westseite her blickt, an einer zwar geringen, aber deutlichen Erhebung des linken Uferrandes, die sich als dunkleres Band an dem blauen Horizont entlangzieht.

Das Flußbett führt im Inneren ständig Wasser, wenn auch die Vorräte im allgemeinen nicht sehr reichlich sind. So mußten zum Beispiel an der Wasserstelle Ossire die Herero etwa ein Dutzend Leute zum Schöpfen in den Brunnen schicken, die übereinander stehend die Eimer nach oben reichten. Fließendes Wasser ist im Omuramba während der Trockenzeit nirgends vorhanden. In der Regenzeit bilden sich überall Vleye, die bis in die kalte Jahreszeit hinein, öfter auch noch in der Zeit der größten Hitze Wasser halten. Wenn sich der Fluß füllt, schieben sich die Gewässer in seinem mittleren Lauf träge nach Norden weiter, während in der Gegend von Otjituo unter Umständen auch ein reißendes Abkommen eintritt, das tagelang andauert. Die Eingeborenen haben mir gegenüber mehrfach behauptet, daß die Wasser im oberen und mittleren Teil zeitweise rückwärts, dem Quellgebiet zu, flössen.

Zur Zeit der Hereroherrschaft reihte sich im Flußbett Viehposten an Viehposten. Ein Blick auf die Karte lehrt uns, daß an keiner Stelle des Hererolandes so zahlreiche benannte Ortschaften vorhanden waren, wie am Oberlauf des Omuramba u Omatako. Die dort ansässige Bevölkerung gehörte zu dem Stamme Kambasembis von Waterberg.

Der südlichste der vom Waterberg kommenden Zuflüsse entspringt am Nordrande des Berges und fließt durch die Pforte zwischen dem Waterberg und dem Kleinen Waterberg als sandiges Flußbett nach Nordosten, um etwa in der Gegend von Hamakari in eine weniger deutliche, grasbestandene Niederung überzugehen. Nur schwer erkennbar mündet dieser Zufluß in den großen Omuramba bei Kaucha, nachdem er noch mehrere Zuflüsse ähnlicher Art, die von den Südabhängen des Waterbergs kommen, aufgenommen hat. All' diese Zuflüsse enthalten wertvolle unterirdische Wassermengen, die den Herero die Ausnutzung des vortrefflichen Weidegebietes ermöglichten. Der bedeutendste westliche Zufluß ist der Omambonde, der nördlich des Waterbergs seinen Lauf beginnt.

Ehe wir den Lauf des Omuramba weiter verfolgen, wollen wir den Berg näher betrachten, an dem die Geschichte des Herervolkes geendigt hat.

Es war eine herrliche, unvergeßliche Nacht, als ich im Jahre 1897 von Otjahevita aus zum erstenmale nach Waterberg ritt. Der Mond und die Sterne leuchteten hell, zur Rechten blieb immer einförmig eine dunkle Bergwand und schnitt mit wagerechter Linie den funkelnden Himmel ab. Stunde auf Stunde verrann neben dem schweigenden Berge, und ich begann mich nach dem Tage zu sehnen. Da erschien der Stern, der in Südwestafrika zuerst den jungen Tag anzeigt, und den die Herero Ondenga, den Erstling, nennen. Er gibt Hoffnung, daß die Nacht ihr Ende haben wird. Aber die völlige Gewißheit, daß der sonnige, warme Tag endlich anbricht, bringt in leuchtender Schöne, alle anderen überstrahlend erst der Morgenstern. Und während er den Erstling zu jagen beginnt, ihn immer höher hinauf verfolgt und ihm immer näher rückt, wird es im Osten allmählich Licht. Ein grauer Schein steigt herauf und verjagt die Scharen der Sterne bis auf die beiden Herolde des Morgens. Leichte Wolken mit rötlichem Schimmer schauen herab auf die Erde, die jauchzend erwacht. Das ist ein Zwitschern und Gurren der Vögel, ein Summen und Zirpen von allerlei Getier — der Tag feiert seinen Sieg über die lange, dunkle Nacht. Deutlicher tritt nun der Berg hervor. Er ist bis zur Höhe hinauf bewaldet und wird durch einen roten Felsenkranz abgeschlossen, dessen scharfe Kanten von oben nach unten laufen. Jetzt mischen sich auch schon rote Farbentöne in den lichten, gelben Schein am östlichen Himmel, der Erstling ist hoch über uns nur noch als schwarzes Pünktchen sichtbar, der Morgenstern funkelt nicht mehr. Da färbt sich der Kranz des Berges rot, immer zahlreicher treten die Kanten hervor, Säule an Säule strebt senkrecht empor und immer mächtiger wird die Lichtflut. Nun fallen die ersten goldenen Strahlen auf den dunkelroten Sandstein. Ich bin abgesessen und blicke bewundernd auf das herrliche Bild: den durch die Büsche in lodernder Glut auftauchenden Sonnenball, den purpurroten, weithin mit Gold überschütteten Rand und darüber in reinem Blau den Himmel. So mußte der Eingang zum Paradiese sein! Und nun begann der Berg zu leben, aus seinem Inneren tönte das Brüllen von Rindern, und ausgetretener wurden die Viehpfade, die mich nach dem Platz Waterberg führten, den die Herero Otjosondjupa nannten. Uralte, gewaltige, grünbelaubte Feigenbäume nehmen die Mitte des Dorfes ein, das ein silberglänzender Bach durchfließt, und bis weit hinauf auf den Berg zog sich ein grünes Feld von jungem Weizen. An den Rändern überall die friedlich rauchenden Hütten der Eingeborenen, die Frauen und Mädchen, groß und schlank, mit Schöpfgefäßen zum Bache wandelnd, von allen Seiten ein Brüllen der Rinder! Ich fühlte mich wie durch einen Zauber zu einem der Hirtenvölker des alten Testaments versetzt, als ich an dem Bache entlang zum Hause des Missionars hinaufritt, das auf der Bergeslehne lag. Vom Missionsgehöft bot sich mir ein großartiger Ausblick in die weite Ebene des Sandfeldes hinein, ein Blick zum Sinnen und Träumen von alten Zeiten und kommenden Tagen. Den Ort Waterberg habe ich stets mit großer Freude wiederbesucht. Wie gern ging ich dem flinken Bach entgegen, an den Ruinen einer alten, des Fiebers wegen verlassenen Missionsstation vorbei, und stieg hinauf bis zu dem lauschigen Ort, an dem der Quell, umsäumt von Farnen unter riesigen Bäumen aus dem Felsen stürzt; wie oft kletterte ich den mit Büschen und Bäumen bestandenen Hang hinauf und durch eine Scharte in dem Kranze auf den Berg. Oder ich saß im blühenden Missionsgarten unter mächtigen Oleandern an dem Grabe eines Kameraden, der jugendfrisch mit uns hinausgezogen war. Ich empfand hier stets einen feierlichen Ernst inmitten der sonnigen, lachenden Natur: Die Wucht der gewaltigen Bergwand fesselte immer wieder den Blick, das Grab des Kameraden mahnte an die Vergänglichkeit, und es überkam mich die wehmütige Erwägung, daß einst ein Tag kommen werde, an dem der Frieden am Berge sein Ende finden müsse! —

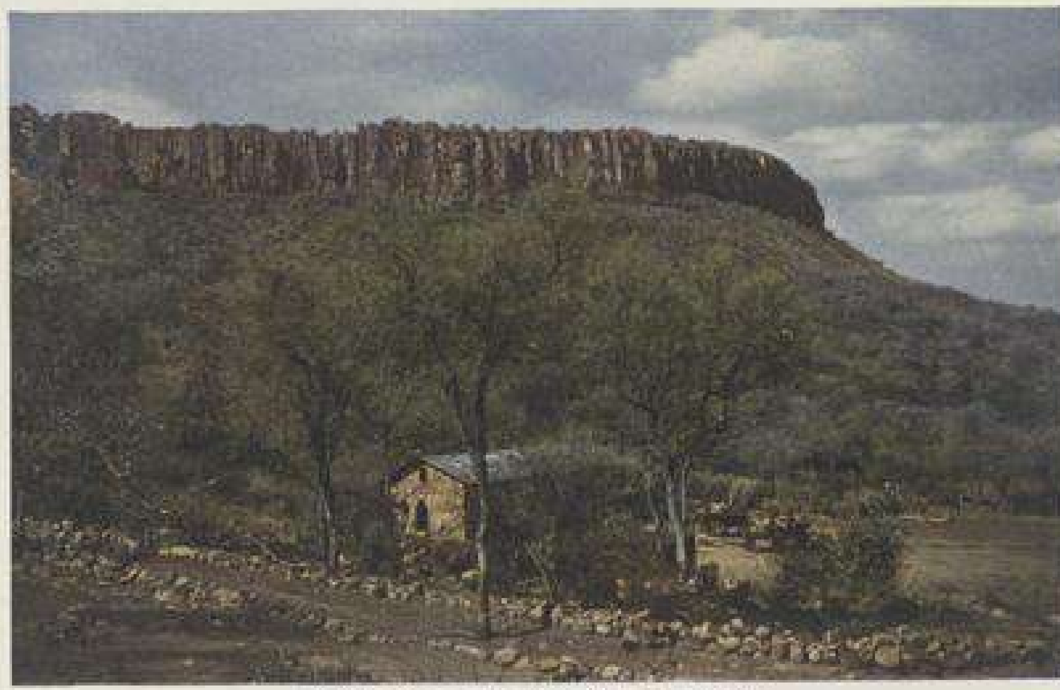


Der Absturz des Waterberges (Blick in die Ebene nach Osten).

Eine geraume Zeit verstrich, bis ich den Verlauf des Tafelberges genauer kennen lernte. Der Südrand läuft in südwestlicher Richtung von Otjahevita bis nach Omuveroumue, wo ein kleinerer Tafelberg, in der gleichen Höhe von Süden nach Norden verlaufend, der Okavaka, nahe an den Waterberg herantritt. Dem Zwischenraum, der wie ein gewaltiges Tor erscheint, haben die Herero daher den Namen „ein Tor" gegeben. Man nennt den Okavaka jetzt meist den Kleinen Waterberg.

Von Omuveroumue aus biegt der Rand des Berges nach Norden um, immer steil in rotem Kranze abfallend, um dann in nordöstlicher Richtung, etwa gleichlaufend dem Südrand, weiter zu ziehen. Nach Osten zu verliert sich der Fels an den Rändern allmählich, im Süden bald hinter Otjahevita, im Norden schon weiter westwärts.

Von dem „Tore" an bildet der Berg in seinen Biegungen von Zeit zu Zeit scharfe Vorsprünge, die den aus der Gegend von Otavi und Grootfontein her Kommenden aus der Ferne als weitvorspringende Bergnasen erscheinen.



Der Waterberg von der unteren Station aus gesehen.

Die Avispforte im Tal von Klein-Windhuk
Im Hintergrunde das Auasgebirge

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

Die Höhe des Berges nimmt eine reich mit Büschen und Bäumen bestandene Grasebene mit sanften Bodenwellen ein, und nur wenn man sich dem Absturz der Hochfläche nähert, türmen sich regellos mächtige Felsblöcke empor. Von Nordosten her ist das Hochland offen. Hier geht der Berg in eine sandige Hochebene über, die für Wagen schwer zu überschreiten ist; auf den übrigen Seiten aber ist ein Aufstieg nur an wenigen, genau bekannten Stellen möglich. Am Südabhange gelangt man, abgesehen von Waterberg, in verschiedenen Tälern, die sich tief in den Berg hineinziehen und durch Schönheit auszeichnen, auf die Höhe.

Diese geschützten Täler, in denen starke, süße Quellen inmitten fruchtbaren Landes fließen, sind zum Anbau aller Arten von Getreide, von Südfrüchten und Gemüse vorzüglich geeignet. Sie bedürfen zur vollen Ausnutzung ihrer Wasservorräte nur geschickt angelegter Staudämme von geringer Ausdehnung. Die Regie-



Steppenlandschaft im nördlichen Hererolande.
Im Vordergrund eine mit Sauergras bewachsene Pfanne.

rung hat dieses Land für Kleinsiedlungszwecke zurückgestellt, während die Aufteilung des herrlichen Weidegebietes zwischen dem Berge und dem Omuramba durch deutsche Farmer bereits rüstig vorwärts schreitet. Vielleicht würde sich auf der Hochfläche die Wollschafzucht gut lohnen, besonders wenn man solche Büsche aus dem Süden des Landes ansiedelte, die von den Schafen gern gefressen werden. Auch müßten wohl Luzerne-Anpflanzungen und künstliche Salzlecken angelegt werden, da die Quellen der Südtäler süß sind.

Als ich zum ersten Male diese Gegenden besuchte, war Kambasembi, der Häuptling am Waterberg, immer noch eine kraftvolle Persönlichkeit, wenn ihn auch das Alter mit einem weit vorgeschrittenen Starleiden plagte. Er sah den Untergang seines Volkes durch die weiße Rasse voraus, und seine Anklagen wirkten ergreifend, weil sie bei aller kindlichen Einfalt die Wahrheit enthielten. Daher war er auch ein aufrichtiger Feind der Kultur der Europäer, aber in seinem offenen Heidentum nötigte er Achtung ab. Niemals sah man ihn in europäischer Kleidung, sondern stets im Fell um Hüfte und Schulter, Muscheln im Haar. Dabei war sein Viehbesitz der reichste aller Herero, seine und seiner Familie Rinderposten standen

nördlich bis in die Nähe von Otavi und Grootfontein, längs des Omuramba u Omatako und bis in das Sandfeld hinein.

Die gewaltige Ebene, in die der Blick von dem Felsenkranz des Waterbergs weithin schweift, wird jenseit des Omuramba das „Sandfeld" genannt, im Herero „omaheke". Ihre Landschaften schließen die Quellgebiete des Eiseb und Epukiro ein und gehören der Kalahari an.

Durch die gemeinsame Bezeichnung „Sandfeld" für diese weiten Gebiete und durch die Beschreibungen von Reisenden, die diese Gegenden nur flüchtig berührten, wird häufig der Eindruck einer völligen Gleichartigkeit der Omahekelandschaften hervorgerufen, während zwei Teile in ihnen unterschieden werden müssen: Der westliche umfaßt die gebirgigen Quellgebiete und den Unterlauf des Eiseb und des Epukiro und erstreckt sich nördlich der Onjatiberge etwa von Ovikokorero bis zu den letzten Wasserstellen in der Gegend von Epata am Eiseb und Epukiro am gleichnamigen Flusse. In den endlosen, mit dichtem Dornbusch bestandenen Flächen liegen überall dort, wo die Kalkdecke der Kalahari offen zutage tritt, zahlreiche Pfannen mit ergiebigen Wasserlöchern versteckt. An ihnen saßen vor dem großen Kriege die meist zu dem Stamme der Ovambandjeru gehörigen Ostherero mit vieltausendköpfigen Rinderherden.

Der Boden besteht hier durchweg aus fruchtbarem, sandigen Lehm, so daß die Herero in den Lichtungen des Dornbuschwaldes Kafferkorn säen konnten, das in regenreichen Jahren auch ohne künstliche Bewässerung eine gute Ernte gab. Daher bietet auch dieses Gebiet der deutschen Besiedlung eine große und günstige Zukunft: Hier ist Raum für hunderte von Viehfarmen, und mit Hilfe künstlicher Bewässerung wird an vielen Stellen Garten- und Ackerbau betrieben werden können, wie es das Beispiel der katholischen Mission zeigt, die in Epukiro blühende Gärten geschaffen hat.

Der Charakter des östlichen Teiles dagegen bleibt sich bis weit über die deutsche Grenze hinaus gleich: Unendliche wasserlose Flächen mit nahrhaftem Gras bestanden, hier und da von leichten Wellen durchzogen, auf deren Hängen und Höhen Laubbüsche, untermischt mit Dornsträuchern aller Art, wachsen, während in der Sohle vielfach reiner Graswuchs vorherrscht. Die Senken gewinnen schließlich einen schwachen Fall nach irgend einer Seite und bilden dann breite Rinnsale, in denen die Regenwasser zusammenlaufen. Ihre Sammelgebiete sind die großen Omiramba, nämlich der bereits geschilderte Omuramba u Omatako mit dem Omuramba Otjiparanga, der Eiseb und der Epukiro.

Diese Flüsse nehmen ihren Lauf landeinwärts. Während sie jetzt auf weite Strecken kein offenes Wasser aufweisen, wälzten sie einst gewaltige Wassermassen und mit ihnen den Verwitterungsschutt aus den Bergen des Hererolandes hinab in das weite Becken, dessen tiefste Stelle die Senke des Ngamisees bildet. So sind die ungeheueren Sandmassen zu erklären, die im Laufe der Jahrhunderte in diesen Gebieten abgelagert wurden und die an vielen Stellen in sanften Wellen, häufig aber auch, wie in der Gegend des Unterlaufs des Omuramba u Omatako, in mächtigen Dünen zusammengeweht sind.

Wir verließen den großen Omuramba an der Stelle, an der ihm, in mächtiger Breite mündend, der Omambondefluß zufließt, und die ich deshalb Koblenz taufte. Etwa eine halbe Reitstunde südlich von Otjituo zweigt sich ein Omuramba ab, den die Herero Otjiparanga nennen, dessen Verlauf zur Ngamiseeniederung jedoch noch nicht sicher festgestellt worden ist. Er wird auf den Karten auch Apato oder Denib genannt. Der Otjiparanga ist wohl noch mächtiger, als das Omatakobett; wenn man von der Höhe des Sandfeldes im Schritt zur Sohle des Flusses reitet, so braucht man zehn bis fünfzehn Minuten. Etwa achtzig bis hundert

Kilometer von Otjituo entfernt zweigt sich nach meinen Feststellungen ein Flußbett nach Süden ab, das wahrscheinlich mit einem Bett zusammenhängt, das vom Okosondjoufluß, einem Zufluß des Eiseb, stammt.

All' diese Flußgebiete zeichnen sich vor den Stromläufen, die ihren Abfluß nach dem Atlantischen Ozean nehmen, dadurch aus, daß sie keinen erheblichen Fall haben, ja auf weite Strecken zeigen sie überhaupt keine Neigung, so daß sie entweder trocken bleiben oder in der Regenzeit zwar gefüllt werden, aber nicht fließen. Diese letztere Eigenschaft gibt die Gewähr dafür, daß an vielen Stellen einfache Staudämme genügen werden, um ungeheuere Wassermengen festzuhalten, die heute noch nutzlos verrinnen.

Mein Rat geht dahin, in den Flußbetten von Zeit zu Zeit an geeigneten Stellen Dämme zu errichten, so daß der Lauf in eine Reihe einzelner Abschnitte zerfällt; Dammbrüche werden kaum zu befürchten sein. Diejenige Stelle, die zunächst in Angriff genommen werden sollte, liegt bei Omambonde. Hier ist unterhalb des Zusammenflusses des Omambonde und Ondengaura ein natürlicher Damm entstanden, hinter dem sich auch nach der Regenzeit ein großer See erhält. Auf alten englischen Karten findet man daher hier die Bezeichnung „Lake Omambonde" und die Angabe, daß sich hier in Vorzeiten Flußpferde getummelt haben. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist dies Becken übrigens nach einer Mitteilung Sir Francis Galtons zur kalten Zeit ebenso trocken gewesen, wie heute.

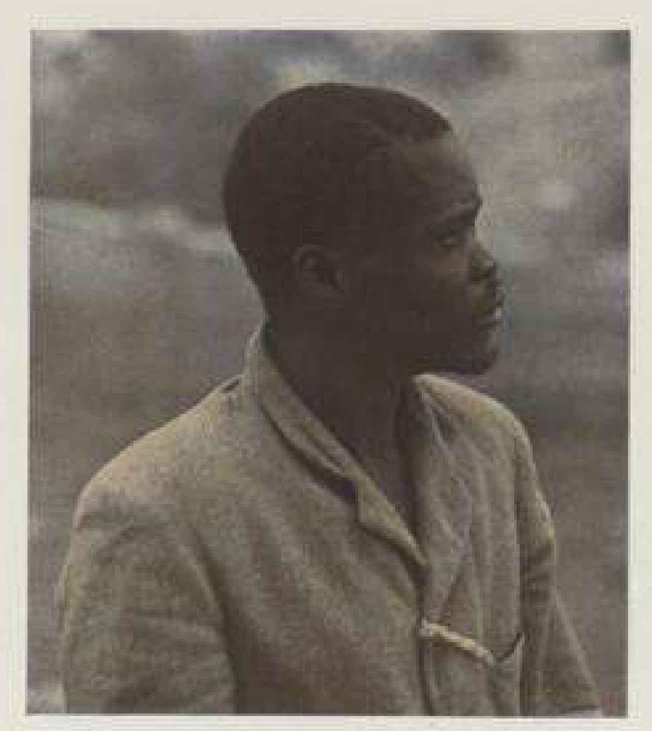
Bei dem Bau von Staudämmen in diesem Teile der Kolonie wird allerdings die Malariagefahr in der warmen Zeit zu berücksichtigen sein; sie kann jedoch vermieden werden, wenn die Sumpfbildung an den Rändern der Flüsse verhindert wird.

Überschreitet man den Otjiparanga nach Norden, so kommt man in das sogenannte Kaukaufeld, in dem wieder eine große Anzahl guter Wasserstellen vorhanden ist. Wenn erst einmal die Besiedlung vorwärts schreitet, wird man in dem gesamten östlichen Sandfeld überall durch Anlage von Brunnen Wasser schaffen können, da Grundwasser reichlich vorhanden ist.

Jetzt leben dort nur das Wild und die Buschmänner. Die Tierwelt ist infolge des Wassermangels nicht sehr zahlreich, doch kommen alle Antilopenarten und Giraffen vor, deren Spuren wieder das Raubzeug vom Leoparden bis zum Schakal folgt. Für den Jäger bieten mehrere große und tiefe Brackpfannen, die östlich des Omuramba u Omatako und südlich des Otjiparanga liegen, ein herrliches Feld. Hier wechseln Elenantilopen und Gemsböcke, und man genießt ein prächtiges Bild, wenn man am Rande einer Pfanne, durch das dichte Gebüsch gedeckt, ein Rudel Gemsböcke beobachtet, das langsamen Schritts über die blendende Fläche der Pfanne schreitet.

Die Buschmänner der Omaheke gehören zu dem Stamm der Kung. Ihre einzelnen Horden haben bestimmte Wohnbezirke, die sie nicht verlassen und in denen ihnen die Feldkost und das Wild gehört. Wer zum erstenmal im Sandfelde reist, ist meist ganz entzückt von diesen kleinen, behenden, lustigen, immer hilfsbereiten und anscheinend so harmlosen Männlein, langjährige Erfahrung lehrt jedoch, daß man sich vor keinem Volke des Schutzgebiets so in acht zu nehmen hat, wie vor den Buschmännern. Ihr Gebiet ist immer enger begrenzt worden, und völlig ungestört sind sie heute nur noch im Kaukaufeld und längs des Omuramba Otjiparanga. Es hat einen eigenartigen Reiz, ihre Sandlöcher aufzusuchen, die täglich nur wenige Liter Wasser spenden, das die Menschen mit den Vögeln der Steppe teilen.

Wenn man im Sandfelde an einen Busch kommt, in dem zahlreiche Vögel zwitschern, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein Wasserloch in der Nähe ist, besonders wenn sich Vogelarten mit



Herero.

großem Wasserbedürfnis unter der Zahl der Versammelten befinden.

Ich habe einmal alle die Mannschaften meiner Station Grootfontein, die durch Malaria und Schwarzwasserfieber geschwächt waren, in der Trockenzeit zu einer mehrwöchigen Erholungs- und Jagdreise in das Sandfeld geführt. Wir machten ein Buschmannswasserloch ausfindig, fuhren mit unserem Wagen dorthin, schickten die Ochsen zur letzten Wasserstelle am Rande des Sandfeldes zurück und behielten nur wenige Pferde für die Jagd bei uns. Vom Mittag bis in die Nacht hinein zogen sich die Arbeiten zur Erweiterung des Loches hin. Ich werde es nie vergessen, wie uns am nächsten Morgen Scharen von Vögeln umringten, wie Bäume und Büsche lebendig waren, wie es von allen Zweigen zwitscherte, und wie die kleinen Gesellen mißtrauisch guckten und beleidigt schalten. Besonders empört schien eine Art kleiner grüngelber Papageien, die wütend nach den Händen bissen, die sie am Wasser zu greifen versuchten. Die Tauben und die blauen glänzenden Stare waren bereits am Nachmittage verschwunden, und Tag für Tag verließen nun immer andere Arten die ungastliche Stätte, bis zum Schluß nur eine Schar kleiner frecher Finken zurückblieb, die des Abends tranken, wenn bereits Ruhe im Lager herrschte.

Ich habe gern im Sandfelde gejagt, aber ich war doch immer froh, wenn ich wieder an den Wasserstellen des großen Omuramba im Lager saß. In der Omaheke habe ich es erlebt, daß meine besten Eingeborenen — selbst Johann Krüger, der Buschmannskapitän von Gaub — sich verirrten und jede Beurteilung des Sonnenstandes und der Himmelsrichtung verloren, denn nur dicht am Rande des Omuramba u Omatako sieht man in der Ferne das Bergland von Otavi, im Innern aber reiht sich Busch an Busch und darüber liegt der strahlende Himmel soweit das Auge reicht. Hier liegt die unendliche Steppe vor uns, wie sie Freiligraths Verse schildern:

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graust!
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Kolonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand.“



Brücke der Otavibahn über den Epakofluß.

Und doch liegt wohl die Zeit nicht mehr fern, in der deutscher Fleiß in diesen Einöden Wasser und damit blühende Farmen schaffen wird!



Otavifontein.

Das Kaokofeld und der Norden.

Von *Richard Volkmann.*

Der Norden Südwestafrikas ist berufen, ein besonders wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben der Kolonie zu werden, und er ist es teilweise schon heute. Wir finden dort weite Strecken fruchtbaren Ackerlandes, unermeßliche Flächen, bestanden mit wertvollen Gräsern und Büschen, Eingeborenen-Gebiete mit dichter, fleißiger Bevölkerung, fließende Gewässer und reiche Erzlagerstätten. Endlich hat ein großer Teil des Landes mit etwa sechshundert Millimeter Niederschlagsmenge einen Regenfall, der dem in vielen Gegenden Deutschlands entspricht — alles günstige Vorbedingungen für seine weitere Entwicklung.

Am wenigsten gilt das vielleicht für das Kaokofeld, ein weit ausgedehntes Bergland, das sich in einer Tiefe von einhundertfünfzig bis zweihundert Kilometern parallel der Küste vom Kunene bis in die Gegend des Ugabflusses hinzieht. Durch die Gebirge hat sich eine Reihe von Flüssen Bahn gebrochen, die in der Regenzeit ihre Wasser zum Meere führen, aber auch in der Trockenzeit viele ergiebige Wasserstellen aufweisen. Leider sind die Wasser häufig stark salzig. In diesen Flußbetten gedeiht eine üppige Vegetation. Gewaltige Ana- und Akazienbäume wechseln mit dichtem Unterholz ab, und in einigen der nördlichen Riviere findet man vereinzelt die Fächerpalme.

Das Kaokofeld ist, seinem unwirtlichen Charakter entsprechend, menschenarm. Im Süden hausen wilde Bergdamara, und im Norden ziehen verarmte Herero feldkostsuchend durch das Land, Reste, die das Hererovolk zurückließ, als es einst mit seinen Herden von Nordwesten her in die prächtigen Weidegründe am Omaruruflusse und am Swakop zog. Aber wir finden doch auch zwei seßhafte Stämme, die Zwartbooihottentotten in Franzfontein und die Topnaar bei Zesfontein. Beide Plätze zeichnen sich durch großen Wasserreichtum aus, und namentlich in Franzfontein sieht man schöne Gärten und Felder, die künstlich bewässert werden. Jedoch auch diese beiden Stämme sind verarmt, und nach dem mißglückten Aufstand im Jahre 1898

wurde der größte Teil der Zwartbooi nach Windhuk überführt. Der Rest ernährt sich in Franzfontein und einigen umliegenden Plätzen durch Kleinviehzucht, Jagd und Gartenbau. Die Topnaar galten früher für sehr räuberisch, sie waren gleichfalls an dem Aufstande beteiligt, mußten ihre Gewehre abgeben und fristen jetzt unter den Augen der Militärstation Zesfontein ärmlich ihr Dasein. Während somit die Bevölkerung des Kaokofeldes immer mehr abnahm, erhielt sich die reiche, mannigfaltige Fauna. Wohl kommen Burenjäger aus Süd-Angola alljährlich über den Kunene, um den Elefanten nachzustellen, die in starken Rudeln die grasbewachsenen Flächen der Gebirgstäler durchwandern, und es ist bisher in dem unendlich zerrissenen Gelände nicht gelungen, der rücksichtslosen Wilderer habhaft zu werden, aber diese Raubzüge haben den Wildreichtum nur unmerklich geschwächt. An den Wasserstellen lauern Löwe und Leopard dem Wilde auf, das durstig zur Tränke kommt, starke Rudel wilder Hunde verfolgen den flüchtigen Strauß, Tausende von Springböcken beleben die Flächen, während das Bergzebra und der gemsenartige Klippspringer nur selten das Gebirge verlassen. Aus den Felsspalten lugt der behende Klippschlieffer, ähnlich dem Murmeltier der Alpen. Große Trupps von Pavianen ziehen mit mißtönendem Geschrei durch die Berge auf der Suche nach Wurzeln und Wasser, Hyänen und Schakale folgen den Fährten der großen Raubtiere.

Für die Farmwirtschaft fällt ein großer Teil des Kaokofeldes seines gebirgigen Charakters wegen aus, doch gibt es auch Strecken wertvollen Landes, so am oberen Lauf des Huab und Awahuab, dann südlich davon bis zum Ugab, nordöstlich bis Franzfontein und Otjitambi, am wasserreichen Grootberge und weiter nördlich bei Zesfontein, das seinen Namen nach sechs dort entspringenden Quellen führt. Unweit dieses Platzes, nahe dem Hoanibflusse, liegt die Farm Warmbad mit großen Weidegründen und ergiebigem Quellwasser, das genügt, um weite Strecken Acker- und Gartenlandes zu versorgen. Zwischen Zesfontein und dem Kunene liegen wieder wilde Gebirge, durch die nur wenige Flüsse zum Meere sich durchbrechen.

Im Osten fällt das Kaoko-Gebirge ziemlich steil zur Ebene ab, die sich dann unabsehbar weit zum Amboland hinzieht. Der geologische Aufbau des Kaokofeldes ist von größtem Interesse, und man kann erwarten, daß eine gründliche wissenschaftliche Erforschung des Gebietes Ergebnisse von bedeutendem Wert zeitigen wird. Allerlei Kupferfunde, die gemacht wurden, lassen hoffen, daß man abbauwürdige Lager feststellen wird; hochprozentige Eisenerze sind an vielen Orten gefunden worden, und an der Küste sollen sich nach Aussage Eingeborener Guanolager befinden, die allerdings trotz mehrfacher Expeditionen bisher nicht ermittelt werden konnten.

Wir verlassen nun das Kaokofeld, um das Land im Osten desselben zu betrachten. Wenn man dem Lauf des bereits erwähnten Ugabflusses aufwärts folgt, gelangt man, von Soris-Soris ausgehend, bald in ein vortreffliches Weidegebiet. Weiter aufwärts kreuzt der Fluß bei Palafontein die große Straße von Omaruru nach der Militärstation Outjo. Fernhin leuchten von der Höhe die weißgekalkten Häuser der Station mit ihren Kasernen, Provianträumen, Ställen, Kraalen und dem großen Lazarett, und in weitem Bogen umspannt den Ort eine Anzahl von Farmen, auf denen bereits hervorragende Erfolge erzielt wurden. Von Outjo aus gehen die Straßen nach Westen und Nordwesten in das Kaokofeld, südlich nach Omaruru und zur Küste, nördlich ins Amboland und östlich nach Otavi-Grootfontein. Auf letzterer Straße trifft der Reisende eine Reihe teils bewohnter, teils unbewohnter Wasserplätze, von denen der bedeutendste, das halbwegs nach Otavi gelegene Naidaus, ehemals einer der Hauptplätze der Buschmänner war. Hier entspringen starke Quellen im Kalk und der Platz ist von weit ausgedehnten Flächen umgeben, die sich bei dem Überfluß an

nahrhaften Gräsern und dem Fehlen des Dornbusches vortrefflich zur Wollschafzucht im Großen eignen würden.

Östlich von Naidaus zieht sich die Straße durch weite Grasflächen mit Buschstreifen hin und trifft nahe Otavifontein auf die Eisenbahn. Otavi ist einer der wasserreichsten Plätze des Nordens. Hier stand in früheren Jahren stagnierendes Wasser in einem bis zum Rand mit Morast angefüllten Kalkeinbruch. Rings um die Stelle war das Land sumpfig; schwere Fieber packten jeden, der sich dort niederließ, und der schmucklose Friedhof zeigt die Gräber derer, die der tückischen Krankheit zum Opfer fielen. Dann ließ Leutnant Eggers in schwerer, mühseliger Arbeit den Morast ausschachten, bis die Quellen freigelegt waren. Ein Durchschlagen des Kalkkranzes öffnete dem Wasser freien Ablauf, und wo früher Milliarden von Moskitos den übelriechenden Sumpf umschwärmten, fließt heute ein rauschender, klarer Bach zu Tal, dessen Wasser den fruchtbaren Boden ausgedehnter Ländereien bewässert. Dort gedeihen Mais, Weizen, Kartoffeln und Gemüse aller Art. Obstbäume, die als kleine Stecklinge aus Kapstadt bezogen wurden, sind herangewachsen und fangen an, guten Ertrag zu liefern, und ein wohlschmeckender Tabak wird mit Erfolg angebaut. Otavi ist seit Jahrzehnten der bekannteste Platz des Nordens, denn in seiner Umgebung liegen die reichen Kupferlager, denen schon seit langen Jahren die Ovambo das begehrte Erz entnahmen. Später, als das Minengebiet in den Besitz einer englischen Gesellschaft, der South West Afrika Co., kam, untersuchten wohlausgerüstete Expeditionen die Fundstätten, die östlich und nördlich von Otavifontein bei Groot Otavi, Nageib, Guchab und vor allem bei Tsumeb liegen. Jetzt hat die deutsche Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft die Erzlagerstätten und einen Teil der Landrechte erworben und, nachdem die fünfhundertsiebzig Kilometer lange Eisenbahn von Swakopmund bis Tsumeb fertiggestellt ist, mit dem regelrechten Abbau begonnen. Die Erze werden an Ort und Stelle durch einen Schmelzprozeß teilweise verhüttet und in Swakopmund verschifft. Nach Eröffnung der hundert Kilometer langen Bahn von Otavi in östlicher Richtung bis nach Grootfontein hat auch der Abbau der an dieser Bahnstrecke gelegenen Kupfermine Guchab begonnen. In Tsumeb ist eine kleine Stadt entstanden. Unter Leitung weißer Vorarbeiter sind Herero und Ovambo in den Minen tätig, man hört das Rasseln der Dampfsäge, die das Holz der stattlichen Marulabäume schneidet, und das Stampfen der Maschinen. Wo vor wenigen Jahren noch der jagende Buschmann menschenleere Einöden durchschweifte, schnaubt heute die Lokomotive durch weite, grasbewachsene Steppen und durch die Parklandschaft mit ihrem dichten Laubwalde. Von Otavifontein aus zieht sich das Tal, dem die Eisenbahn folgt, in großer landschaftlicher Schönheit bis nach Grootfontein hin, tief eingeschnitten, von bewaldeten Bergketten begleitet und mit einer Reihe prächtiger Farmen besetzt. Eine gastfreie, mitteilsame, auf die Früchte ihrer schweren Arbeit stolze Bevölkerung empfängt den Reisenden auf den Farmen des Bezirkes Grootfontein. Auch hier sind bereits schöne Erfolge erzielt worden und schönere noch zu erwarten, denn das Land ist fruchtbar und gesund, und der Absatz für die Produkte der Landwirtschaft ist gesichert, seitdem Eisenbahn und Minen eine stark konsumierende Bevölkerung geschaffen haben.

Der Sitz der Verwaltung des Bezirks ist Grootfontein. Der Platz liegt auf einem bewaldeten Höhenzug mit weiter Fernsicht.

Schon einmal, im Jahre 1885, schien Grootfontein berufen zu sein, ein Hauptplatz des Landes zu werden. Damals machte ein aus Angola kommender großer Burenzug bei Grootfontein Halt, und der Kommandant des „Treks", Jordan, kaufte von den Ovambo, die sich als Herren des Landes betrachteten, das



Das Hüttenwerk in Tsumeb.

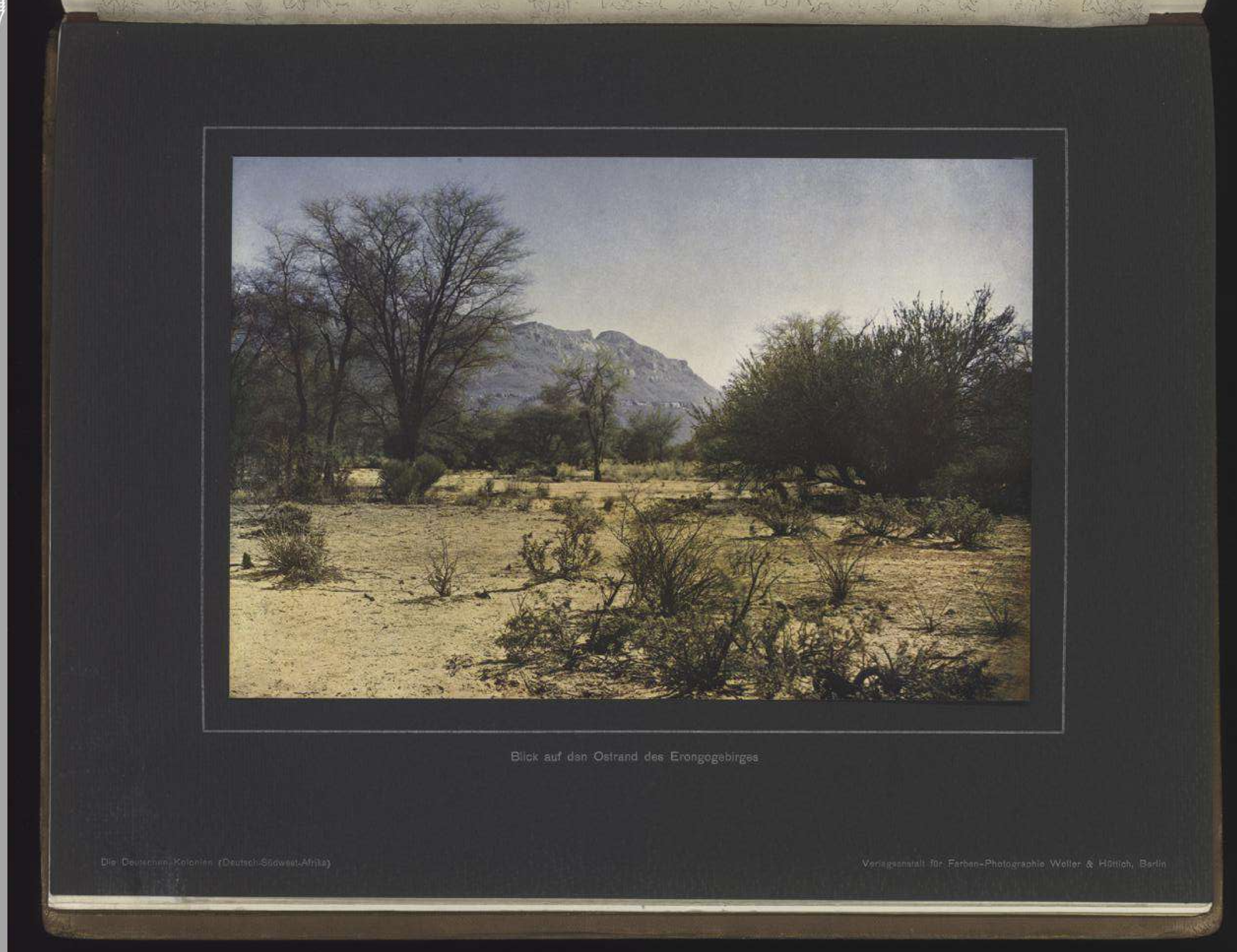
ganze Gebiet um Grootfontein für wenige Gewehre und Pferde. Die Buren gründeten nunmehr hier den Freistaat „Upingtonia", dem aber eine nur kurze Dauer beschieden sein sollte. Nachdem nämlich Jordan von den Ovambo, die den Verkauf bereuten, ermordet worden war und schwere Fieber die Buren ergriffen hatten, löste sich das eben geschaffene Gemeinwesen wieder auf. 1896 wurde dann die deutsche Station gegründet. Es erforderte schwere Arbeit, den Platz bewohnbar zu machen, denn ebenso wie in Otavifontein hatte die Sumpfbildung die ungesundesten Verhältnisse hervorgerufen. Der damalige Distriktchef, Stabsarzt Kuhn, entwässerte das Sumpfland durch Gräben, die am Bergeshang vereinigt und in ein Bassin geleitet wurden. Von hier aus wird das Wasser zu Tal geführt und bewässert einen Garten mit Kulturen aller Art. Da gedeihen Spargel und Artischocken, riesige Kürbisse und Melonen, die Weinstöcke biegen sich zur Weihnachtszeit unter der Last der Trauben, und mehrere Meter hoch stehen bereits die Dattelpalmen, die als Kerne vor kaum sechs Jahren gepflanzt wurden.

Von der Höhe des Stationsgebäudes sieht man auf das Bezirksamt, ausgedehnte Wirtschaftsanlagen und ein Laboratorium, in dem die Heilmittel zur Bekämpfung der Viehkrankheiten hergestellt werden. In der Schule unterrichtet ein deutscher Lehrer die Kinder der umwohnenden Farmer, die in einem besonderen Pensionsgebäude wohnen, und nahe der Schule steht das massive Gebäude einer Mühle, deren Göpelwerk von Ochsen oder Maultieren bewegt wird.

Östlich und südlich von Grootfontein breiten sich weite grasbewachsene Flächen aus. Bei klarem Wetter sieht man auf ihnen von der Station aus die Wipfel zahlreicher Fächerpalmen aufragen, und diese Palmen bedecken ein Gebiet von etwa sechzig Kilometern von Nord nach Süd und zwanzig Kilometern von Ost nach West. Da die Palme überall auf Grundwasser steht, ist hier ein Farmgebiet allerersten Ranges vorhanden. Südöstlich von Grootfontein erblickt man einen dunkeln



Der Otjikotosee.



Blick auf den Ostrand des Erongogebirges

Verlagsanstalt für Farben-Photographie Weller & Hüttich, Berlin

Streifen, der sich von Westen nach Osten zieht: das von dichtbewaldeten Höhen begleitete Flußtal des Omuramba u Omatako.

Während östlich von Grootfontein das Kalkplateau schon bald in das Sandfeld übergeht, setzt es sich nach Norden bis zur Etosa-Pfanne fort. Die Täler zwischen den Bergketten zeigen über der Kalksohle eine bald dünnere, bald stärkere Schicht lehmiger Erde und sind daher zur Kultivierung gut geeignet. Eins der schönsten ist das von Gaub, das sich im Besitz der Rheinischen Missionsgesellschaft befindet. Starke Quellen entspringen hier den Kalkspalten eines Höhenzuges und leiten ihr Wasser in ein weites Tal von großer Fruchtbarkeit. Von hier aus führt die große Fahrstraße nordwestlich über die Kupferminen von Tsumeb nach dem Otjikotosee, und an diesem Wege trifft man wenige Stunden von Gaub auf eine jener Erscheinungen, die dem geologischen Aufbau der ganzen Gegend ihren Charakter aufdrücken: eine große Tropfsteinhöhle im Kalkgebirge. Das ganze Gebiet, westlich bis nach Outjo, nördlich bis zur Etosa-Pfanne und östlich bis zum Sandfeld stellt sich als eine ausgesprochene Karstformation dar. Unter der Kalkdecke liegen weit ausgedehnte Hohlräume, in denen sich alljährlich die starken Regenwasser, die der poröse Kalk gierig aufsaugt, sammeln. Vielleicht gelingt es, einen Zusammenhang dieser bereits zahlreich aufgefundenen unterirdischen Bassins festzustellen und dann die Wasser dieser natürlichen Reservoire mit Windmotoren oder Dampfpumpen zu heben und weite Gebiete zu bewässern. An einigen Stellen sind nach Einsturz der bedeckenden Kalkschicht kleine Seen zutage getreten, so bei Otjikoto und Guinas. Der erstere stellt sich als ein Bassin von etwa einhundertsechzig Meter Durchmesser und zweihundert Fuß Tiefe dar. Oberhalb des Sees ist eine Dampfmaschine aufgestellt worden, die das Wasser neunzehn Kilometer weit nach Tsumeb treibt, wo es im Betriebe der Mine Verwendung findet.



Quelle im Grootfontein-Gebiet.

Über Otjikoto führt die östliche Straße ins Amboland. Allmählich senkt sich das Gelände zu der einhundertzwanzig Kilometer langen und zwanzig bis achtzig Kilometer breiten Etosa-Salzpfanne. Spärlicher Graswuchs reicht von dem die Etosa im Süden umgebenden Buschwald noch ein Stück in die Pfanne hinein, dann aber tritt



Die Feste in Grootfontein.

der von Sand und Staub grau gefärbte Boden zutage. Je weiter man vordringt, desto weicher wird der Untergrund, und schließlich versinkt der Fuß in dem zähen, weichen Schlick. Hier, wo der Mensch sich nicht weiter wagen darf, hat sich ein natürliches Reservat für das Großwild gebildet. Hunderte von Gnus, Zebras, Beisaantilopen, Springböcken und Straußen bevölkern die Pfanne, die sie nur bei Nacht verlassen, um auf den umliegenden Grassteppen zu äsen. Nur die Raubtiere vermögen dem Wild auch auf die Pfanne zu folgen, und des Nachts hört man wohl das Brüllen der Löwen und das Geheul der in Rudeln jagenden wilden Hunde. In der Regenzeit füllt sich die Pfanne teilweise mit Wasser, das später wieder verdunstet. Nur ein weißer Salzausschlag bleibt zurück, und dann muß man die Pfanne im Sonnenglanze oder auch im Vollmondzauber sehen! Milliarden kleiner Kristalle funkeln und glitzern, so daß man sich in eine nordische Schneelandschaft versetzt glauben kann und sich nur schwer von dem Anblick trennt, der inmitten der großen Einsamkeit der afrikanischen Wildnis so heimatlich berührt.

Am Westzipfel der Etosa liegt die Militärstation Okaukwejo, und an der Ostspitze, nahe der kleineren, von schönem Weideland und Süßwasserstellen umgebenen Onandova-Pfanne, die Feste Namutoni, die bei Beginn des Hererokrieges von sieben tapferen Deutschen, Soldaten und Farmern, gegen fünfhundert anstürmende Krieger des Ovambo-Häuptlings Nechale verteidigt wurde. Nach Verlust von über hundert ihrer besten Leute gaben die Ovambo den Angriff auf, und dieses Gefecht bewirkte, daß der geplante Zusammenschluß der bis dahin uneinigen Ovambohäuptlinge zum gemeinsamen Einfall in das Damaraland unterblieb. An Stelle der alten Station erhebt sich heute ein mächtiger Bau mit festen Mauern und trotzigen Türmen, ein Bollwerk gegen etwaige Gelüste der Ovambo, sich erneut gegen die deutsche Herrschaft aufzulehnen.

Die Wege ins Amboland führen durch ausgedehnte, flache Grassteppen, in denen in der Trockenzeit große Durststrecken zu überwinden sind, während in der Regenzeit beim Durchfahren der Niederungen der Wagen oft im Morast stecken bleibt. Nur selten wird die Grassteppe von Buschstreifen unterbrochen, bis in der Ferne die ersten Ovambodörfer auftauchen. Hier weist die Gegend ein ganz anderes Bild auf: Große Wälder von Fächerpalmen und Laubbäumen beleben die Landschaft. Rings um die Dörfer ist der Wald abgeschlagen, teils um Felder anlegen zu können, teils um die Baumstämme zu Pallisaden zu verwenden, von denen zur Anlage jeder Werft viele Hunderte gebraucht werden. Infolgedessen zeigt der Wald, der früher das Amboland dicht bedeckte, heute schon zahlreiche Lücken, und es ist zu befürchten, daß sich die günstigen Regen- und Bodenverhältnisse des Landes mit der Zeit verändern werden, wenn dieser Waldverwüstung nicht energisch Einhalt getan wird. Im Gegensatz zu den viehzüchtenden Herero sind die Ovambo ein ackerbautreibendes Volk. Ausgedehnte Felder von Kafferkorn und Bohnen umgeben die Dörfer, und wenn der Regenfall günstig ist, lohnen reiche Ernten die aufgewendete Arbeit. Die Aussaat erfolgt, nachdem der Boden mit der Hacke vorbereitet ist, bei Beginn der Regenzeit; alles weitere wird der Natur überlassen. Gestampft und zu Brei gekocht bildet das Korn, aus dem auch ein wohlschmeckendes Bier bereitet wird, die Hauptnahrung der Ovambo.

Die Häuptlinge üben eine unumschränkte Despotie aus. Sie sind Herren über Leben und Tod, verkaufen ihre Leute nach Belieben als Sklaven oder schicken sie als Arbeiter in das Damaraland und verfügen auch über die Äcker und über das Vieh ihrer Untertanen. Es werden Rinder und Ziegen gezüchtet. Erstere, kleiner und leichter gebaut als das Damararind, eignen sich in dem leichten Sandboden des Ambolandes besser zum Zug als die schwereren südlicheren Rassen. Die eingeführten Pferde erliegen größtenteils der alljährlich stark auftretenden Sterbe.

Die bedeutendsten Stämme der Ovambo sind die Ondonga, westlich von ihnen die Uukuambi und nördlich die Uukuanjama, von denen die letztgenannten zum Teil schon auf portugiesischem Gebiet wohnen. Die Gesamtzahl der auf deutscher Seite sitzenden Ovambo übersteigt hunderttausend Seelen; die Häuptlinge sollen fünfzehn- bis zwanzigtausend Bewaffnete aufstellen können, vielleicht aber ist diese Zahl zu hoch gegriffen. Die Krieger sind zum kleineren Teil noch mit Speeren, größtenteils aber bereits mit Gewehren aller Art bewaffnet; am meisten sieht man englische Henry-Martini-Gewehre, aber auch kleinkalibrige neuester Systeme. Feuerwaffen und Munition werden in beliebiger Menge von den Händlern aus Angola in das Amboland eingeführt und meist gegen Sklaven verhandelt, die unter der Form eines langjährigen Arbeitskontraktes nach den portugiesischen Kolonien gebracht werden. In diesen traurigen Verhältnissen hat sich wenig geändert, trotzdem die im Norden des Schutzgebiets arbeitenden Missionen, die Rheinische, Finnische und neuerdings auch die katholische Gesellschaft der Oblaten schon seit Jahren ihren ganzen Einfluß in dieser Hinsicht eingesetzt haben. Aber sie werden von den durchweg heidnischen Häuptlingen nur geduldet und können keine nennenswerten Erfolge erzielen, so lange die Häuptlinge nicht selbst zum Christentum übergetreten sind.

Der kulturelle Wert des Ambolandes darf nicht überschätzt werden. Zwar eignen sich, wie Baumwolle-Versuchspflanzungen der Missionen beweisen, ausgedehnte Gebiete zur Anlage tropischer und vor allem subtropischer Kulturen, aber abgesehen von der großen Entfernung zur Küste und dem Fehlen guter Verbindungswege fällt der Regen so unregelmäßig, daß die Begründung großer und wertvoller Anlagen immerhin als eine gewagte Spekulation erscheinen muß.

In der Regenzeit steht mit Ausnahme höher gelegener Punkte das ganze Land unter Wasser und wenn dieses sich verlaufen hat, ist wegen des starken „Durchschlages", der tiefen Durchsumpfung des Bodens, ein Verkehr mit Fahrzeugen fast ausgeschlossen. Am Schluß der Regenzeit ist das Land dann derart ungesund, daß wohl kein Weißer von schwerer Malaria verschont bleibt. Sehr groß ist daher auch die Zahl der Missionare, die dem Klima zum Opfer fielen. In der Trockenzeit dagegen versiegen die meisten Brunnen, und oft müssen ganze Dörfer wegen Wassermangels geräumt werden. Der Hauptwert des Ambolandes für Südwestafrika besteht somit darin, daß es mit seiner dichten Bevölkerung ein riesiges Reservoir an Arbeitskräften darstellt, einen Wert, der garnicht genug gewürdigt werden kann. Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß, nachdem der Hauptfeind der deutschen Regierung, der Häuptling Nechale, unlängst gestorben ist, die Aussicht besteht, die Ovambofrage auf friedlichem Wege zu lösen. Im Mai 1909 zog Hauptmann Franke mit nur wenigen Begleitern in das Amboland und mit Unterstützung der Missionen gelang es ihm, sämtliche Häuptlinge zur Annahme der deutschen Schutzherrschaft zu bewegen. Leider wurde jedoch die bereits geplante und unbedingt nötige Errichtung einer Residentur im Amboland nicht durchgeführt, so daß der auf friedlichem Wege gewonnene deutsche Einfluß bald wieder geschwunden sein wird, während die Portugiesen neuerdings eifrig und, wie es scheint, mit Erfolg bemüht sind, ihren Einfluß unter den Ovambo zu festigen und zu vermehren.

Die Ovambo sind fleißige, anstellige Arbeiter. In großen Trupps ziehen sie nach Süden und suchen Beschäftigung in den Minen und bei den Bahnbauten. Leider jedoch verlassen sie häufig kurz vor der Kornernte ihren Dienst und kehren mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurück. Dort treiben sie neben der Bearbeitung der Felder verschiedene Handwerke. Sie sind geschickte Schmiede, die aus Kupfer und Eisen

allerlei Gebrauchsgegenstände und Zierate herstellen, vor allem starke Speere, Messer, Pfeilspitzen und Ringe. Aus Holz werden Kalabassen, Löffel und Bierkrüge geschnitzt, aus Gräsern und Binsen hübsche Matten, Teller und Körbe geflochten. —

Weit östlich des Ambolandes liegt eine Landschaft, die oft fälschlicherweise als „östliches Amboland" bezeichnet wird, mit diesem aber keinerlei Beziehungen, weder politische noch geographische, hat: das Gebiet des Okavangoflusses, das eine eingehende Beschreibung verdient, weil es zu den wertvollsten und fruchtbarsten Landschaften Südwestafrikas gehört.

Der Okavango entspringt tief in Angola und bildet von der Landschaft Ombongo aus auf etwa hundert Kilometer flußabwärts die Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und der portugiesischen Kolonie. Der



Buschmänner des Grootfontein-Gebiets.

gegebene Ausgangspunkt zu einem Besuch des Okavango-Gebietes ist Grootfontein. Von dort führen zwei Wege zum Okavango, ein westlicher, der zweihundertsechzig, und ein östlicher, der etwa dreihundertfünfzig Kilometer lang ist. Der erstere kreuzt hundert Kilometer nördlich von Grootfontein bei Tsintsabis den Omuramba u Ovambo, der nach Westen zur Onandova-Pfanne läuft. Östlich des Weges liegt hier eine weite Parklandschaft, ein Farmgebiet von hervorragender Güte, vorläufig noch ein Lieblingsaufenthalt von Giraffen und Elenantilopen. Der Weg geht dann weiter durch wasserloses Sandfeld mit flachen Dünenbildungen — die nordwestlichen Kalahari-Ausläufer. Erst vierzig Kilometer südlich des Okavango passiert der Reisende wieder größere Flußtäler, die des Büffel-Omuramba und des Omuramba u Ombungu.

Jahrzehnte hindurch war die Straße, auf der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der berühmte schwedische Jäger und Forscher Andersson zog, nicht mehr befahren worden, als 1902 eine kleine militärische Expedition diesem Wege folgte. Nur mit Hilfe zahlreicher Buschmänner war es möglich, die uralten Wagenspuren wieder aufzufinden, und Schritt für Schritt mußte mit Axt und Säge der Weg durch das dichte dornige Unterholz gebahnt werden. Die Straße von Tsintsabis erreicht den Okavango unweit



Weidefeld an der Palmengrenze.

Okambombo, der Hauptwerft des Owakwangari-Häuptlings Himarua. Das breite Flußtal ist in bewaldete Dünenzüge eingebettet, und nahe dem hohen Uferrande liegen, meist auf portugiesischer Seite des Flusses, die Werfte der Owakwangari, anmutige, kleine, saubere Dörfer, die ganz von Pallisaden umgeben sind. Der Stamm Himaruas mag sieben- bis achttausend Seelen stark sein. Als die erwähnte erste deutsche Expedition ihn besuchte, stellte er sich deutschfreundlich. Aber diese Gesinnung mag durch den Anblick der deutschen Gewehre hervorgerufen worden sein, denn wenige Monate später ließ er eine Niederlassung der Oblaten-Mission überfallen, die sich nahe seiner Werft, aber auf deutschem Gebiet befand. Elend und krank flohen die Missionare, deren einer bereits dem Fieber erlegen war, und nach unendlichen Mühsalen erreichten sie



Ovambo am Feuer.

Grootfontein, von wo sie wenige Monate vorher hoffnungsfreudig ausgezogen waren. Eine kleine Abteilung der Schutztruppe bestrafte Himarua, aber so lange nicht Militärstationen am Okavango angelegt sein werden, ist an Sicherheit für Leben und Eigentum dort nicht zu denken.

Flußabwärts folgen dann die Kapitänschaften des verstorbenen weiblichen Häuptlings Kapongo, deren Söhne jetzt regieren, weiter die Bomagandu, Njangana und schließlich Diëbe oder Libebe, früher Andara. Zwischen den Dörfern der Kapongoleute und denen der Bomagandu liegen die Mündungen des Fontein Omuramba, des Omuramba u Omatako und der östliche Weg von Grootfontein. Dieser folgt dreihundert Kilometer lang dem Flußbett des Omuramba u Omatako, meist in schwer sandigem Boden. Über hundertsechzig Kilometer müssen in der Trockenzeit von den Reisenden ohne Wasser zurückgelegt werden, und doch ist der Omatako einer der wasserreichsten Flüsse im ganzen Lande. Eine weise Regierung wird ihr besonderes Augenmerk auf ihn richten müssen, denn durch Aufschließung der tatsächlich vorhandenen Wassermengen wird nicht nur eine bequeme Straße zum Okavango geschaffen, sondern es wird auch längs des Flusses ein ausgedehntes Farmland der Besiedelung erschlossen. Jetzt passiert der Weg, ebenso wie der westliche über Tsintsabis, ein menschenarmes Gebiet, in dem nur der Kalahari-Buschmann der Fährte des scheuen Wildes folgt.

In den Bewohnern des Okavangotals besitzen wir ein fleißiges ackerbautreibendes Volk. Es sind fast durchweg große, gutgewachsene Menschen, bekleidet mit einem breiten Ledergürtel, von dem schmale Lederstreifen herabhängen. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen dolchartigen Messer, das von Schmieden der Uukuanjama im Amboland gefertigt wird, und, wenn möglich, in dem Gewehr, das von den portugiesischen Händlern stammt. Die Nahrung bildet in erster Linie, wie bei den Ovambo, der Kornbrei. Fleisch wird wenig gegessen, dagegen sind Fische, denen mit geschickt geflochtenen Reusen nachgestellt wird, sehr beliebt. Von ihnen werden nach der Regenzeit, wenn der Okavango wieder in seine Ufer zurücktritt, große Mengen der verschiedensten Arten gefangen. Auf hunderte von Metern werden dann die Zugänge zum Okavango mit starken Geflechten geschlossen und den Fischen der Rückzug abgeschnitten.

Die Fauna des Okavangotals ist äußerst reichhaltig, und da die Jagdleidenschaft der Eingeborenen nicht besonders entwickelt ist, hat sich das Wild in großer Mannigfaltigkeit erhalten. In dem hohen Grase längs des Flusses hört man den Rietbock pfeifen, starke Rudel schöner Pallahantilopen, dunkelbraun gefärbte Halbmondantilopen, Rappenantilopen mit kapitalem, dem des Alpensteinbocks ähnlichen Gehörn, mächtige Elenantilopen, Duiker und Zebras beleben das Flußtal. Im Wasser der dicht mit Riet bewachsenen Niederungen liegt der starke Wasserbock versteckt, und Rudel von Elefanten ziehen nachts zur Tränke, um noch vor Tagesanbruch die schützenden Dickungen des Sandfeldes wieder zu erreichen. Allabendlich ertönt das Brüllen der Löwen, das abgerissene Gebell wilder Hunde und das Heulen der Hyänen und Schakale. In den Schlammtümpeln suhlen sich Wildschweine, und am hellen Tage kann man den Leoparden auf Raub ausgehen sehen. In den Flüssen tummeln sich Flußpferde, und Krokodile sonnen sich auf den Sandbänken, die das Flußwasser leise gurgelnd umschießt. Sehr reichhaltig ist auch die Vogelwelt, vom Strauß bis zum kolibriartigen Honigsauger. Wassergeflügel findet man in allen Arten: Sporengänse, buntbefiederte Enten, Reiher, Kraniche und Marabus bewohnen den Fluß und seine Ufer.

Vieh- und Pferdezucht wird nicht getrieben, und wo Vieh vorhanden ist, rührt es gewöhnlich von der Beraubung eines Händlers her.

Die Vegetation längs des Okavango ist nicht tropisch, aber sehr üppig. Vorherrschend gedeihen der Omumborombonga, bekannt als „heiliger Baum der Herero", ferner sogenannte Mandelbäume mit wohlschmeckenden Früchten und eine Anzahl verschiedener Laubbäume mit vortrefflichem Nutzholz. Auf dem linken portugiesischen Flußufer wird namentlich am Kuitoflusse viel Wurzelkautschuk gewonnen, und man kann hoffen, ihn auch auf deutschem Gebiet zu finden oder wenigstens mit Erfolg anbauen zu können. Reintropische Kulturen wird man aber auch hier wegen der in den Monaten Juli-August eintretenden Nachtfröste nur dann anlegen können, wenn die Ernte vor Beginn der Fröste beendet sein kann. Daher betreibt auch der Eingeborene nur den Anbau widerstandsfähiger Gewächse, wie Kafferkorn, Hirse, Bohnen, Erdnüsse, Kürbisse und Tabak — doch erfriert der letztere öfter.

Längs des Flusses reiht sich an vielen Stellen Dorf an Dorf, Feld an Feld. Der nur oberflächlich mit der Hacke gelockerte Boden bringt im Jahre zwei reiche Ernten hervor, so daß man für Waren im Wert von zwei bis drei Mark einen Zentner Korn erhält. Ist dann das Land einige Zeit in Kultur gewesen, so läßt man es einfach liegen und ein neues Stück wird in Bearbeitung genommen. Bisher wurden nur die Dünenhänge längs des Flusses bepflanzt, und doch können hier ungeheure Gebiete der Bewirtschaftung erschlossen werden. Alljährlich zur Regenzeit, im Dezember bis März, tritt der Fluß aus seinen Ufern und überschwemmt den größten Teil des Tales, oft in einer Breite von sechs bis acht Kilometern zu beiden Uferseiten. Wenn dann nach den letzten Regen der Fluß wieder in sein Bett zurücktritt, bedeckt ein dicker fetter Schlick das Überschwemmungsgebiet, auf dem reiche Ernten erzielt werden können, nachdem praktische Versuche festgestellt haben, welche Kulturen sich zum Anbau eignen. Mais, Weizen und vielleicht auch Reis und Zuckerrohr scheinen zunächst die gegebenen, und wenn einmal eine Eisenbahn die Möglichkeit des Absatzes geschaffen hat, wird das Okavangotal berufen sein, eine Kornkammer für Südwestafrika zu werden.

Der Okavango ist bei einer Breite von einhundertfünfzig bis zweihundert Metern für flachgehende Boote das ganze Jahr hindurch schiffbar; die Durchschnittstiefe beträgt zwei bis fünf Meter, in der Regenzeit sehr viel mehr. Bei Libebe reiht sich zwischen den Flußarmen, die schäumend und zahlreiche Katarakte bildend durch das wildzerrissene Felstal rauschen, Insel an Insel, einzelne aus nacktem Fels gebildet, die meisten aber mit üppigster Vegetation bedeckt. Aus dem dichten Unterholz erheben sich schlanke Fächerpalmen, Ebenholzbäume, der Affenbrotbaum und jene Laubbäume mit rotem, harten Holz, aus dem die Mambukuschu, die Eingeborenen von Libebe, mit großer Geschicklichkeit ihre Kanoes schnitzen. Und in diesem Inselgewirr liegt ganz versteckt, wie ein Raubschloß, von hohen Pallisaden umgeben die Werft des Häuptlings Dièbe, dessen Vater Andara durch seine Macht bei Weißen und Eingeborenen weithin berühmt war. Bei Libebe kreuzt die deutsche Grenze den Okavango, und von hier aus zieht sich ein Landstreifen von rund vierhundert Kilometer Länge und fünfzig Kilometer Breite, der sogenannte Caprivi-Zipfel, bis zum Sambesi hin.

Dieser merkwürdig geformte Landesteil ist, namentlich in seiner westlichen Hälfte, noch wenig bekannt; er wird als ein Sandgebiet mit hügeligen Erhebungen und guten Wasserstellen geschildert. Erst neuerdings wurde mit seiner Erforschung begonnen, und zwar von dem Österreicher Franz Seiner, der das Gebiet zwischen Okavango und Sambesi in den Jahren 1905 und 1906 bereiste und wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute gab. Ihm folgte später im Auftrage der Regierung Hauptmann Streitwolf. Der Tschobefluß bildet,

soweit er deutsches Gebiet schneidet, ein ausgedehntes Sumpfgebiet mit vielen Inseln. Bekannter ist der östliche Landesteil zwischen Tschobe und Sambesi, ein fruchtbares, von Barotse bewohntes Gebiet, das viel von Händlern und Jägern aus Britisch-Südafrika besucht wird. Zwischen dem Okavango und Tschobe soll nach den Berichten von Aurel Schulz eine Bifurkation bestehen, deren Vorhandensein allerdings in neuerer Zeit bestritten wird. Besteht sie tatsächlich, wenn auch vielleicht nur zur Regenzeit, so kann man von einem Wasserweg Okavango-Sambesi sprechen.

Große Schätze harren am Okavango ihrer Erschließung, nur ist die Vorbedingung für ihre Nutzbarmachung der Bau einer Eisenbahn, die von Otavi oder Grootfontein ausgehend auf dem Wege über Tsintsabis nur eine Länge von zweihundertsechzig Kilometern haben würde. Ihrem Bau werden Geländeschwierigkeiten nicht im Wege stehen. Wenn man sich dann später entschlösse, diese Bahn nach Osten fortzuführen, würde man mit einer Gesamtlänge von rund vierhundert Kilometern von Libebe aus den Sambesi und damit die Kap-Kairo-Bahn erreichen. Ungeahnte wirtschaftliche Ausblicke eröffnen sich mit dem Bau dieser Bahn. —

In den vorstehenden Schilderungen ist Südwestafrika als ein Land an uns vorübergezogen, das wohl mit mancherlei Schwächen und Mängeln behaftet ist, aber anderseits einen hohen wirtschaftlichen Wert und Reichtümer vielerlei Art in sich birgt. Und will man das eine gegen das andere abwägen, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß wir in dieser Kolonie ein Land besitzen, wert, daß ein weitschauendes, starkes Volk seine Kraft einsetzt, um es zu entwickeln. Den ernsten und kraftvollen Willen zu diesem Werke werden auch gelegentliche Fehlschläge nicht schwächen können, wenn das deutsche Volk sich nur erst das Bewußtsein zu eigen gemacht hat, daß Südwestafrika der Opfer wert ist, die wir ihm gebracht haben. Dazu soll das Bild beitragen, das hier von dem Lande entrollt worden ist, das bereits so vielen Deutschen eine liebe neue deutsche Heimat geworden ist.



Herero.